

Bischof em. Dr. Anton Schlembach

Im Dienst der Verkündigung des Evangeliums

**Bischofsworte aus den Jahren
1983 bis 2007**

Eine Online-Präsentation des Archivs des Bistums Speyer
zum 60-jährigen Priesterjubiläum Bischof Schlembachs
am 10. Oktober 2016

www.bistumsarchiv-speyer.de (Menü „Publikationen“)

Bildnachweis:

Archiv des Bistums Speyer: S. 12, S. 88, S. 213

Bistum Speyer / Klaus Landry: S. 1

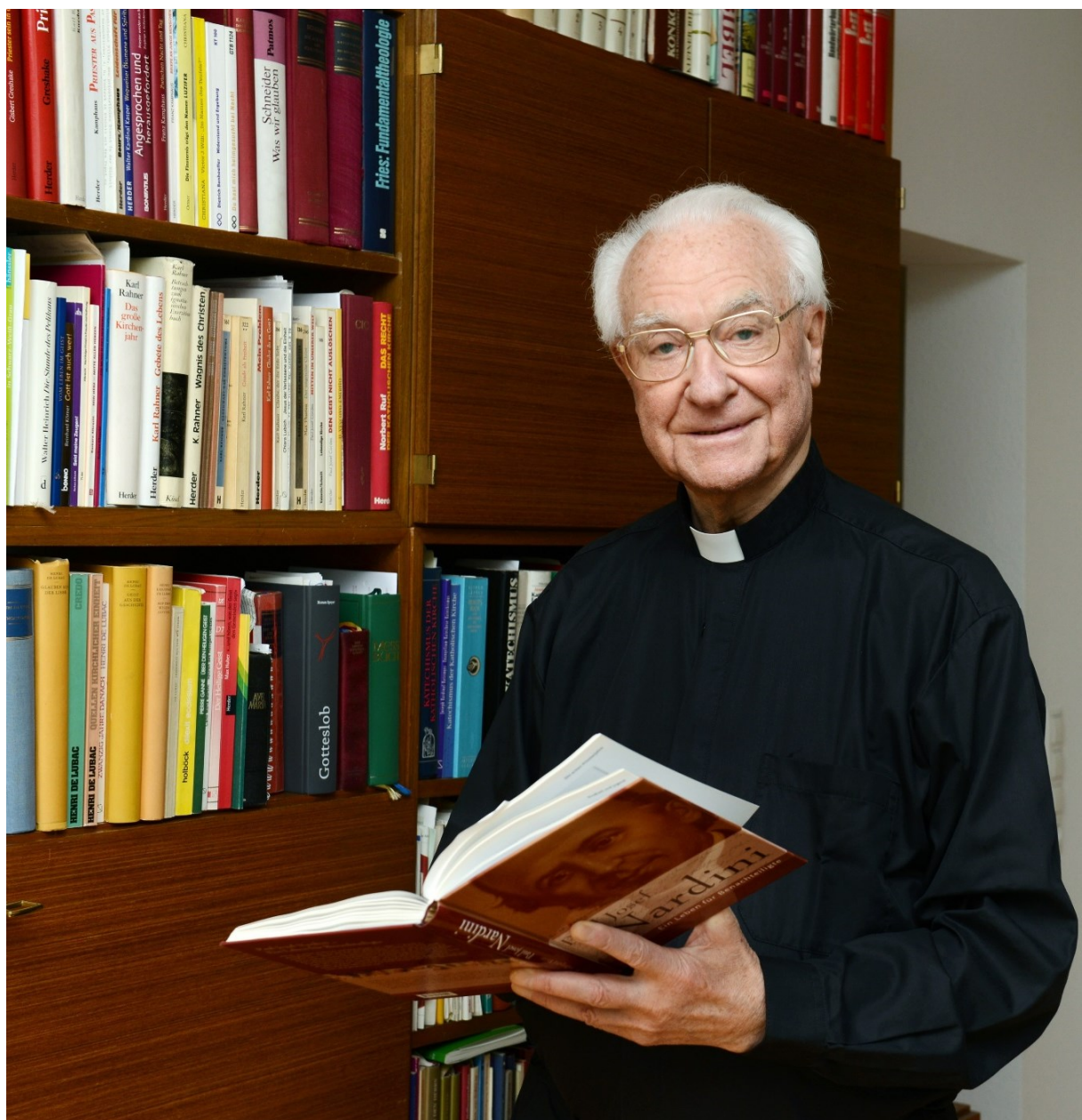
Klaus Landry: S. 160

Herausgeber: Archiv des Bistums Speyer

Redaktion: Thomas Fandel, Richard Schultz

Gestaltung: Tanja Ueltzhöffer

Speyer 2016



Bischof em. Dr. Anton Schlembach

Geleitwort Bischof Dr. Karl-Heinz Wieseemanns

Petr 5, 2-4

Sorgt als Hirten für die euch anvertraute Herde Gottes, nicht aus Zwang, sondern freiwillig, wie Gott es will; auch nicht aus Gewinnsucht, sondern aus Neigung; seid nicht Beherrscher eurer Gemeinden, sondern Vorbilder für die Herde! Wenn dann der oberste Hirt erscheint, werdet ihr den nie verwelkenden Kranz der Herrlichkeit empfangen.

Liebe Leserin, lieber Leser,

das Bild des Hirten begegnet uns im Alltag sehr selten und doch steht dieses Bild in der Bibel und in der kirchlichen Tradition wie kein zweites für die Aufgaben des Bischofs. Was macht einen Hirten aus? Er behütet das ihm Anvertraute. Er führt die Herde, geht ihr voran und lenkt sie vorausschauend auf ihrem Weg. Seine Aufgabe verlangt Mut und Einsatz, denn trotz aller Planungen sind Gefahren oder plötzliche Veränderungen unausweichlich. Josef Ratzinger findet dafür die Worte: „Der Hirte muss ein Sehender sein. Er muss den Blick haben für das Ganze und für den Einzelnen, für die Zeit und für die Unzeit [...] Der Glaube macht sehend. Nur von Gott her sieht man gut. Denn nur von ihm her kann man – auch als schwacher Mensch – anfangen, das Ganze zu sehen und das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden.“¹ Mein geschätzter Vorgänger Bischof em. Dr. Anton Schlembach hat sich in seiner fast 24-jährigen Amtszeit von 1983 bis 2007 als 95. Bischof von Speyer diesem Auftrag und den damit verbundenen Herausforderungen gestellt.

Sie sehen vor sich eine Zusammenstellung von Hirtenworten und wichtigen Aufrufen Bischof Antons, die anlässlich seines 60-jährigen Priesterjubiläums herausgegeben werden. Hirtenworte gehen auf die Tradition der Apostelbriefe und Gemeindeschreiben der nachapostolischen Zeit zurück. Sie dienen dem Bischof als Mittel, um wichtige Themen des Glaubens, der Kirche und Gesellschaft anzusprechen und haben von ihrem Ursprung her einen wegweisenden Charakter.

In seinem ersten Hirtenwort vom Christkönigsfest 1983 verweist Bischof Anton in Anlehnung an Alexander Solschenizyn auf die Gottvergessenheit unserer Gesellschaft. Und er fragt, welche bedeutendere Botschaft es heute geben könne als die, dass Gott das Heil sei, denn alles Verlangen des Menschen nach einer endgültigen Geborgenheit

¹ Joseph Ratzinger, Wie sollte heute ein Bischof sein. Gedanken aus Anlass eines Jubiläums. In: Gesammelte Schriften Bd. 12, Freiburg im Br. 2010.

und Liebe sei der Beweis für die Wahrheit: Nichts erschne der Mensch so sehr wie das Heil. Sein bischöflicher Wahlspruch „Deus Salus – Gott ist das Heil“ war daher in seiner Amtszeit der Fixpunkt seiner Verkündigung und zieht sich auch durch alle seine Hirtenbriefe in immer neuen Ausfaltungen und Konkretisierungen hindurch. Immer war es ihm ein Anliegen, die Menschen in der christlichen Hoffnung zu bestärken und die Botschaft Jesu Christi in der Welt zu verbreiten, denn ohne den Gottesglauben, so seine Überzeugung, geraten auch die Grundwerte der Gesellschaft in Gefahr.

Während seiner Amtszeit erfolgte in Deutschland ein tiefgreifender Umbruch in Kirche und Gesellschaft. Bischof Anton stellte sich den Herausforderungen seiner Zeit und thematisierte in seinen Hirtenworten immer wieder den Rückgang des Glaubens und der Kirchenbindung. Worte u. a. zur Beichte, Eucharistie, Neuevangelisierung und Ordens- und Priesterberufungen zeugen von seinem Anliegen, das Glaubenserbe in einem der ältesten deutschen Bistümer zu erhalten, zu entfalten und zukunftsfähig zu machen. Auch der Pastoralplan von 1993, mit dem Bischof Anton das Anliegen verband, das Bistum als lebendige Teilkirche mit lebendigen Pfarreien für die Notwendigkeiten der Zeit auszurüsten, wurde von ihm immer wieder aufgegriffen. Der Schutz des menschlichen Lebens vom Beginn bis zum Ende kam als eines seiner weiteren Herzensanliegen immer wieder zur Sprache.

Daneben fanden auch die großen Ereignisse seiner Amtszeit, wie der Papstbesuch Johannes Paul II. 1987 in Speyer, die Selig- und Heiligsprechung Edith Steins, die Initiative 2000 zum Christus-Jubiläum und die Seligsprechung Paul Josef Nardinis Eingang in seine Hirtenbriefe.

In seinem letzten Hirtenwort vom 27.01.2007 schaut Bischof Anton voll Dankbarkeit auf seine vergangenen Amtsjahre in Speyer zurück. Er zieht aber auch Bilanz, die angesichts der voranschreitenden Säkularisierung und der damit einhergehenden dramatischen Verdunstung des Glaubens nicht nur positiv ist. Doch Resignation ist nicht sein Stichwort. Christus ist das Heil, und er ist überall bei uns, „als derjenige, der unser Heil und nur unser Heil will und wirkt“. Bischof Antons Ziel war es, ganz im Sinne des biblischen Vorbilds, als Hirte der Kirche von Speyer den rechten Weg zu weisen und sich ganz in den Dienst der Verkündigung des Evangeliums zu stellen. Dabei wird seine tiefe Liebe zur Kirche wie auch sein Mitleiden und Mitfreuen mit ihrem Weg durch die Zeit überall spürbar. Hiervon zeugen auch seine Hirtenworte.

Ich danke herzlich Herrn Richard Schultz und Herrn Dr. Thomas Fandel mit seinen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern im Bistumsarchiv für die Zusammenstellung der Bischofsworte sowie die Erarbeitung der Online-Präsentation. Ein herzliches Vergelt's Gott.

Ihr Bischof

Dr. Karl-Heinz Wieseemann

Inhaltsverzeichnis

Geleitwort Bischof Dr. Karl-Heinz Wiesemanns	4
Inhaltsverzeichnis.....	7

Bischofsworte aus den Jahren 1983 bis 1988

Mit Euch verbunden im Glauben an den Gott des Heils	
Erstes Hirtenwort des neuen Bischofs an die Katholiken des Bistums	13
Bischof und Priester vereint ein sakramentales Band	
Persönliches Wort des Bischofs an seine Priester	18
In christlicher Mitverantwortung helfen	
Aufruf des Bischofs zur Bistumsaktion „Solidarität mit Arbeitslosen“	20
Religiöse Erziehung: eine schöne und lohnende Aufgabe	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1984	22
Ordenschristen sind ein Segen für die Kirche und für die Welt	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1985	27
Der Dienst der Versöhnung ist eine zentrale Aufgabe der Kirche	
Brief an die Mitbrüder im priesterlichen Dienst zur österlichen Bußzeit 1985	32
Durch Spenden fast 200 neue Stellen geschaffen	
Bischofswort zur Aktion „Solidarität mit Arbeitslosen“	36
Seien Sie „Anstifter der Hoffnung und Freude“!	
Bischofsbrief an die Kirchenmusiker der Diözese im Europäischen Jahr der Musik....	38
Der Sonntag – Mitte unseres Lebens	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1986	52
Alarmierender Ruf zur Besinnung und Umkehr	
Bischofswort zum Unglück im Kernkraftwerk Tschernobyl.....	60
Ein Besuch, von dem wir Großes erwarten dürfen	
Wort des Bischofs an die Priester und Gemeinden des Bistums zum	
Besuch des Heiligen Vaters in Speyer am 4. Mai 1987	62

Unser Bistum erwartet Papst Johannes Paul II.	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1987	65
Mit Maria ins dritte christliche Jahrtausend	
Aufruf zum Marianischen Jahr 1987	70
Besuch mit Tiefgang und Wirkungsgeschichte	
Geleitwort zu dem Text- und Bildband „Papst Johannes Paul II. in Speyer“	74
Heute glauben	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1988	77

Bischofsworte aus den Jahren 1989 bis 1995

Eucharistie – das Herzstück unseres Glaubens und Lebens	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1989	89
Die Zehn Gebote – Anweisung zum Leben und zur Freiheit	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1990	94
Für die Stärkung der Frauen in der Entwicklungsarbeit	
Einladung zur Teilnahme an der Eröffnung der MISEREOR-Fastenaktion am	
4. März 1990 in Speyer	99
Paul Josef Nardini: Exemplarischer Priester und Anwalt der Armen	
Predigt bei der Einleitung des Seligsprechungsverfahrens am 25. März 1990	
in St. Pirmin, Pirmasens	101
Europa – Hoffnungen und Gefahren	
Besuch von Kardinal Joseph Ratzinger in Speyer am Pfingstfest 1990	107
Das Sakrament der Firmung in unserem Leben und im Leben unserer Gemeinden	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1991	110
Edith Stein: Ihr Glaubensweg – Ihr Glaubensvorbild	
Bischofswort zum 100. Geburtstag der seligen Edith Stein am 12. Oktober 1991	115
Damit es Kirche heute und morgen gibt	
Bischofswort zu dem Pastoralplan „Kirche leben in der Pfarrgemeinde“	121

Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1992	123
Gott ruft jeden von uns	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1993	128
Tätige Solidarität mit den Christen im Osten	
Bischofswort zur Aktion „Renovabis“	133
Kirche leben in der Pfarrgemeinde	
Wort des Bischofs zur Inkraftsetzung des Pastoralplans.....	137
Die Familie: Ort der rechten Menschwerdung und Kirche im Kleinen	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1994 im Internationalen Jahr der Familie	142
Priesterberufe brauchen sorgsame Pflege und Förderung	
Bischofswort zum Weltgebetstag um Geistliche Berufe am vierten Ostersonntag, 24. April 1994	148
Paul Josef Nardini: Priester – Sozialapostel – Fürsprecher bei Gott	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1995	151
Unsere Bistumszeitung: Orientierungshilfe und Forum der Begegnung	
Wort des Bischofs zum Welttag der sozialen Kommunikationsmittel am 10. September 1995.....	156
 Bischofsworte aus den Jahren 1996 bis 2002	
Dem großen Jubiläumsjahr 2000 entgegen	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1996	161
1997: Ein Jahr des verlebendigten Christusglaubens	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1997	165
Die Gnade unserer Taufe neu aufleben lassen	
Bischofswort zur bistumsweiten Tauferneuerung zum Abschluss des Kirchenjahres	169
1998: Ein Jahr des Offenwerdens für den Heiligen Geist	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1998	172

Beratungsscheine dürfen den Einsatz der Kirche nicht verdunkeln	
Erklärung des Bischofs zur kirchlichen Schwangerschaftskonfliktberatung	176
Ein geistlicher Höhepunkt und ein Fest des ganzen Bistums	
Bischofswort zur Feier der Heiligsprechung Edith Steins am 11. Oktober 1998.....	177
Den Menschen nahe sein	
Aufruf des Bischofs zur Aktion „Leben mit Sozialhilfe“	179
Das Bußsakrament neu beleben	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit	180
Für Mutter und Kind	
Bischofswort zur Thematik der Schwangerenberatung vom 16. Oktober 1999.....	185
Ein großes Jubiläumsjahr für Christus und die Christen	
Bischofswort zum Heiligen Jahr 2000	189
Mit Jesus Christus ins neue Jahrtausend	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit im Heiligen Jahr 2000	194
Mutter des Erlösers und Mutter der Erlösten	
Bischofswort zur Erneuerung der Weihe des Bistums an Maria am 15. August 2000	198
Gebet zur Erneuerung der Weihe der Diözese Speyer an die Bistumspatronin Maria am 15. August im Heiligen Jahr des Großen Jubiläums 2000	202
Der bleibende Impuls des Großen Jubiläums: Glaubt an Jesus Christus!	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2001	205
Unser Pastoralplan: Kursbuch für die Seelsorge	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2002	209
 Bischofsworte aus den Jahren 2003 bis 2007	
Der heilige Pirminius: Apostel unseres Bistums und Vorbild im Glauben	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit im Pirminius-Jahr 2003	214

Pirmins Erbe wahren und um geistliche Berufe bitten	
Aufruf des Bischofs zum diözesanen Pirminius-Sonntag.....	218
Geheimnis des Glaubens – die Feier der Eucharistie	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2004	220
Unser Bistum vor schwierigen Herausforderungen und großen pastoralen Chancen	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2005	225
Wir trauern um einen großen Papst	
Brief des Bischofs zum Tod von Papst Johannes Paul II.	230
Freude und Stolz über den Papst aus Deutschland	
Wort des Bischofs zur Wahl von Papst Benedikt XVI.	232
Vom frohmachenden Wert des christlichen Glaubens heute	
Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2006	234
Ein geduldiger Hüter der Grundfesten des christlichen Glaubens	
Predigt von Bischof Dr. Anton Schlembach zum Papstsonntag am 30. April 2006....	238
Der selige Paul Josef Nardini – Geschenk und Leitbild für unser Bistum	
Bischofswort zur Seligsprechung von Paul Josef Nardini	243
Die Sendung der Kirche erfordert die Zusammenarbeit aller	
Vorwort des Bischofs zur Fortschreibung des Pastoralplanes	248
Bischöfe kommen und gehen, der Herr der Kirche aber bleibt	
Wort zur Beendigung des Dienstes als Diözesanbischof	251

Bischofsworte

aus den Jahren 1983 bis 1988



Papstbesuch 1987

Mit Euch verbunden im Glauben an den Gott des Heils

Erstes Hirtenwort des neuen Bischofs an die Katholiken des Bistums

Liebe Schwestern und Brüder im Herrn!

Am Beginn des neuen Kirchenjahres möchte ich mein erstes Hirtenwort an Euch richten. Mit großer Herzlichkeit grüße ich Euch alle, meine lieben katholischen Christen des Bistums Speyer, vom Rhein bis zur Saar, vom Donnersberg bis zum Wasgau. „Der Herr, der war, der ist und der kommen wird, sei mit Euch!“

Zunächst drängt es mich, Euch aufrichtig zu danken für die Offenheit, mit der Ihr mich als Euren Bischof aufgenommen und angenommen habt und für den Vertrauensvorschuss, den Ihr mir vom ersten Tag an geschenkt habt. Schon in den ersten Wochen meiner bischöflichen Tätigkeit durfte ich beglückend erfahren, dass das Wort von Kardinal Faulhaber, das er beim Domfest 1930 gesprochen hat, auch heute noch gilt: „O Pfälzer Land, wie schön bist du, o Pfälzer Dom, wie majestätisch bist du, o Pfälzer Volk, wie treu bist du!“. So wird es mir nicht schwer fallen, immer tiefer in unser Bistum hineinzuwachsen und nicht nur von Amts wegen, sondern auch mit dem Herzen Euer Bischof zu sein.

Ein neuer Bischof legt sich nach alter Tradition einen Wahlspruch zu. Dieser Wahlspruch soll kurz sein. Er soll inhaltlich gewichtig sein und er soll etwas ausdrücken, was für seinen Träger wesentlich ist. Mein bischöflicher Wahlspruch lautet: DEUS SALUS – Gott ist das Heil. Ihn will ich ein wenig erschließen in Anlehnung an die Symbole meines Bischofswappens.

Im oberen Teil meines bischöflichen Wappens sieht man die Sonne, im unteren Teil das Kreuz. Dazwischen schlängelt sich eine Flusslinie.

Die Sonne ist ein uraltes religiöses Symbol für Gott. Amenophis IV., genannt Echnaton, der im 14. Jahrhundert vor Christus als Pharao in Ägypten herrschte, führte aus einer tiefen religiösen Einsicht den Eingott-Glauben in seinem Reich ein. Er ließ den einen Gott darstellen im Bild einer Sonnenscheibe mit zahlreichen Strahlen, deren Enden die Form einer offenen Hand hatten. Damit wollte er sagen: Der eine wahre Gott ist ein Gott mit offenen Händen. Alles, was wir haben und sind, ist seine Gabe. Der Apostel Johannes schreibt in seinem ersten Brief (1, 5): „Gott ist Licht und in ihm gibt es keine Finsternis“.

Franz von Assisi beginnt sein Preislied auf die Schöpfung mit den Worten: „Gelobt seist Du, mein Herr, mit all Deinen Geschöpfen, vor allem mit der edlen Schwester Sonne. Sie bringt uns den Tag und das Licht, von Dir, Du Höchster, ist sie Abbild und Gleichnis“. Wie die Sonne am Himmel steht und leuchtet, unabhängig davon, ob die Menschen sie wahrnehmen oder nicht, ob sie sie bestaunen und besingen oder sie als Selbstverständlichkeit hinnehmen, oder gar, ohne sie zu beachten, in den Tag hineinleben – so verhält es sich mit Gott: Er ist da. Er steht über dem Weltall. Er steht über der Menschheit und ihrer wechselvollen Geschichte. Er steht über meinem einmaligen, ganz persönlichen Leben mit seinen Höhen und Tiefen, mit seinen Freuden und Leiden, mit seinen Stunden voller Hochstimmung und voller Angst, mit seinen Stunden der Gnade und der Schuld.

Auf das wogende Leben will die Wellenlinie in meinem bischöflichen Wappen hinweisen. Wo immer mein Lebensweg hinführt, durch welche Täler und Gebirge mein Leben seinen Lauf nimmt: Immer und überall ist Gott bei mir, verlässlich wie die Sonne am Himmel. Menschen mit besonders tiefer Gotteserfahrung wissen, dass Gott uns auch und gerade dann nahe ist, wenn wir eher seine Abwesenheit als seine Anwesenheit, eher seine Ferne als seine Nähe zu spüren meinen. Auf die Mauer des Warschauer Ghettos, in dem zu Beginn des Winters 1941 eine halbe Million Juden eingepfercht waren, schrieben solche Menschen in großen Buchstaben: „Ich glaube an die Sonne, auch wenn sie nicht scheint, ich glaube an die Liebe, auch wenn ich sie nicht spüre. Ich glaube an Gott, auch wenn ich ihn nicht sehe.“

Gott ist nicht nur überall da und bei uns. Er ist überall bei uns als unser Heil, als derjenige, der unser Heil und nur unser Heil will und wirkt. Auch dafür ist die Sonne ein schwaches Abbild. Die Sonne ist die große Wohltäterin der Erde. Sie gibt ihr Licht, Leben, Fruchtbarkeit und Halt. Ohne die Sonne wäre die Erde ohne Licht, ohne Leben, verirrt und verloren in der Unendlichkeit des Weltalls. So haben große religiöse Menschen es immer geahnt, dass der Gott, der über dem Menschen und der Welt steht, keine böse und vernichtende, sondern eine gute und liebende Macht, kein Unheilsgott, sondern ein Gott des Heiles ist.

Was die Menschen von sich aus jedoch nur ahnen konnten, das ist ihnen in Jesus Christus zur Gewissheit geworden: in seinem Wort, in seinen Taten, in seinem Leben, in seinem Sterben, in seiner Auferstehung und Erhöhung.

Jesus hat Gott als Heil des Menschen erfahrbar gemacht, indem er Gott als bedingungslose Liebe geoffenbart hat; als Liebe, die verzeiht und ermutigt, Gott aus ganzem Herzen wiederzulieben; als Liebe, die den Menschen auch im Sterben nicht verlässt, sondern durch den Tod hindurch zur Auferstehung führen will; als Liebe, die aber auch verpflichtet, sich jedem Mitmenschen in Güte und Hilfsbereitschaft zuzuwenden.

Auf diesen Jesus Christus macht in meinem Bischofswappen das Kreuz aufmerksam. Es will sagen: Wer mit Jesus verbunden lebt und stirbt, wer sich bemüht, wie Jesus zu leben und zu sterben, der hat jetzt schon Heil gefunden und geht der Auferstehung, dem vollendeten Heil entgegen.

Die Gemeinschaft der Menschen, die mit Jesus verbunden den Lebensweg Jesu gehen, nennen wir Kirche. Sie scheint als Gottes Heilszeichen in unserer Welt überall dort auf, wo Menschen in Familie und Pfarrei, in Gruppen und Gemeinschaften und wo immer sie leben und arbeiten Jesus Christus bezeugen und seine Botschaft leben. Also überall dort, wo man sich wie Jesus vertrauensvoll Gott anheimgibt, wo man Freude am Gebet und am Gottesdienst hat; wo man die Begegnung mit Christus im Wort der Bibel und in den Sakramenten sucht; wo man keinen aus seinem Herzen und aus seinem Haus ausschließt; wo man teilt und wo man tröstet; wo Erwachsene jungen Menschen Freude am Leben und Mut für die Zukunft schenken, ihrem Sturm und Drang mit Verständnis begegnen, sie aber auch vor Irrtum und Missbrauch ihrer Ideale schützen; wo umgekehrt junge Menschen zu ihren Eltern stehen und auf ihren erfahrenen Rat hören; wo man Kranke besucht und Sterbende liebend und betend begleitet, überall dort wird Nachfolge Jesu gelebt, Gott als Heil bezeugt und die Welt ein Stück weit heil. Zünden wir den Menschen um uns herum dieses Adventslicht an!

In der Erwartung der Geburt Jesu tritt im Advent Maria, seine Mutter, besonders in Erscheinung. Mein bischöfliches Wappen enthält auch auf sie einen Hinweis. Er liegt in der Farbgebung. Das Kreuz erscheint in weiß auf blauem Grund. Weiß und blau aber sind die marianischen Farben. Durch diese Farbenwahl soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass sich Gott bei keinem Menschen so deutlich als Gott des Heils erwiesen hat wie bei Maria, die wie kein anderer Mensch mit Jesus verbunden war. Sie war ohne Sünde, von Anfang an und immer der Gnade voll. Mit Seele und Leib, also in ihrer ganzen Menschlichkeit, ist sie im Himmel vollendet und so im endgültigen und vollendeten Heil. Sie ist uns ein herausragendes Zeichen dafür, dass Gott das Heil der Welt und der Menschen nicht nur sein will, sondern auch tatsächlich ist, dass er die

Menschen, die mit Jesus verbunden sind, wirklich ergreift und zum Heil führt. So möchte mein Bischofswappen eine beständige Einladung sein zur Christusliebe, zur Marienverehrung und zum lebendigen Glauben an Gott, in dem allein wir das Heil finden.

Alles Verlangen des Menschen nach Befreiung von Schuld, Leid und Tod, alle Sehnsucht nach einer endgültigen Geborgenheit und Liebe ist der eindeutige Beweis für die Wahrheit: Nichts ersehnt der Mensch so sehr wie das Heil. Wenn bei uns viele Menschen erfüllt sind von Zukunftsangst und Resignation, von Pessimismus und Verzweiflung, dann steht diese Tatsache im inneren Zusammenhang mit der Gottvergessenheit. Sie ist die schwerste Krankheit unserer säkularisierten Gesellschaft. Als Alexander Solschenizyn am 10. Mai dieses Jahres in London den Templeton-Preis, einen Preis für die Förderung der Religion in der heutigen Menschheit, erhielt, sagte er folgende Sätze, die sehr nachdenklich machen: „Vor mehr als einem halben Jahrhundert, noch als Kind, hörte ich, wie ältere Leute die ungeheuren Erschütterungen, von denen Russland damals heimgesucht wurde, so erklärten: Die Menschen haben Gott vergessen, daher kommt dies alles [...] Wenn man mich auffordern würde, [...] das wesentliche Charakteristikum des gesamten 20. Jahrhunderts kurz zu benennen, dann finde ich dafür wiederum nichts Genaueres und Gewichtigeres als: Die Menschen haben Gott vergessen. Fehler des menschlichen Bewusstseins, dem das Gespür für die Erhabenheit des Göttlichen abhandengekommen war, bedingten die schwersten Verbrechen unseres Jahrhunderts.“

Deus Salus – Gott ist das Heil: Welche Botschaft wäre deshalb für uns und für unsere Gesellschaft von größerer Aktualität, welche wäre notwendiger für jeden einzelnen und für die gesamte Menschheit? Deshalb habe ich mir diesen Wahlspruch gewählt. Wir wollen ihn gemeinsam zu unserem Lebensmotto und zur Leitlinie unseres täglichen Lebens machen.

Heute beginnt die Adventszeit. Jedes Jahr will sie in uns die Heilssehnsucht und Heilserwartung freilegen und uns auf Gott, der das gegenwärtige und kommende Heil ist, verweisen. Lassen wir uns vom Propheten Hosea rufen: „Nehmt Neuland unter den Pflug! Es ist Zeit, den Herrn zu suchen; dann wird er kommen und euch mit Heil überschütten“ (10, 12).

Im lebendigen Glauben an den Gott des Heils mit Euch verbunden, grüße und segne ich Euch jetzt und jeden Tag im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Christkönigsfest 1983

Euer Bischof

Dr. Anton Schlembach

Oberhirtliches Verordnungsblatt für das Bistum Speyer (künftig OVB) Nr. 13 vom 18. November 1983

Bischof und Priester vereint ein sakramentales Band

Persönliches Wort des Bischofs an seine Priester

Verehrte, liebe Mitbrüder im priesterlichen Dienst!

Zugleich mit meinem ersten Hirtenbrief möchte ich ein kurzes herzliches Wort eigens an Sie richten. Durch Berufung und Weihe bin ich als Bischof in Ihren Kreis getreten, die Sie schon vor mir und zum Teil schon länger als ich durch Ihren priesterlichen Dienst und Einsatz am Aufbau von Gottes Herrschaft und Reich im Bistum Speyer arbeiten. Ich kenne die Härte der pastoralen Arbeit unter den gegenwärtigen Bedingungen in einer säkularisierten Gesellschaft, von der auch unsere Gemeinden und Gläubigen angesteckt sind und die auch für uns persönlich eine große Herausforderung ist. Dazu kommt, dass bei der abnehmenden Priesterzahl die Gläubigen immer höhere Erwartungen an den Priester stellen. Gott vergelte Ihnen alle treue Hingabe in den vielfältigen Bereichen der Seelsorge. Gott vergelte Ihnen auch das Vertrauen, das Sie mir, dem Bischof von auswärts, von Anfang an schenken.

Bischof und Priester vereint ein sakramentales Band, das eine Glaubenswirklichkeit ist. Priestersein und Priestervollmacht erhalten Sie durch den Bischof. Gewiss haben Sie die Priesterweihe nicht von dem gegenwärtigen Bischof empfangen, aber er ist für Sie der wichtigste Vertreter der bischöflichen Wurzelgewalt, und in Verbindung mit ihm üben Sie Ihr Priestertum aus. Das Bischofsgedenken im Hochgebet der heiligen Messe sei uns täglich Anruf, diese heilige Gemeinschaft zu vertiefen. Sie beten für mich und ich für Sie.

Bischof und Priester verbindet auch eine gemeinsame Sendung. Die Hirtenaufgabe der Seelsorger ist eine Auszweigung der bischöflichen Sendung und Jurisdiktion. Entsprechend ist Ihre Verkündigung des Wortes Gottes Teilhabe an dem göttlichen Auftrag, der den Bischof zum apostolischen Verkünder in seiner Teilkirche macht.

Aus diesen Überlegungen ergibt sich als gemeinsame Aufgabe: Wir müssen in der Diözese als einer großen Lebenszelle der Kirche zu einer Priestergemeinschaft zusammenwachsen. Unser eigenes Priesterleben soll daraus stets befruchtet werden und ein einmütiges Apostolatswirken daraus erwachsen. Im Dekret über Dienst und Leben der Priester sagt das Zweite Vatikanische Konzil: „Kein Priester kann abgesondert und als einzelner seine Sendung hinreichend erfüllen, sondern nur in Zusammenarbeit mit anderen Priestern, unter Führung derer, die die Kirche leiten“ (Nr. 7).

Beherzigen wir die großartigen Worte des heiligen Bischofs Ignatius von Antiochien in seinem Brief an die Epheser: „Es ist notwendig, dass ihr mit dem Bischof zusammenarbeitet, was ihr auch tut. Euer Presbyterium, an dem Gott seine Freude haben soll, muss mit dem Bischof verbunden sein wie die Saiten mit der Zither. In diesem Konsens und in dem Zusammenklang der Liebe erklingt Jesus Christus als Lied“ (Kap. III).

Für die rechte Führung einer Diözese mit ihren vielfältigen Aufgaben ist der Bischof, zumal wenn er nicht aus der Diözese stammt, ganz auf seine Priester angewiesen. Ohne sie kann er seinen Auftrag nicht erfüllen. Deshalb bitte ich Sie herzlich um Ihre Mitarbeit und um Ihre Mitbrüderlichkeit, um Ihr Vertrauen und um Ihre Offenheit im Gespräch und in der gegenseitigen Information, zum Wohl der heiligen Kirche von Speyer. Ich selbst will mit allen Kräften versuchen, die Bruderschaft des Bischofskollegiums, die gern als *collegialitas effectiva et affectiva* beschrieben wird, auf Sie als mein Presbyterium auszudehnen. Ich hoffe, dass sich bald die Möglichkeit ergeben wird, uns auch persönlich kennenzulernen und ins Gespräch zu kommen.

„Wenn die Priester gut sind, ist alles gut“, sagte Papst Pius XII. unserem verehrten Altbischof bei seiner ersten Audienz am 15. Oktober 1953 (vgl. I. M. Emanuel, *Meine Bischofsjahre*, S. 84). Ich möchte dieses Wort erweitern und sagen: Wenn die Priester und der Bischof gut sind, dann ist alles sehr gut. Wir wollen uns redlich mühen, jeden Tag neu unseren je eigenen Auftrag in Gemeinschaft mit dem Herrn und untereinander so gut wir können zu erfüllen. Dann wird der Segen des Herrn nicht fehlen.

In diesem Herrn verbunden grüße ich Sie herzlich als

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

OVB Nr. 13 vom 18. November 1983

In christlicher Mitverantwortung helfen

Aufruf des Bischofs zur Bistumsaktion „Solidarität mit Arbeitslosen“

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Die große Not der Arbeitslosigkeit von Männern, Frauen und Jugendlichen in zahlreichen Familien drängt mich heute dazu, an Ihr menschliches Mitgefühl und Ihre christliche Mitverantwortung zu appellieren.

Das Wort von der Arbeitslosigkeit als der „neuen Armut“ ist kein Schlagwort mehr, sondern für viele Menschen bittere Wirklichkeit. Der Verlust der Arbeitsstätte bringt sie in akute finanzielle Not. Besonders kinderreiche Familien trifft es schwer, wenn sich ihr Einkommen spürbar verringert. Seelische Belastungen sind nicht weniger schmerzlich. Das Gefühl, nicht mehr gebraucht zu werden, der Verlust von Arbeitskollegen und der gewohnten Arbeitswelt macht viele Menschen körperlich und seelisch krank.

Auch in unserer Diözese stellen wir eine drückende Arbeitslosigkeit fest. Sie fordert uns heraus, alles in unseren Kräften Stehende zu tun, den von ihr betroffenen Menschen zu helfen. Die Bistumsleitung hat ein Programm zur Minderung der Arbeitslosigkeit, besonders der Jugendarbeitslosigkeit, erstellt. Ich habe die kirchlichen Einrichtungen gebeten, zusätzliche Plätze für Auszubildende und Praktikanten bereitzustellen. Ferner soll geprüft werden, wo zum Beispiel in der Jugendarbeit oder Altenbetreuung pädagogisch ausgebildete Arbeitslose eingesetzt werden können. Weiter wollen wir zur Sicherung von Arbeitsplätzen Arbeit schaffende Maßnahmen fördern. Manches ist bisher schon geschehen. Im Bischöflichen Ordinariat beispielsweise, im Jugendwerk St. Josef, Landau, und in anderen kirchlichen Stätten wurden in den vergangenen Jahren insgesamt 144 Ausbildungsplätze und Praktikantenstellen geschaffen. Aber wir wollen noch mehr tun. Unser Vorhaben wurde kürzlich mit dem Landesarbeitsamt und den örtlichen Arbeitsämtern beraten und von dort gutgeheißen.

Es ist mir bewusst, dass wir mit unserem Aktionsprogramm das Problem der Arbeitslosigkeit nicht lösen können. Darum werden sich andere bemühen müssen. Wir können aber in konkreten Situationen Arbeitslosen helfen und mancherorts Arbeitsplätze sichern. Und wenn wir nur Härten mildern können, ist unser Dienst nicht umsonst. Die Liebe, die Jesus den in Not geratenen Menschen seiner Zeit geschenkt hat, und sein Wort, zu lieben wie er geliebt hat, sei uns auch hier Norm und Maß des Handelns.

Im Geiste dieser Liebe bitte ich alle Priester, Laien im kirchlichen Dienst, wie alle Katholiken im Bistum, die einen Arbeitsplatz haben, um einen finanziellen Beitrag für unseren neu eingerichteten Solidaritätsfonds zur Schaffung von Ausbildungsplätzen und Praktikantenstellen (vgl. Handzettel). Andere Diözesen konnten auf ähnliche Weise bereits großartige Beispiele christlicher Solidarität geben. Ein Handzettel informiert Sie über die Möglichkeiten, sich an der Aktion zu beteiligen.

Meine lieben Katholiken im Bistum Speyer! Ich bin noch nicht lange Ihr Bischof, aber ich habe schon mehrmals Gelegenheit gehabt, Ihre Hilfsbereitschaft und Opferwilligkeit kennenzulernen. Sie ist vorbildlich. So habe ich die große Zuversicht, dass Sie meine Bitte nicht überhören, die ich heute stellvertretend für unsere arbeitslosen und arbeitssuchenden Schwestern und Brüder im eigenen Umfeld an Sie richte. Bitte, helfen Sie auch hier und bedenken Sie das alte Wort: wer schnell hilft, hilft doppelt. Ich danke Ihnen schon jetzt mit einem herzlichen Vergelt's Gott für Ihre Gabe.

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

OVB Nr. 2 vom 14. Februar 1984

Religiöse Erziehung: eine schöne und lohnende Aufgabe

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1984

Liebe Schwestern und Brüder im Bistum!

Ein Volk lebt davon, dass Kinder geboren werden und dass diese Kinder dazu erzogen werden, als Menschen und Staatsbürger verantwortlich zu leben.

Die Kirche lebt davon, dass ihr durch die Taufe immer neue Kinder eingegliedert und durch eine christliche Erziehung dazu angeleitet werden, christlich zu leben.

Die Verpflichtung zur christlichen Erziehung der Kinder und Jugendlichen wird von manchen Eltern heute nicht mehr recht wahrgenommen. Andere sind verunsichert und fragen: Wie soll ich denn meine Kinder christlich erziehen? Ich will versuchen, zu dieser Frage einige Hinweise zu geben.

Die junge Mutter legt ihren sechs Monate alten Michael am Abend ins Bettchen, lächelt ihn an, streichelt ihn zärtlich und gibt ihm einen Gute-Nacht-Kuss. Dann neigt sie sich liebevoll über das Kind, macht ihm mit geweihtem Wasser ein Kreuz auf die Stirn, legt ihm die Händchen zusammen, hält sie und spricht langsam: Lieber Gott, du hast uns den kleinen Michael geschenkt. Wir sind froh und glücklich, dass wir ihn haben und für ihn sorgen dürfen. Erhalte ihn und uns gesund. Beschütze ihn und seine Eltern und alle Kinder in dieser dunklen Nacht. Schenke uns deinen Segen und deinen Frieden. Amen. Das Kind hört alles, es versteht – nichts. Aber es macht eine religiöse Erfahrung: Es nimmt die Stille wahr, die ehrfürchtige Sammlung auf dem Gesicht der Mutter. Noch unbewusst nimmt es auf, dass die Liebe, die es von der Mutter erhält, aus der Liebe Gottes kommt, dass die Geborgenheit, die die Mutter ihm schenkt, in ihrer Geborgenheit in Gott wurzelt. Es erfährt so, dass in seiner kleinen Umgebung, die für es die ganze Welt bedeutet, Gott vorkommt. In den ersten Lebensjahren macht der Mensch nicht nur seine frühesten, sondern auch seine tiefsten Lebenserfahrungen. Sie prägen ihn mehr als alle späteren Erlebnisse und haben den Charakter einer entscheidenden Weichenstellung für das ganze Leben.

Michael ist drei Jahre alt geworden. Am Sonntag vor dem Mittagessen erlebt er regelmäßig, wie Vater, Mutter und die älteren Geschwister ehrfürchtig und gesammelt beten. Michael ist überrascht: Die Menschen, die er kennt, sprechen. Aber sie sprechen nicht mit ihm. Sie sprechen auch nicht miteinander. Sie sprechen mit einem anderen. Diesen anderen kann das Kind nicht sehen, aber er muss dennoch anwesend sein und hören. Er muss auch ein Höherer und Größerer sein, weil auch der Vater, der für

Michael allmächtig ist, sich in Ehrfurcht vor ihm neigt. Dieser Andere, Höhere, Mächtigere muss auch gütig und liebend sein, weil die Betenden in der Haltung und Dankbarkeit und des Vertrauens beten.

Wieder macht Michael eine grundlegende religiöse Erfahrung, die seine Glaubens- und Gebetsfähigkeit weckt; die ihn einlädt, diese Gebetshaltung der Dankbarkeit, des Vertrauens, der Hingabe nachzuahmen und selbst ein betender Mensch zu werden.

Bald darf Michael einmal mit der Mutter in die Kirche. Beim Läuten der Glocken haben ihm die Eltern schon manchmal von der Kirche erzählt. Jetzt erlebt er selbst den großen Raum. Er sieht, wie die Mutter das Knie beugt und im stillen Schweigen da kniet. Michael erlebt dabei mit höchster Intensität, was Anbetung ist. Er erlebt den Grundakt des religiösen Menschen, der sich als geliebtes Geschöpf Gottes weiß.

Zuhause und in einem guten Kindergarten wird Michael in den christlichen Glauben eingeführt und zu einem eigenen Gebetsleben angeleitet. Vater, Mutter und Großeltern sprechen mit Michael immer wieder von Gott, vom guten Gott, der über der Welt steht und seine Hand über die Welt hält; der die Sonne, die Blumen, die Früchte schenkt; der auch in der Dunkelheit und in jeder Not bei uns ist; der ihm die Eltern gegeben hat und ihnen aufgetragen hat, für ihn zu sorgen; der uns Jesus, seinen Sohn, geschickt hat, der uns gelehrt und gezeigt hat, dass Gott unser Vater ist, der für uns gestorben ist und der als auferstandener Herr uns in den Himmel führt.

Die Christusfeste und Marienfeiertage im Laufe des Kirchenjahres sind besonders ergiebige Anknüpfungspunkte, um den christlichen Glauben inhaltlich für Michael zu erschließen.

Bei dieser Erstinformation über den christlichen Glauben im Vorschulalter sind sich die Eltern ihrer großen Verantwortung bewusst, ihrem Michael ein rechtes Gottes- und Jesusbild zu vermitteln und schiefe Vorstellungen von Gott und Jesus von vornherein auszuschalten. Dabei halten sie sich an die Grundregel: Wir sprechen so von Jesus, wie die Evangelien von Jesus sprechen. Und wir sprechen so von Gott, wie Jesus von Gott gesprochen hat.

Gleichzeitig wird Michael angeleitet, von diesem Glaubenswissen her Gott anzusprechen, Gott zu danken, sich Gott angstlos anzuvertrauen und seinen Schutz zu erbitten. Er lernt Beten als selbstverständlichen Lebensvollzug, als Umgang mit Gott mitten aus dem eigenen Leben heraus. In ähnlicher Weise lernt Michael eine lebendige Beziehung zu Jesus und zu den Heiligen. Noch etwas übersehen die Eltern von Michael nicht. Sie wissen: Rechtes Christsein setzt rechtes Menschsein voraus. Für die religiöse

Grunderziehung ist deshalb die Erziehung zu menschlichen Grundhaltungen unverzichtbar. Solche Grundhaltungen sind: Dankbarkeit, Selbstbeherrschung, Bereitschaft zum Teilen, Verzicht zum Wohl der anderen, Wachheit für die Bedürfnisse der anderen, Fähigkeit zum Verzeihen.

Michael ist in der vierten Klasse der Grundschule. Er hat schon das Bußsakrament empfangen und war bei der Erstkommunion. Sein Vater und seine Mutter verfolgen mit Interesse die schulische Entwicklung ihres Jungen. Michael spürt, dass sie sich in besonderer Weise auch für den Religionsunterricht interessieren. Der Vater nimmt immer wieder das Religionsbuch zur Hand. Er freut sich über das gut geführte Religionsheft von Michael und er unterhält sich regelmäßig über den Stoff, der im Religionsunterricht gerade besprochen wird. Dabei merkt er, wie die Begleitung des Religionsunterrichtes seines Jungen ihn selbst religiös bereichert. Er legt Wert darauf, bei den Elternsprechtagen in der Schule auch den Religionslehrer zu besuchen und sich mit ihm über die menschliche und religiöse Entwicklung von Michael auszutauschen. Das Wissen, dass zwischen den Eltern und seinem Religionslehrer ein lebendiger Kontakt besteht, ist auch für Michael ein Ansporn, im Religionsunterricht gut mitzuarbeiten.

Inzwischen leistet Michael aber auch schon seinen eigenen Beitrag zum religiösen Leben in der Familie. Er spricht das Tischgebet und sorgt dabei für Abwechslung, weil er dazu auch ein Büchlein mit einer Sammlung von Tischgebeten benützt.

Im Advent, wenn die Familie abends Adventslieder singt, betet er ein Gesätzchen des freudenreichen Rosenkranzes vor. Er baut zu Weihnachten die Krippe. In der Fastenzeit schmückt er das Kreuz in der Wohnung und im Maimonat das Marienbild. Er hat sich freiwillig für den Ministrantendienst gemeldet. Und wenn in der Familie über religiöse Fragen oder über Ereignisse der Pfarrgemeinde gesprochen wird, hört er nicht nur interessiert zu, sondern beteiligt sich rege an der Aussprache.

Michael ist 16 Jahre alt geworden. Schon eine Weile haben die Eltern Probleme mit ihm. Er macht ihnen Sorgen und kostet Nerven. Er weist ihnen nach, dass sie keine guten Christen sind und dass sie ihn nicht verstehen. Er ärgert sich über den Gemeindegottesdienst und über die mangelnde äußere und innere Anteilnahme vieler Gläubigen. Mit der Predigt kann er nichts anfangen. Er weiß nicht mehr, wozu das Beten gut sein soll und manchmal sagt er sogar laut, niemand könne sicher sagen, dass Gott existiert. Er hat Umgang mit jungen Leuten, die ihn in seiner kritischen und bisweilen aggressiven Haltung bestärken. Er erweckt den Anschein, als ob er eine totale

Loslösung von allen gewachsenen Bindungen anstrebe: eine Befreiung von den Eltern, von der Kirche, von Gott.

Die Eltern wissen, dass ihr Sohn sich in einer Umbruchsituation befindet, die nicht nur für sie, sondern auch für ihn selbst schmerzlich ist. Die Hartnäckigkeit, mit der er seine Umgebung verunsichert, zeigt nur, wie unsicher er selbst geworden ist. Sie wissen, dass Michael gerade jetzt ihre Zeit, ihre Gesprächsbereitschaft, ihre Zuwendung, bisweilen auch ihren Einspruch braucht. Durch ihren Sohn sind sie wie nie zuvor in ihrem eigenen Glauben herausgefordert. Mit viel Geduld gehen sie auf seine Glaubensunsicherheit ein. Sie legen ihm dar, dass es eigentlich keinen vernünftigen Grund gibt, den Glauben, den er bisher gehabt und praktiziert hat, aufzugeben; dass es durchaus gute Gründe dafür gibt, auch als kritischer Mensch christlich zu glauben und zu leben; dass es zu Jesus und seinem Evangelium nirgends eine bessere Alternative gibt; dass totale Unabhängigkeit eine Illusion ist und mit Notwendigkeit in versklavende Abhängigkeit führt; dass der Gott, den Jesus verkündet und erfahrbar macht, den Menschen gerade nicht entfremdet, sondern befreit und zu einem erfüllten und gelungenen Leben verhilft und dass man diesen Jesus in der Kirche findet. Sie machen Michael klar, dass er jetzt für sein Leben, auch für sein religiöses Leben selbst verantwortlich wird und dass ihm letzte Lebensentscheidungen allmählich niemand mehr abnehmen kann. Sie wissen nicht, für welchen Lebensweg er sich letztlich entscheiden wird. Das eine aber wissen sie: Sie werden ihn nie aus ihrem Gebet und aus ihrer Liebe entlassen. Dies lassen sie ihn auch immer wieder wissen. Durch ihre ungebrochene und selbstverständliche Glaubenspraxis geben sie ihm wortlos unübersehbare Orientierungshilfe für seine künftigen Lebensentscheidungen.

Liebe Schwestern und Brüder! Ich habe versucht, exemplarisch auf einige Grundsätze der religiösen Erziehung hinzuweisen. Zusammenfassend möchte ich sagen: Das getaufte Kind hat ein Recht auf religiöse Erziehung. Der heranwachsende Jugendliche hat ein Recht auf religiöse Führung, also ein Recht auf religiöse Eltern und auf eine religiöse Familie. Religiöse Erziehung ist eine verantwortungsvolle und nicht leichte Aufgabe. Sie ist Pflicht der Eltern und aller, die an der Erziehung der Kinder und Jugendlichen beteiligt sind. Sie ist nicht zuletzt Aufgabe der ganzen Gemeinde, die durch ihre religiöse Lebendigkeit die religiöse Erziehungsarbeit des Elternhauses unterstützt und verstärkt. Religiöse Erziehung ist aber auch eine schöne und lohnende Aufgabe. Sie hilft allen, die sich ihr widmen, im eigenen Glauben zu wachsen und zu reifen und in innerer Gemeinschaft mit der jungen Generation zu stehen.

Darf ich zum Schluss noch einen ganz konkreten Vorschlag machen? Versuchen Sie einmal im Anschluss an diesen Gottesdienst die religiöse Erziehung zum Thema des Gesprächs in Ihrer Familie zu machen. Und lesen Sie einmal in Ruhe, was im GOTTESLOB unter Nummer 1, 20 und 21 über das Gebet, über das Gebet in der Familie und über das Beten mit dem jüngeren Kind steht. Die dort dargelegten Gedanken sind eine gute Ergänzung zu meinem heutigen Wort an Sie.

Mit dem Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein gnadenreiches, frohes Osterfest grüße und segne ich Sie alle, besonders die Kinder, die Jugendlichen und ihre Eltern.

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

OVB Nr. 3 vom 1. März 1984

Ordenschristen sind ein Segen für die Kirche und für die Welt

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1985

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Um das Jahr 270 hört der zwanzigjährige, reiche Antonius in seiner mittelägyptischen Heimat Kome beim Sonntagsevangelium die Worte Jesu: „Wenn du vollkommen sein willst, geh, verkauf deinen Besitz und gib das Geld den Armen; so wirst du einen Schatz im Himmel haben. Dann komm und folge mir nach!“ (Mt 19, 21). Diese Worte treffen Antonius ganz persönlich. Sie schneiden ihm ins Herz. Er verteilt seinen Reichtum, zieht in die Wüste und lebt dort arm und ganz für Gott. Nur um für sich und seine Mitbrüder die heilige Kommunion zu holen, geht er von Zeit zu Zeit in die Stadt. Gleichzeitig wird er zum Tröster zahlloser Besucher, sogar zum Ratgeber von Bischöfen und Kaisern. Man nennt ihn den „Arzt von Ägypten“. Mit 105 Jahren stirbt er.

Später bekam Antonius den Titel „Vater des Mönchtums“, denn mit ihm begann eine Bewegung in der Christenheit, die bis heute vor allem unsere katholische Kirche kennzeichnet; die Bewegung von Männern und Frauen, die von Jesus so fasziniert und von seinem Wort so betroffen sind, dass sie die Lebensform Jesu übernehmen und zu ihrer eigenen Lebensform machen: Wie Jesus leben sie arm, ehelos und gehorsam.

Weil sie in Gemeinschaften zusammenleben, in sogenannten Orden, nennt man sie Ordensleute, Ordensmänner, Ordensfrauen. Diese Ordensleute bezeugen in ihrem Leben, ähnlich wie Jesus, Gott mit einer besonderen Deutlichkeit und Radikalität. Jesus war nicht arm um der Armut willen; er war arm, weil Gott sein einziger Reichtum war. Jesus war nicht ehelos um der Ehelosigkeit willen, sondern weil Gott seine große Liebe war. Jesus war gehorsam, weil es seine Speise war, nicht seinen eigenen, sondern den Willen seines Vaters zu tun, wie er selbst im Johannesevangelium (4, 34) sagt.

Mit der Lebensform Jesu übernehmen die Ordensleute auch seine innere Einstellung zu dieser Lebensform. Im Gelübde der Armut leisten sie freiwillig Verzicht auf persönlichen Besitz, weil sie Gott zum Ein und Alles ihres Lebens machen wollen. Im Gelübde der Jungfräulichkeit leisten sie Verzicht auf Ehe und Familie, weil sie Gott zur großen Liebe ihres Lebens machen wollen. Im Gelübde des Gehorsams leisten sie Verzicht auf Selbstbestimmung und den Vorrang ihres eigenen Willens, weil sie Gott zum einzigen Herrn und Steuermann ihres Lebens haben wollen.

Die radikale Überantwortung an Gott, die die Ordensleute in der Nachfolge Jesu leben, isoliert sie dennoch nicht von ihren Mitmenschen. Wie bei Jesus ist auch ihr Leben

gekennzeichnet durch Nähe und aktive Zuwendung zu den Mitmenschen und durch eine tiefe Solidarität mit ihnen. Sie machen dieselbe Erfahrung, die im Leben Jesu aufscheint: Wer sich für Gott entscheidet, der wird von ihm zu seinen Mitmenschen gerufen und auf seine Mitmenschen verpflichtet. Wer das Wirken der verschiedenen Ordensgemeinschaften in Vergangenheit und Gegenwart betrachtet, erkennt, dass sie einen einmaligen Einsatz für die Verbesserung menschlicher Lebensbedingungen und für die Kultivierung der Welt geleistet haben und noch immer leisten, dass sie im Aufbau und Ausbau der Welt des Bildungswesens, der Krankenpflege, der Betreuung der Armen und Behinderten und in der Ausbreitung des christlichen Glaubens in der Mission führend waren und zum Teil noch sind. Erinnert sei nur an den heiligen Benedikt, den Vater des abendländischen Mönchtums, der gleichzeitig einer der Väter der abendländischen Kultur war; oder an den Jesuitenmissionar Franz Xaver, den Apostel Asiens; oder auch an Maria Ward, die Gründerin der Englischen Fräulein, die erstmalig vor 400 Jahren sich der höheren Bildung der Mädchen widmete. Oder denken wir an das segensreiche Wirken der Schwesternstationen in unseren Pfarreien, die Stationen des Gebetes sind, der Zuwendung zu den Kindern, Kranken, Sterbenden und allen, die Trost brauchen. Auch die sogenannten beschaulichen Orden, die unablässig im Gebet die Menschheit und ihr Schicksal Gott anempfehlen, leisten einen unersetzlichen sozialen Dienst.

Die Ordenschristen waren und sind ein Segen für die Kirche und für die Welt. Man muss darüber hinaus sogar sagen: Sie sind eine Notwendigkeit für die Kirche. Denn in ihnen verwirklicht sich auf eine ganz dichte Weise das Wesen der Kirche. Die Kirche ist ja die Gemeinschaft der Menschen, die Jesus Christus und den von ihm geoffenbarten Gott gefunden haben, die Jesus und Gott bezeugen. Wo aber die Nachfolge Jesu radikal gelebt, wo der Glaube an Jesus Christus und die Bindung an Gott zu einer alles andere einschmelzenden Existenzform, ja förmlich zum Beruf gemacht werden, da wird Jüngerschaft Jesu, Christsein und damit auch Kirche in einer höchsten Form ihrer Selbstverwirklichung gelebt. Nur durch das Martyrium, das Blutzeugnis für Jesus Christus, wird sie überboten.

Deshalb sagt der Reichtum an Ordensleuten etwas über den Reichtum der Kirche als solcher aus, und bedeutet umgekehrt Mangel an Ordensleuten eine Armut des kirchlichen Lebens überhaupt.

Armut an Ordensberufen ist wie ein Thermometer, das ein Minus anzeigt an radikaler Gläubigkeit, an verzichtsbereiter Nachfolge Jesu, an entschiedenem Totaleinsatz für

Jesus und seine Sache, die da ist die Verherrlichung des himmlischen Vaters und das Heil der Menschen.

Der Blick auf die heutige Lage der Gesamtkirche bestätigt diese Überlegung. Wo die Kirche wächst und im Aufbruch ist, da ist sie reich an Ordensmännern und -frauen. Denken wir, um nur ein Beispiel zu nennen, an Südkorea, wo es bei 1,6 Millionen katholischen Christen 3.600 Ordensfrauen mit einem Durchschnittsalter von 32 Jahren gibt. Außerdem gibt es dort rund 1.000 Priester und 1.000 Priesterstudenten.

Gleichzeitig wird uns an dieser Stelle ein wunder Punkt der Kirche in der Bundesrepublik und in unserer Diözese schmerzlich bewusst. Die rückläufige Zahl der Ordensleute bei uns ist ein Vorgang, der zu großer Besorgnis Anlass gibt. Er muss jeden, der das innere Wesen der Kirche kennt und die Kirche liebt, tief beunruhigen. Wenn unsere Gemeinden und Familien kaum noch Ordensberufe für Heimat und Mission hervorbringen, dann steht zu vermuten, dass bei uns Christsein in seiner Tiefe nicht mehr genügend gelebt wird, und daher auch der Sinn für radikal gelebtes Christsein in der besonderen Nachfolge Jesu weithin unterentwickelt ist.

Die Frage drängt sich auf, ob hier nicht auch ein tieferer Grund liegt für den Priestermangel, der allseits laut beklagt wird. Müsste man nicht zuvor ebenso laut beklagen, dass das Verständnis für die eigentliche Aufgabe des Priesters, nämlich durch sein Amt Jesus Christus zu repräsentieren, ihn als Erlöser und als Erlösung den Mitmenschen zu vermitteln, verkümmert ist, und deshalb auch das Verständnis für die Ehelosigkeit des Priesters in der Nachfolge Jesu vielfach verloren ging? Papst Johannes Paul II. sagte dazu im November 1980 in Fulda, ebenso erhellend wie provozierend: „Dass der Sinn für die evangelischen Räte und für die priesterliche Ehelosigkeit weithin abnimmt, bedeutet ebenso einen geistlichen Notstand wie der Priestermangel.“

Gott sei Dank entschließen sich seit einigen Jahren bei uns wieder mehr junge Menschen für den Ordens- und Priesterberuf. Dieser ist aber dennoch nach wie vor ein empfindlicher Mangelberuf, auch in unserem Bistum.

Dieser Mangel liegt sicher nicht in der Absicht Gottes. Denn Gott will eine möglichst lebendige Kirche. Durch den auferstandenen Jesus Christus ruft er im Heiligen Geist in jeder Generation Menschen in die besondere Nachfolge Jesu, zur Ganzhingabe an Gott, zur möglichst uneingeschränkten Verfügbarkeit für Gott, zum ungeteilten Einsatz für die Aufgaben der Kirche in Verkündigung und Mission, in Sakramentenspendung und im Dienst der Nächstenliebe. Der Mangel an Ordens- und Priesterberufen ist daher eine Herausforderung Gottes an uns alle.

Er ruft die Ordensleute auf, ihre in der Jugend getroffene Entscheidung ein Leben lang treu durchzutragen. Sie dürfen die Freude an ihrer Berufung trotz des seelischen Leides, das die Schrumpfung ihrer Ordensgemeinschaft mit sich bringt, nicht verlieren. Der Mangel an geistlichen Berufen fordert die Priester auf, treu zu ihrem Priesterberuf und zum priesterlichen Leben zu stehen. Ihre ganze Seelsorgetätigkeit muss darauf abzielen, ihre Mitchristen hörfähig zu machen für Gott. Sie müssen Jesus in seiner ungeteilten Gottes- und Nächstenliebe predigen und selber vorleben. Sie müssen jungen Menschen helfen, ihre besondere Berufung zu erkennen und anzunehmen z. B. durch die geistliche Führung in der regelmäßigen Beichte, durch die Förderung der eucharistischen Frömmigkeit und der Verehrung Mariens, der ganz gottgeweihten Mutter Jesu.

Der Mangel an geistlichen Berufen ist eine Herausforderung an die Eheleute, eine christliche Ehe zu leben und eine glaubensstarke und glaubensfrohe Familie aufzubauen. Nur wo christliche Ehe gelebt wird, kann die Entscheidung für die christliche Ehelosigkeit reifen, herrscht eine Atmosphäre, in der die Berufung zum Ordensleben und zum Priestertum vernehmbar wird.

Der Mangel an geistlichen Berufen ist eine Herausforderung an die Jugendlichen in unseren Gemeinden. Sie sind mit Recht begeistert von der Gewaltlosigkeit und von der Armut Jesu, von seinem Einsatz für die Armen und Entrechteten, von seiner mutigen Kritik an gesellschaftlichen Missständen. Sie sollten aber auch entdecken, dass das Leben Jesu durchgehend geprägt war von einer religiös begründeten Ehelosigkeit und Gehorsamsbereitschaft. Sie sollten erkennen, dass der Weg der besonderen Nachfolge Jesu im Priester- oder Ordensberuf ein Weg größerer Gottes- und Nächstenliebe und somit ein Weg auch zu größerer Selbstverwirklichung sein kann; dass er auf jeden Fall ein lebendiger Protest gegen die tiefsten Entfremdungen in unserer Gesellschaft ist: gegen die Entfremdung des Menschen durch Gottlosigkeit, Egoismus, Triebverfallenheit, Besitzvergötzung und selbstzerstörerische Emanzipation; dass der Weg der besonderen Nachfolge Jesu in der Glaubenshingabe an Gott und in der Orientierung an Jesus ein alternativer Weg der Heilung und des Heiles für Mensch und Gesellschaft ist.

Der Mangel an geistlichen Berufen ist schließlich ein Anruf Gottes an unsere Gemeinden. In unseren Gemeinden gibt es erfreulicherweise eine ausgeprägte Feinfühligkeit für leibliche und soziale Notstände in der nächsten Umgebung und in der weiten Welt. Die Bereitschaft, diesen Notsituationen abzuhelpen, ist oft überwältigend.

Dasselbe Gespür müssen unsere Gemeinden entwickeln für den geistlichen Notstand, wie er sich im Mangel an geistlichen Berufen äußert. Dieser Notstand muss unsere Gemeinden noch mehr als bisher aktivieren, sich um ein überzeugendes Glaubens- und Gemeindeleben zu bemühen, ohne Unterlass um geistliche Berufe zu beten und das christliche Familienleben zu fördern. Dann werden junge Menschen eher wieder hören können, wenn Gott ruft und dem Ruf Gottes gerne Folge leisten.

Liebe Mitchristen! Ich bitte Sie herzlich, besonders auch die Kranken, das Wachsen der Ordens- und Priesterberufe in unserem Bistum zusammen mit mir zu Ihrem ganz besonderen Gebetsanliegen zu machen. Mit dieser Bitte verbinde ich den Wunsch für eine heilbringende österliche Bußzeit und für ein begnadetes Osterfest.

Ich segne Sie alle im Namen Gottes, des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Fest der Darstellung des Herrn 1985

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVB Nr. 3 vom 8. Februar 1985

Der Dienst der Versöhnung ist eine zentrale Aufgabe der Kirche

Brief an die Mitbrüder im priesterlichen Dienst zur österlichen Bußzeit

1985

Liebe Mitbrüder,

zum Beginn der Fastenzeit wende ich mich an Sie mit einem Anliegen, das mir Sorge macht. Es geht mir um das Bußsakrament.

Der Empfang des Bußsakramentes ist in den letzten zwanzig Jahren sehr zurückgegangen. Viele Kinder beichten nur noch zur Erstkommunion und dann erst wieder anlässlich der Firmung. Viele Erwachsene haben schon jahrelang nicht mehr gebeichtet. In vielen Pfarreien werden die Beichtgelegenheiten kaum genutzt. Mancher Pfarrer sitzt fast umsonst im Beichtstuhl. Aus dieser Erfahrung hat man hier und da schon die Konsequenz gezogen, keine regelmäßigen Beichtzeiten mehr anzubieten; der Beichtvater steht nur noch auf besondere Anfrage zur Verfügung.

Wenn auch in den letzten Jahren erfreulicherweise zu beobachten ist, dass an Wallfahrtsorten und in Klöstern der Empfang des Bußsakramentes wieder etwas zugenommen hat und dass bei manchen Jugendlichen die Bereitschaft zum Beichtgespräch wächst, so muss man doch aufs Ganze gesehen sagen: Viele Gläubige haben den Zugang zu diesem Sakrament verloren und bisher noch nicht wiedergefunden. Das Bußsakrament ist gefährdet. Es befindet sich in der Krise.

Angestoßen durch das Apostolische Schreiben Papst Johannes Paul II. „Versöhnung und Buße“ vom 4. Dezember 1984, möchte ich Sie, liebe Mitbrüder, für eine gemeinsame Anstrengung um die Erneuerung des Bußsakramentes in den Pfarrgemeinden gewinnen.

Für die Menschen unserer Zeit ist der Rückgang des Sündenbewusstseins charakteristisch. Gleichzeitig leiden viele unter ihrer Schuld. Sie sehnen sich nach Befreiung und Heilung und suchen bei allen möglichen Instanzen Hilfe. Die Schuld ist die tiefste Not auch des heutigen Menschen.

Für die Kirche ist diese Situation ein ernster Anruf, den Menschen ihre Hilfe anzubieten. In dem erwähnten Apostolischen Schreiben kennzeichnet Papst Johannes Paul II. den „Dienst der Versöhnung“ als zentrale Aufgabe der Kirche: „Die Kirche würde in einem ihrer wesentlichen Aspekte und in einer unentbehrlichen Funktion versagen, wenn sie nicht klar und entschlossen, gelegen oder ungelegen, die Botschaft der Versöhnung verkündete und der Welt das Geschenk der Versöhnung nicht anbieten würde“ (Nr.

23). In diesem Zusammenhang möchte ich die Stimme eines Fachmannes aus dem Bereich der Psychologie zitieren. Der bekannte Arzt und Psychotherapeut Albert Görres sagte in einem Vortrag beim Deutschen Katholikentag in München: „Ich bin überzeugt, dass die Aufgabe der persönlichen Beichte mindestens psychologisch ein großer Verlust und Schaden ist. Einfach, weil der Umgang mit Schuld und Schuldgefühl meist eines unparteiischen Helfers bedarf, ähnlich wie eine Psychotherapie nicht als Selbstbehandlung durchgeführt werden kann, obwohl auch dies gelegentlich gelingt. Dass mir aber ein anderer im Namen Gottes und der Gemeinschaft Lossprechung erteilt, ist eine Verleiblichung des Heils, eine besiegelnde Erfahrung, auf die zu verzichten nicht weise und nicht heilsam wäre. Wir können uns einen solchen Spiritualismus, einen Verzicht auf leibliche Zeichen, nicht ohne Schaden leisten.“ Solche Gedanken machen nachdenklich.

Die Revitalisierung des Bußsakramentes muss uns ein pastorales Gewissensanliegen sein. Sie hängt mit der Verlebendigung unserer Gemeinden untrennbar zusammen.

Was können wir konkret tun? Ich möchte es in drei Bitten zusammenfassen.

1. Die Erneuerung des Bußsakramentes in den Pfarrgemeinden kann nur gelingen, wenn wir Priester selbst regelmäßig beichten. Eine minimalistische oder gleichgültige Einstellung gegenüber der eigenen Beichte hat unausweichlich zur Folge, dass auch die Gläubigen dieses Sakrament vernachlässigen. Wie ein Vater wenig Berechtigung besitzt, sein Kind in den Sonntagsgottesdienst zu schicken, wenn er selbst zu Hause bleibt, kann auch der Priester seine Pfarrangehörigen nicht überzeugend auffordern, zur Beichte zu gehen, wenn er persönlich kein Beispiel gibt. In seinem Apostolischen Schreiben *Reconciliatio et Paenitentia* sagt der Heilige Vater in Nr. 31/Vl.: „Reife und Eifer im geistlichen Leben und pastoralen Einsatz des Priesters wie auch der Laien und Ordensleute, die seine Brüder sind, hängen von seinem häufigen und bewussten Empfang des Bußsakramentes ab [...] Wenn ein Priester nicht mehr zur Beichte geht oder nicht gut beichtet, so schlägt sich das schnell in seinem priesterlichen Leben und Wirken nieder, und auch die Gemeinde, deren Hirte er ist, wird dessen bald gewahr.“ Deshalb müssen zuerst wir Priester den Weg zum Bußsakrament konkret finden, d.h. in regelmäßigen Abständen beichten. Früher hat für Theologen die monatliche Beichte als selbstverständliche Regel gegolten. Ich empfehle Ihnen, Ihren Rhythmus des Empfangs des Bußsakramentes mit Ihrem Beichtvater zu überlegen. Jedoch sollte als Mindestmaß gelten, wobei die tägliche Gewissenserforschung selbstverständlich sein müsste,

dass Priester wenigstens alle Vierteljahre beichten. Das wird für manche vielleicht nicht leicht sein, aber wir sollten damit anfangen, jetzt in dieser Fastenzeit, damit wir die Erfahrung wieder machen, dass Beichten zur Frohen Botschaft unseres Glaubens gehört.

2. Bezüglich des Verhältnisses von Bußgottesdiensten und Bußsakrament ist auch heute noch viel Unsicherheit und Verwirrung verbreitet. In den Bußgottesdiensten wird besonders deutlich die soziale und ekklesiale Dimension der Schuld und der Buße erfahrbar. Bußgottesdienste sollen deshalb im Leben jeder Pfarrgemeinde einen festen Platz haben. Es soll aber allen Beteiligten bewusst sein, dass der Bußgottesdienst eine andere Funktion hat als das Bußsakrament. Schwere Schuld, Schuld also, die aus Bosheit oder aus Schwäche ein bewusstes und verantwortliches Nein zum Willen Gottes in einer wichtigen Sache darstellt, bedarf der sakramentalen Versöhnung durch die Beichte, und es ist Bedingung für solche sakramentale Versöhnung, diese Schuld persönlich in der Beichte beim Namen zu nennen. Ich möchte Sie bitten, jedes Missverständnis auszuschließen, dass in einem Bußgottesdienst eine Art sakramentale Generalabsolution möglich ist. Damit wir diesem Missverständnis nicht direkt Vorschub leisten, bitte ich Sie deshalb auch, zu Zeiten, in denen der Empfang des Bußsakramentes erwünscht ist, wie z. B. unmittelbar vor den hohen Festtagen des Kirchenjahres, keinen Bußgottesdienst anzusetzen. Bußgottesdienste sollen vielmehr, wie es die Bußordnung der deutschen Bischöfe vorsieht, der entfernteren Vorbereitung auf die kommenden Hochfeste dienen und am Anfang der geprägten Zeit gehalten werden. Auch sollten sie den Charakter eines eigenständigen Gottesdienstes haben und nicht einer Eucharistiefeier, etwa einer Vorabendmesse, vorausgestellt werden.
3. Ich möchte Sie bitten, in Ihrer Pfarrgemeinde wieder regelmäßig ausreichend Beichtgelegenheit anzubieten, diese ebenso regelmäßig zu vermelden und im Pfarrbrief anzukündigen und die Pfarrangehörigen zum Empfang des Bußsakramentes einzuladen. Haben Sie Geduld, wenn man der Einladung nicht gleich in großem Umfang Folge leistet. Bleiben Sie während der angesetzten Beichtzeit im Beichtstuhl. Man soll wissen, dass Sie zur Verfügung stehen. Mehr als in den vergangenen Jahren sollten wir den Empfang des Bußsakramentes auch denen empfehlen, die sich keiner schweren Sünde bewusst sind. Die regelmäßige Beichte bietet eine Möglichkeit individueller Führung und Gewissensbildung und kann zur Vertiefung des Glaubens beitragen. Sie ist daher

auch heute eine wichtige Hilfe auf dem Weg zu einem verantwortungsbewussten christlichen Leben. Es dürfte nicht vorkommen, dass Beichtenden mit kleineren Sünden oder mit einem unpersönlichen Sündenbekenntnis oder wegen ihres Alters von der Beichte abgeraten wird.

Ich möchte Ihnen eine Anregung weitergeben, mit der ein Pfarrer gute Erfahrungen gemacht hat. Zu Beginn der Fasten- und Adventszeit findet in dieser Pfarrgemeinde ein Bußgottesdienst statt, der einen Einstieg in die geprägte Zeit vermitteln soll. Einige Tage vor den Hochfesten ist dann ein Beichttag, der gleichzeitig als Anbetungstag begangen wird, von 9 bis 21 Uhr ist in der Kirche das Allerheiligste ausgesetzt. Auch die Kranken werden besonders angesprochen, an diesem Tag für die Pfarrei zu beten. Am Nachmittag ist dann Gelegenheit zur Beichte, auch zum Beichtgespräch. Mindestens ein Nachbarpfarrer hilft dabei aus. Neben den Hochfesten des Kirchenjahres sollte der Eintritt in einen neuen Lebensabschnitt (z.B. Schulentlassung, Eheschließung, eine bevorstehende Operation) als Anlass zum Empfang des Bußsakramentes wieder mehr bewusst werden. An die in unserer Diözese eingeführte Reihenfolge Erstbeichte – Erstkommunion möchte ich erinnern, ebenso daran, dass die Firmung der Empfang des Bußsakramentes vorausgehen soll. Liebe Mitbrüder, die Lektüre des Apostolischen Schreibens „Versöhnung und Buße“ bedeutete für mich selbst eine große Bereicherung. Aus dieser Erfahrung möchte ich auch Ihnen diesen Text als persönliche Lektüre empfehlen. Ich bin sicher, dass Sie mit einer Fülle von Anregungen auch für die Verkündigung in Predigt und Katechese beschenkt werden.

Mit dem herzlichen Dank für alle mitbrüderliche Verbundenheit und für allen, oft genug sehr schweren pastoralen Einsatz verbinde ich den Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein frohes, begnadetes Osterfest,

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

OVB Nr. 3 vom 8. Februar 1985

Durch Spenden fast 200 neue Stellen geschaffen

Bischofswort zur Aktion „Solidarität mit Arbeitslosen“

Liebe Katholiken im Bistum Speyer,

am 19. Februar 1984 habe ich Sie zur Solidarität mit den Arbeitslosen aufgerufen. Meine Bitte, alles in unseren Kräften stehende zu tun, um den von der Arbeitslosigkeit betroffenen Menschen zu helfen, fand ein sehr positives Echo. Gläubige unserer Diözese haben bisher rund 700.000 Mark gespendet. Zusammen mit der Grundausrüstung durch die Diözese stehen damit für unser Programm zur Minderung der Arbeitslosigkeit rund 1,2 Millionen Mark zur Verfügung.

Damit konnten wir

- 104 Ausbildungsplätze
- 22 Praktikantenstellen
- 43 Stellen für das Freiwillige Soziale Jahr
- 26 ABM-Stellen (Arbeitsbeschaffungsmaßnahmen mit maßgeblicher finanzieller Unterstützung durch die Arbeitsämter)

neu schaffen und mitfinanzieren. Diese Stellen konnten zum größten Teil an junge Menschen vergeben werden. All denen, die durch ihre Spenden hierzu beigetragen haben, sage ich ein herzliches „Vergelt's Gott“!

Die hohe Arbeitslosigkeit ist auch jetzt noch bedrückend. Die Menschen, die von dieser Not betroffen sind, brauchen uns.

Die Diözese will auch weiterhin helfen:

- Zusätzliche Ausbildungsplätze und Praktikantenstellen in kirchlichen Einrichtungen schaffen, um jungen Menschen den Einstieg in das Berufsleben und einen Berufsabschluss zu ermöglichen.
- Die Berufsausbildung von schwer vermittelbaren Jugendlichen fördern.
- Langzeitarbeitslosen die Möglichkeit der Wiedereingliederung in das Arbeitsleben geben.
- Arbeit schaffende Maßnahmen fördern: durch Vergabe von Bauaufträgen zur Sicherung von Arbeitsplätzen beitragen. (Finanzierung dieser Maßnahmen nur aus kirchlichen und öffentlichen Haushaltsmitteln.)

Bitte, helfen Sie uns durch Ihre Spende, dieses Programm zu verwirklichen. Nur durch unsere Solidarität werden wir dem Ruf des Apostels Paulus gerecht: „Einer trage des anderen Last.“

Speyer, 6. März 1985

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 6 vom 11. April 1985

Seien Sie „Anstifter der Hoffnung und Freude“!

Bischofsbrief an die Kirchenmusiker der Diözese im Europäischen Jahr der Musik

Liebe Kirchenmusiker!

Mit dieser Anrede möchte ich alle Frauen und Männer in unserer Diözese ansprechen, die in den Gemeinden Gottesdienste musikalisch gestalten und mittragen. Ich wende mich damit an die Chorleiter und Organisten, an die Chorsänger und Kantoren, an die Leiter und Mitwirkenden von Instrumentalgruppen, Kirchenorchestern, Kinder- und Jugendensembles und an alle anderen Mitchristen, die sonst wie zur musikalischen Gestaltung von Gottesdiensten unserer Gemeinden besonders beitragen.

Bei meinen Gemeindebesuchen fällt mir immer wieder auf, mit welcher Hingabe viele von Ihnen ihren besonderen Dienst leisten, mit welchem persönlichen Einsatz sie die Gottesdienste ihrer Gemeinde mitvorbereiten und mittragen. Ihnen allen möchte ich heute ein herzliches Wort des Dankes und der Ermutigung sagen.

Vielfältige Möglichkeiten der Kirchenmusik

Man begegnet da und dort, auch unter Kirchenmusikern, der Meinung, in den letzten zwanzig Jahren sei in unserer Kirche im Gefolge der nachkonziliaren gottesdienstlichen Erneuerung die Bedeutung der Kirchenmusik gemindert worden. Doch das Gegenteil ist richtig.

Niemals zuvor hat die Kirche so deutlich betont, wie untrennbar Liturgie und Musik aufeinander bezogen sind und welche Bedeutung der Musik in der Liturgie zukommt. Auch hatte die Musik im Gottesdienst zu keiner Zeit der fast 2000-jährigen Kirchen- und Kirchenmusikgeschichte vielfältigere Möglichkeiten als heute. Viele Faktoren spielen dabei eine Rolle, zum Beispiel:

- eine verdeutlichte Sicht dessen, was Gottesdienst ist und welche Bedeutung im Gottesdienst dem musikalischen Ausdruck zukommt;
- die Wiederentdeckung und Aufwertung unmittelbarer liturgischer Funktionen von Vorsänger, Chor und Gemeinde;
- die Aufwertung auch der Rolle der Orgel und die Zulassung anderer Instrumente im Gottesdienst;
- die Zulassung der Muttersprache als liturgischer Sprache in allen Gottesdiensten, insbesondere in der Messfeier;

- die immer umfassendere Erschließung des lateinischen und muttersprachlichen kirchenmusikalischen Erbes;
- die Einigung aller deutschsprachigen Bistümer (mit Ausnahme der Schweiz) auf ein gemeinsames Kirchengesangbuch sowie der große Formenreichtum der in diesem gemeinsamen „Gotteslob“ enthaltenen Gesänge;
- und nicht zuletzt bei vielen Priestern, Gemeinden und Kirchenmusikern ein neues und vertieftes Bewusstsein davon, was es bedeutet, durch Musik im Gottesdienst an der „Verherrlichung Gottes und an der Heiligung der Menschen“ (II. Vaticanum) mitwirken zu dürfen.

Große Verantwortung

Mit diesen neuen Möglichkeiten und vertieften Einsichten sind aber auch die Aufgaben und die Verantwortung der Kirchenmusiker gewachsen – und das nicht nur im engeren musikalischen Bereich. Denn es geht ja bei der Aufwertung der Musik im Gottesdienst durch die vom Konzil ausgelöste liturgische Reform nicht einfach um breitere Entfaltungsmöglichkeiten für Musik, sondern um die vertiefte Feier des Gottesdienstes selbst.

Liturgie ist ihrem Wesen nach Feier des Bundes Gottes mit seinem Volk, Begegnung der Gemeinde mit ihrem gekreuzigten und auferstandenen Herrn und Gemeinschaft und Sendung der Glaubenden im Heiligen Geist.

Das Volk Gottes antwortet in der gottesdienstlichen Versammlung auf die Zuwendung Gottes vertrauend und dankend, betroffen und befreit und voll Hoffnung auf die Erfüllung aller Verheißungen Gottes.

So ereignen sich im Gottesdienst ein göttliches und menschliches Geben und Nehmen, ein Lebensaustausch zwischen dem Herrn und seiner Gemeinde, Suchen und Finden, Frage und Antwort, Klage und Lobpreis, Bitte und Dank, Besinnung und Umkehr, Bekenntnis und Vergebung, Heilung und Berufung, Verheißung und Wegweisung, Erleuchtung und Ermutigung, Erneuerung und Verwandlung, Tod und Auferstehung.

All das aufzunehmen und auszudrücken und damit zugleich selber lebendig an diesem Geben und Nehmen mitzuwirken, ist Musik im Gottesdienst berufen. Ihr ist es aufgegeben, dem Wort der Verkündigung bewegende Gestalt und der Antwort des Glaubens bewegten Ausdruck zu geben.

Dieser Dienst ist Ihnen, liebe Kirchenmusiker, aufgetragen. Ihn auszuüben ist selber lebendige Liturgie, Vollzug des Lebensaustausches zwischen Gott und seiner Gemeinde.

In dieser großen und schönen Aufgabe und Verantwortung möchte ich sie ermutigen, Sie auf einige besondere Anliegen ansprechen und Ihre Mitsorge erbitten.

Den Vorsängerdienst übernehmen

Die Liturgiereform hat den aus der frühen Kirche übernommenen Kirchenmusikalischen Dienst des Vorsängers oder Kantors wieder eingeführt. Er kann viele gesangliche Aufgaben im Gottesdienst übernehmen. Seine wichtigste ist es, den Antwortpsalm vorzutragen oder ihn im Wechsel mit der Gemeinde zu singen. Im Antwortpsalm wird das älteste Gesangbuch der Kirche, das Buch der Psalmen, in den Wortgottesdienst der Messe eingebracht. Aus ihm entnimmt auch die neustamentliche Gemeinde ihre gemeinsame Antwort auf das Wort Gottes. Die Antwort auf die biblischen Lesungen im Antwortpsalm ist ein wesentlicher Teil der Ordnung des Wortgottesdienstes der Messe. Wo sie unterlassen wird, fehlt der Messfeier eine wichtige Dimension.

Ich bitte die Schola- und Chorsänger unter Ihnen, sich nach Möglichkeit für diesen Vorsängerdienst zur Verfügung zu stellen. Sie leisten mit diesem Dienst einen wichtigen Beitrag zur Erneuerung des Gottesdienstes in Ihrer Gemeinde entsprechend den Absichten des Konzils.

Die Gemeinde wird Ihren Vorsängerdienst dankbar annehmen. Denn durch das Mitwirken eines Vorsängers gewinnt sie selber viele Möglichkeiten musikalischer Entfaltung im Gottesdienst. Das „Gotteslob“ bietet dafür mannigfaltige Vorlagen und Anregungen.

Nicht nur den „Hauptgottesdienst“ gestalten

Ein Vorsänger oder Kantor sollte aber nicht nur im „Hauptgottesdienst“ mitwirken, sondern nach Möglichkeit in keinem Sonn- und Festtagsgottesdienst fehlen. An seiner Stelle kann auch eine Schola oder Chorgruppe singen. Noch besser ist es, wenn Kantor und Chorgruppe zusammenwirken.

Sicher kann eine Chorgruppe bei häufigem Mitwirken nicht jedes Mal ein mehrstimmiges Programm einbringen. Dies ist hier auch weder gemeint noch erforderlich. Schon der einstimmige Wechselgesang zwischen dem Kantor oder einer

Sängergruppe und der Gemeinde belebt die Feier sehr und regt die Gemeinde zu eigenem Singen an. Wenn dazu der Kantor oder die Sängergruppe an geeigneter Stelle gelegentlich auch noch Gesänge einbringen, die sie allein vortragen, zum Beispiel ein gregorianisches Offertorium, dann eröffnen sich einem Gemeindegottesdienst bereits reiche musikalische Gestaltungsmöglichkeiten.

Mit der Gemeinde zusammenwirken

Noch reicher werden die Gestaltungsmöglichkeiten, wenn der Chor mehrstimmig im Gottesdienst mitwirkt. Aber auch dann bleibt die musikalische Kooperation mit der Gemeinde wichtig. Der Chor ist ja Teil der Gemeinde. Er ist so etwas wie ihre gesangliche Führungsgruppe, und seine Aufgabe, mit der Gemeinde Gott zu loben, schließt die andere Aufgabe mit ein, nämlich mitzuwirken an ihrer Heiligung. Indem der Chor Gottes Lob singt, kündigt er es allen Mitfeiernden.

So muss die Gemeinde auch bei Gottesdienstfeiern mit mehrstimmigem Gesang die Möglichkeit haben, Gott singend und sprechend zu antworten. Darum sollte der Chor, der für seinen Einsatz vielfältige Möglichkeiten hat, die Gemeinde in der Ausübung ihrer Rolle nicht ersetzen, sondern mit ihr zusammenwirken und sie in ihrem Tun anspornen und unterstützen.

Nach Möglichkeit im „Chorraum“ singen

Dieses Zusammenwirken des Chores mit der Gemeinde gewinnt an Nähe und Wirksamkeit, wenn der Chor – wo das möglich ist – im Blickfeld der Gemeinde im Chorraum singt. Auch kommt bei einer solchen Aufstellung im Angesicht der Gemeinde das Mitwirken des Chores an der Verkündigung besonders sinnfällig zum Ausdruck. Die Platzanweisung für den Chor in der Nähe des Altares entstammt uralter christlicher Gottesdienstpraxis. Von ihr her heißt der Altarraum auch heute noch zugleich „Chorraum“. Bei Neubauten oder bei Raumveränderungen in einer Kirche sollte nach Möglichkeit diese Tradition wieder aufgegriffen werden. Auf diese Weise lassen sich wohl sicher am besten die Erwartungen des Messbuches (AEM 274) erfüllen, nach denen der Platz des Sängerchores

- „ersichtlich machen“ sollte, „dass der Chor ein Teil der Gemeinde ist, der einen besonderen Dienst versieht“,
- dem Chor „die Ausübung seiner liturgischen Aufgabe erleichtern“ sollte,

- und „den Sängern die volle Teilnahme an der Messfeier, das heißt den Kommunionempfang, ohne Schwierigkeiten gestatten“ sollte.

Die Kunst liturgischen Orgelspiels entfalten

Wie Kantor, Schola und Chor so ist auch der Organist Glied der Gottesdienst feiernden Gemeinde und übt wie sie ein wirklich liturgisches Amt aus. Das bedeutet: Sein Spiel umrahmt, begleitet und verschönert nicht nur die Gottesdienstfeier. Es ist selber Liturgie, wenn es an der Verkündigung, am Lobpreis Gottes und an der Auferbauung der Gemeinde mitwirkt.

Diese Aufgabe erfüllt der Organist nicht nur durch Gesangsbegleitung. An passender Stelle kommt auch dem Spiel von Orgelliteratur wie der Improvisation hohe Bedeutung zu. Allerdings genügen dazu technische und künstlerische Fähigkeiten allein nicht. Ohne fundierte Kenntnisse des Gottesdienstes und seiner unterschiedlichen Akzente im Kirchenjahr und ohne eigene Mitfeier würde dieser Dienst nicht gut gelingen. Doch wenn der Organist die einzelnen Gottesdienste frühzeitig und gründlich vorbereitet und sich immer wieder um ein vertieftes Verständnis seines Dienstes bemüht, wird geistliche Kreativität und Dynamik sein Spiel erfüllen, immer wieder Freude wecken und ihn selbst froh darüber machen, beim Fest der Glaubenden so nachhaltig gestaltend mitwirken zu können.

Freilich muss von den Verantwortlichen auch dafür gesorgt werden, dass die Organisten nicht durch zu viele aufeinander folgende Gottesdienste überfordert werden. Wie für den Zelebranten gibt es auch für den Organisten eine Grenze der inneren Belastbarkeit. Ein so wichtiger Dienst wie der des Organisten darf nicht dadurch unfruchtbar werden, dass er nicht mehr mit innerer Teilnahme geleistet werden kann.

Die tätige Teilnahme der Gemeinde fördern

Am Beginn unseres Jahrhunderts hat Papst Pius X. die tätige Teilnahme der Gläubigen am Gottesdienst als einem Grundsatz der kirchenmusikalischen Reform herausgestellt. Die Päpste Pius XI. und Pius XII. haben diese Forderung wiederholt und bekräftigt. Für das Zweite Vatikanische Konzil ist die „volle, bewusste und tätige Teilnahme“ aller Gläubigen am Gottesdienst eines der entscheidenden Grundmotive der von ihm eingeleiteten gottesdienstlichen Erneuerung.

Gelegentlich ist es aber zu Missverständnissen darüber gekommen, was unter dieser „tätigen Teilnahme“ der Gläubigen zu verstehen ist. Es wird gesagt, aktive Teilnahme könne auch in „aktivem Zuhören“ bestehen.

Das ist zwar richtig. Denn es geht bei der so dringend gewünschten „tätigen Teilnahme“ der Gläubigen nicht um die tätige Teilnahme aller Gläubigen an gottesdienstlicher Musik als solcher, sondern um die tätige Teilnahme aller Gläubigen am Gottesdienst.

Doch vom Gottesdienst als Ganzem gilt, dass in ihm jeder Mitfeiernde „nur das“, aber auch „all das tun soll, was ihm zukommt“ (Liturgiekonstitution 28). Das bedeutet in unserem Zusammenhang: Die Gemeinde soll all das, was im Gottesdienst ihr Teil und ihre Aufgabe ist, nicht durch Stellvertreter tun lassen, sondern selber tun.

In der Messfeier gilt das zum Beispiel von so wichtigen Elementen tätiger Teilnahme der Gemeinde wie

- der Antwort der Gemeinde auf das Wort Gottes im Antwortpsalm, im Halleluja-Ruf und im Glaubensbekenntnis und
- den Akklamationen der Gemeinde zum Hochgebet im Präfationsdialog, im Sanctus, in der Antwort auf den Ruf „Geheimnis des Glaubens“ und im Amen nach der Schlussdoxologie.

In diesen Antworten und Akklamationen der Gemeinde geht es – für jeden Glaubenden deutlich erkennbar – nicht nur um äußere Tätigkeiten. Es geht vielmehr um eben jene so wichtige und unersetzliche „volle, bewusste und tätige Teilnahme, wie sie das Wesen der Liturgie selbst verlangt und zu der das christliche Volk kraft der Taufe Recht und Amt besitzt“ (Liturgiekonstitution 14).

Solche tätige Teilnahme kann aber nicht einer beliebigen Disposition unterstellt werden. Sondern umgekehrt: Bei der gesamten musikalischen Gliederung einer Messfeier muss die größtmögliche Entfaltung dieser tätigen Teilnahme der Gemeinde eines der höchstrangigen Motive der Gestaltung sein.

Den Stellenwert der verschiedenen Gesänge beachten

Bei der Gestaltung einer gottesdienstlichen Feier ist es darum wichtig, den unterschiedlichen Stellenwert der einzelnen musikalischen Elemente des betreffenden Gottesdienstes zu beachten. Als Beispiel diene wieder die Messfeier:

Bei der Auswahl der Gesänge zur Messe kommt es oft zu einer falschen Akzentsetzung, weil die Gewohnheit der alten deutschen „Messgesänge“ noch nachwirkt. Bei diesen „Messgesängen“ kam es darauf an, zu den verschiedenen Teilen der Messe passende,

die Liturgie kommentierende Gesänge zu singen. Meist waren das Kirchenlieder. Der eigentliche liturgische Text wurde während dieser „Messgesänge“ vom Zelebranten still rezitiert, und dieses Rezitieren war nach den damaligen Regeln allein die „gültige“ Liturgie. Mit der Liturgiereform aber ist das gottesdienstliche Singen der Gemeinde, des Chores und anderer Mitwirkender selbst vollgültige Liturgie. Darum muss die Auswahl der Gesänge jetzt höheren Ansprüchen genügen. Ich darf Ihnen die dafür geltenden Grundsätze in Erinnerung rufen, indem ich sie kurz so skizziere:

1. Zum Eingang, zur Gabenbereitung und zur Kommunion können sowohl Gesänge mit den entsprechenden Texten des Messbuches bzw. des Graduale Romanum (das im Unterschied zum Messbuch auch Gesänge zur Gabenbereitung enthält) gesungen werden als auch Gesänge mit anderen Texten, zum Beispiel Kirchenlieder. Diese anderen Texte müssen aber der Kirchenjahreszeit oder dem Anlass des Gottesdienstes entsprechen und als Eröffnungsgesang, als Begleitgesang zur Gabenbereitung bzw. als Kommuniongesang passen.
2. Der Text des Antwortpsalms sollte möglichst unverändert so genommen werden, wie er für den betreffenden Anlass im Messlektionar steht. Ersetzt werden kann er in der Regel nur durch einen anderen Psalm, zum Beispiel aus den Commune-Antwortpsalmen. Nur im Notfall darf der Antwortpsalm statt durch einen Psalmtext durch einen anderen geeigneten Text ersetzt werden. Immer aber kann an die Stelle des Antwortpsalms der Gesang des Graduale aus dem Graduale Romanum treten.
3. Das Kyrie muss immer im originalen griechischen oder deutschen Wortlaut gesungen werden. Es kann dabei zu einer Kyrie-Litanei erweitert werden. Doch müssen die Rufe knapp und immer, wie das Messbuch sagt, „Christus-Prädikationen“ sein, also preisende Rufe zu Jesus Christus. Diese Erweiterung kann auch in der Form „Leisen“ geschehen.
4. Zum Gloria, zum Credo, zum Sanctus und zum Agnus Dei müssen entweder die originalen deutschen oder lateinischen Texte des Gloria, des Nizänischen oder Apostolischen Glaubensbekenntnisses, des Sanctus oder des Agnus Dei gesungen werden, oder es müssen Texte gesungen werden, die den liturgischen Text paraphrasieren oder zumindest sinngemäß wiedergeben (so beim Gloria und Credo) bzw. ihn nur geringfügig variieren (so beim Sanctus und Agnus Dei).
5. Das Halleluja vor dem Evangelium ist außerhalb der Fastenzeit durch keinen anderen Ruf ersetzbar, in der Fastenzeit nur durch einen der Huldigungsrufe an den im Evangelium sprechenden Christus, wie sie im Lektionar vorgesehen sind. Der

dazugehörige Vers wird aus dem Lektionar oder dem Graduale Romanum genommen. Er kann entfallen, vor allem wenn die Melodie oder der mehrstimmige Satz des Halleluja reicher ausgestaltet ist.

6. Natürlich kann auch der Text des Vaterunsers nicht ersetzt werden. Bei ihm, wie auch bei allen unter 3-5 genannten Texten, kommt es nicht auf Abwechslung an, sondern darauf, dass diese Texte ein fester Teil der Feier sind und als solcher in der Messe immer wiederkehren.

Zu den Texten des Gloria und Credo liegt mir noch ein Hinweis am Herzen: Obwohl Gloria und Credo gemäß dem Eigenrecht des deutschen Messbuches, wie oben unter Nr. 4 dargelegt, durch Lieder und andere Gesänge mit paraphrasierenden Texten ersetzt werden können, ist dringend zu wünschen, dass sie mit der Gemeinde so oft als möglich im originalen deutschen und auch lateinischen Text gesungen werden, damit diese wesentlichen Texte auswendig gekannter Besitz der Gemeinden bleiben oder wieder werden.

Ähnliche Grundsätze gelten von den anderen Gottesdienstformen und ihren Gesängen.

Altes und Neues aus dem Schatz holen

Für die Ausführung aller liturgischen Gemeindegesänge bietet das „Gotteslob“ reiche Möglichkeiten.

Für die Chöre aber ist die lateinische und muttersprachliche Literatur, die ihnen heute für ihr gottesdienstliches Singen zur Verfügung steht, fast unbegrenzt. Was der einzelne Chor sich davon zu eigen macht,

- kann und soll von der Gregorianik über klassische Polyphonie bis zu zeitgenössischen Vertonungen und guten neuen Gesängen der Jugend reichen;
- sollte deutsche und lateinische Werke umfassen, ein- und mehrstimmige Gesänge, Werke verschiedener Stilepochen und Werke in möglichst vielen musikalischen Formen;
- und es sollte entsprechend den Rangstufen der Sonn- und Festtage und entsprechend dem Stellenwert der verschiedenen Gesänge in der liturgischen Feier schlichte und festliche Musik umfassen, von einfachen Kantillationsformen und Sätzen bis hin zu den großen Vertonungen mit Orchester und Solisten, soweit sie für den Gottesdienst geeignet sind und der Leistungsfähigkeit des Chores entsprechen.

Solche Offenheit ist wirkliche „Pflege“ des vorhandenen Schatzes der Kirchenmusik und zugleich das Fundament ihn weiterzuentwickeln.

Kinder und Jugendliche einbeziehen

Unverzichtbar für eine Kirchenmusik ist die Kooperation mit der Jugend und mit den Kindern.

Junge Menschen müssen am gottesdienstlichen Beitrag vor allem der Kirchenchöre Freude gewinnen und selber in diese Aufgabe hineinwachsen, damit dieses besondere Amt des Lobes in der Kirche weiterbestehen kann.

Am natürlichsten gelingt der Brückenschlag zwischen den Generationen, wenn es in der Gemeinde einen Jugendchor und musizierende Kindergruppen gibt und wenn diese häufig in der liturgischen Feier mit dem Kirchenchor zusammenwirken, möglichst unter demselben musikalischen Leiter.

Aber auch sonst sollte man sich bemühen, dass Gemeindegottesdienst, Jugendgottesdienst und Kindergottesdienst wieder mehr zusammenfinden und nicht noch weiter auseinanderfallen, wie das gegenwärtig leider oft der Fall ist. Dazu möchte ich im Folgenden noch einiges sagen.

Immer das Ganze im Auge haben

Erfreulich ist vielerorts das große Engagement von Jugendlichen und Kindern in besonderen Chor- und Instrumentalgruppen für die Liturgie.

Schade ist allerdings, dass einige Jugendchöre nur Gottesdienste für junge Leute vorbereiten. Gerade gottesdienstfeiernde Gruppen bedürfen immer wieder der Öffnung auf die Gesamtgemeinde hin. Gemeinde aber umfasst alle Generationen. Und Liturgie sollte in der Regel Feier der ganzen Gemeinde und aller ihrer Generationen sein. Jede einzelne, im eigenen kleinen Kreis den Gottesdienst feiernde Gruppe sollte darum immer wieder auch Gottesdienste unter dem Aspekt vorbereiten, der ganzen Gemeinde zu helfen, besser zu Gott zu finden, für sein Wort und sein Handeln offener zu werden und ihm glaubend zu antworten. Unter gemeindeorientierten Kriterien müssen dann auch die einzelnen Gesänge beurteilt und ausgewählt werden.

Dabei gibt es mancherorts noch tiefsitzende Berührungsängste abzubauen. Sogenannte „rhythmische Gesänge“ vertragen sich zum Beispiel durchaus mit traditionellen Kirchenliedern. Sie müssen freilich ebenso wie diese sorgfältig ausgewählt werden, sowohl hinsichtlich ihrer Qualität wie hinsichtlich ihrer Funktion in dem betreffenden Gottesdienst. Darum ist es nicht schwierig, beide Arten von

Gesängen so, wie sie im „Gotteslob“ nebeneinander stehen, auch im Gottesdienst nebeneinander zu verwenden.

Ähnliches gilt von kirchenmusikalischen Kindergruppen. Sie sollten nicht nur im Kindergottesdienst eingesetzt werden. Auch im Pfarrgottesdienst können kindgemäße Gesänge und gelegentlich auch kindgemäße Spielstücke mit den Kirchenliedern und anderen Gesängen der ganzen Gemeinde verbunden werden. Pluralismus in der Kirche darf nicht zu vielen Gruppen führen, die nur für sich leben und aneinander vorbei agieren. Recht verstandener Pluralismus muss Vielfalt sein, die auf das Ganze hin geordnet ist und ihm dient.

Die Vielfalt der Gottesdienstformen wiederbeleben

Das Wirken der kirchenmusikalischen Gruppen, insbesondere des Kirchenchores, soll sich nach Möglichkeit nicht auf das Mitgestalten von Messfeiern beschränken. Vesper, Komplet und andere Teile des Stundengebetes sind in besonderem Maße auf das Singen angewiesen und stehen in einer engen Beziehung zur Eucharistiefeier. Es ist für einen Chor eine lohnende Aufgabe und ein wichtiger Dienst, an der Wiederbelebung von Gemeindevespern an den Sonn- und Festtagen mitzuwirken und sie für die Menschen anziehend zu machen.

Größere kirchenmusikalische Aufgaben können sich auch in Andachten, Wort- und Meditationsgottesdiensten stellen. Biblische Texte, geistliches Wort sowie vokale und instrumentale Musik können hier – inhaltlich aufeinander abgestimmt – einen in tiefe Schichten dringenden Auftrag der Verkündigung und des Gebets wahrnehmen. Diese Möglichkeiten bieten sich allen kirchenmusikalischen Gruppen an, ob sie groß oder klein sind, leistungsfähige oder nur bescheidene Kräfte haben. Wichtig ist allein, dass jeder sich auf das beschränkt, aber auch das beiträgt, was in seinen Möglichkeiten steht, und dass er es zum Wohl des Ganzen einsetzt.

Gute Kirchenkonzerte veranstalten

Geistliche Konzerte sind zwar keine Liturgie, sollten aber in der Kirche einen legitimen Platz haben. Denn auch gute Kirchenkonzerte sind Dienst am Gotteslob und Dienst an der Verkündigung. Auf ganz eigene Weise haben sie die Kraft zur Vermittlung religiösen Erlebens. Sie können Wege des Glaubens erschließen – nicht nur den Gläubigen unserer Gemeinden, sondern auch und gerade den Fernstehenden. Besonders möchte ich Sie bitten, auf ein dem Kirchenraum angemessenes Verhalten der Teilnehmer und

Mitwirkenden hinzuwirken und Ihnen empfehlen, bei der Gestaltung von Kirchenkonzerten womöglich auch liturgische Elemente einzubeziehen, sowie die Kirchenjahreszeit zu berücksichtigen. Bei der Auswahl der Literatur für ein Konzert seien Sie darauf bedacht, wirklich geistliche Werke auszuwählen und dabei Kompositionen den Vorzug zu geben, die auch die Gottesdienstfeier Ihrer Gemeinde bereichern können. Allerdings gibt es auch viele wertvolle Werke der geistlichen Musik, die im Gottesdienst (zum Beispiel wegen ihres Umfangs) nicht erklingen können. Für deren Aufführung bietet sich das Kirchenkonzert geradezu an. Doch sollte die Probenarbeit an diesen Werken die Erfüllung der gottesdienstlichen Aufgaben des Chores nicht beeinträchtigen.

Das ganze Gemeindeleben mitgestalten

Die Bedeutung der kirchenmusikalischen Gruppen reicht heute über den gottesdienstlichen Rahmen hinaus. Menschen – vor allem Kinder und Jugendliche – werden durch die Einladung zum gemeinsamen gottesdienstlichen Musizieren zusammengebracht und durch ihr musikalisches Tun auch in den Gottesdienst geführt. Ganz besonders für Gemeinden ohne Priester oder ohne Schule am Ort sind diese Gruppen wichtige Kontaktstellen, die Verbindungen herstellen und Gemeindebindung ermöglichen und festigen. Auch bieten kirchenmusikalische Gruppen manchem einsamen Menschen Anschluss und oft genug durch das Singen auch innere Befreiung und Freude. Hier tritt zur pastoralen Betreuung ein individueller Lebenswert hinzu, den die Musiktherapie schon lange als wesentlich erkannt hat.

Einen wichtigen Dienst leisten kirchenmusikalische Gruppen auch, wenn sie bei außerliturgischen Anlässen wie Festen der Pfarrei, Offenen Singen, Seniorentreffen und dergleichen mitwirken. Ebenso sollen sie mit den Vereinen der bürgerlichen Gemeinde zusammenarbeiten und so Brücken auch zu Menschen schlagen, die nicht am Gottesdienst und am sonstigen Gemeindeleben teilnehmen.

Noch einige Bitten

Ehe ich den Brief schließe, möchte ich mich noch besonders an die leitenden Kirchenmusiker wenden und ihnen einige Bitten vortragen: Liebe Kirchenmusiker, die Sie eine leitende Aufgabe innehaben! Die angeschnittenen Fragen und Hinweise deuten an, dass heute der kirchenmusikalischen Arbeit ein weites Aufgabengebiet

eröffnet worden ist. Dabei ist nicht nur der Umfang der Arbeit, sondern auch ihre Bedeutung gewachsen.

Ob Sie haupt-, neben- oder ehrenamtlich tätig sind: Bitte betrachten Sie sich alle in diesen Aufgaben als Wegbereiter und Mitwirkende der Verkündigung und des Gottesdienstes! Ich möchte Sie in dieser Überzeugung bestärken und Sie ermutigen, Ihre Mitverantwortung mit neuer Freude wahrzunehmen. Denn je nach der Aufgabe, die Sie übernommen haben, hängt es oft weitgehend von Ihnen ab, welches Klima die Gottesdienste Ihrer Gemeinde beherrscht, ob der Gemeindegesang gepflegt wird, ob die Chorgruppen einen möglichst hilfreichen Dienst leisten und dazu motiviert und fachmännisch angeleitet werden, ob das Orgelspiel zum Hinhören auf das Wort Gottes vorbereitet und die christliche Botschaft vertieft. Sie tragen durch die sorgfältige Auswahl der Gesänge und der übrigen Literatur wie durch alle Impulse, die im Gottesdienst von Ihrem Musizieren ausgehen, entscheidend dazu bei, dass die Gottesdienste und Feste aus sich selbst heraus sprechen und Ihre Gemeinde zur feiernden Gemeinde wird. Darum bitte ich Sie:

Bitte, planen Sie gemeinsam! Musik, die in der Liturgie etwas bewirken soll, verlangt, dass die für die Gottesdienste in einer Gemeinde Verantwortlichen sich vorher abstimmen. Darum müssen Priester und Kirchenmusiker und evtl. auch Lektoren und Kantoren gemeinsam planen und ihre Ideen besprechen, damit die verschiedenen Beiträge sich zu einem überzeugenden Ganzen zusammenfügen.

Bitte leisten Sie dazu Ihren guten Beitrag! Lassen Sie sich durch Misserfolg nicht entmutigen! Wo aus irgendeinem Grunde der Gesprächsfaden abgerissen ist, helfen Sie bitte mit, ihn wieder zu knüpfen.

Bitte, ermutigen Sie! Die Musik im Gottesdienst braucht immer wieder auch neue Werke, in bewährten und in neuen Formen. Darum ist es eine wichtige Aufgabe, Komponisten zu ermuntern, sich mit grundlegenden Fragen des Glaubens und des Gottesdienstes auseinanderzusetzen, um überzeugende Kompositionen für den erneuerten Gottesdienst zu schaffen. Ein ständiges Gespräch zwischen Theologen, Kirchenmusikern und Komponisten ist dringend vonnöten.

Ebenso wichtig aber ist die ermunternde Einladung an die mit Ihnen zusammenwirkenden Kirchenmusiker und kirchenmusikalischen Gruppen, auch zeitgenössische Werke einzustudieren, vorzutragen und der Gemeinde vertraut zu machen.

Bitte, nehmen Sie an der Weiterbildung teil! Eine so reiche kirchenmusikalische Arbeit setzt eine solide Ausbildung voraus. Und sie verlangt mitten im Dienst immer wieder einsatzfreudige Dynamik und künstlerische Kreativität. Aber sie braucht auch ständig weiterführende Anregungen und eine praxisnahe gründliche Weiterbildung – handwerklich und künstlerisch, liturgisch und geistlich. Darum bitte ich Sie: Nehmen Sie die regelmäßigen Angebote dazu wahr! Sie sichern sich damit persönlich Kontakt zu den oft raschen Entwicklungen in unserer Zeit, bleibende, ja wachsende Kompetenz in allen Ihren Dienst betreffenden Fragen und die volle Anerkennung als kirchenmusikalischer Fachmann. Und Sie werden dadurch für ihre Gemeinde und für die Kirche insgesamt noch mehr zu einem unersetzlichen Träger und Vermittler sachgerechten und geistlich erfüllten gottesdienstlichen Handelns.

Bitte, sorgen Sie für die Weiterbildung Ihrer Mitarbeiter! In unserer Diözese bemüht sich das Bischöfliche Kirchenmusikalische Institut auch um die Betreuung und Weiterbildung von Kirchenchören und Kantoren. Durch Treffen und meist damit verbundene Gottesdienste werden vorbildliche Anregungen für die Praxis weitergegeben. Bitte sorgen Sie mit, dass Ihre Mitarbeiter daran teilhaben können.

Regen Sie in Ihrer Gemeinde gelegentlich auch einen Einkehrtag oder einen Bibelabend Ihres Kirchenchores an oder geben Sie andere Impulse zur Besinnung auf das geistliche Anliegen, um das es geht. Und vermitteln Sie selber durch Ihre Haltung und durch Ihre Impulse bei den Proben und im Gottesdienst Ihren Mitarbeitern immer wieder jene Fähigkeiten und jene Einstellung, durch die Musik im Gottesdienst zum geistlichen Ereignis wird und die Herzen der Menschen bewegt.

Zum Schluss wende ich mich noch einmal an alle Kirchenmusiker, gleich durch welchen Beitrag Sie der Musik im Gottesdienst dienen: Seien Sie „Anstifter der Hoffnung und Freude“!

Liebe Kirchenmusiker! Mit der menschlichen Stimme und dem Klang der Instrumente Gott zu loben und so an der Heilung und Heiligung der Welt mitzuwirken, ist ältester biblischer Auftrag. Auch heute, ja in der gegenwärtigen Situation der Welt verstärkt, ist das Singen der christlichen Gemeinden ein bewegendes und untrügliches Zeichen der Freude im Glauben und der Hoffnung auf die Verheißungen des Evangeliums. Die Musiker in den christlichen Gemeinden aber haben die Aufgabe und das Vorrecht, Anreger und Künder dieser Hoffnung und Anstifter dieser Freude zu sein: „Singet dem Herrn ein neues Lied, singet dem Herrn, alle Lande. Singt dem Herrn und preist seinen Namen, verkündet sein Heil von Tag zu Tag“ (Ps 96, 1-2).

Ich wünsche Ihnen, dass die Hoffnung und Freude dieses Auftrags Sie selber immer neu erfasst. Und ich bitte Sie: Bleiben Sie diesem Auftrag treu, und wagen Sie es immer neu, Anstifter und Diener der Hoffnung und Freude des Reiches Gottes zu sein!

Mit herzlichen Segenswünschen für Ihren Dienst, aber ebenso für Sie persönlich und alle Ihre Angehörigen grüßt Sie in dankbarer Verbundenheit

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

Kirchenmusikalische Mitteilungen Nr. 2 vom Mai 1985

(Beilage zum OVB Nr. 8 vom 21. Mai 1985)

Der Sonntag – Mitte unseres Lebens

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1986

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Am 12. Februar des Jahres 304 haben sich in der nordafrikanischen Stadt Karthago 49 Christen zu verantworten. Sie waren angeklagt, trotz kaiserlichen Verbots sich am Sonntag versammelt zu haben. Auf die Frage, warum sie zusammenkommen, gaben sie zur Antwort: „Weil ein Christ ohne Versammlung und ohne das ‚Dominicum‘, ohne die Feier des Herrentages und Herrenmahles, nicht sein kann.“ Mit dieser Auskunft haben sie dem Sonntag eine zentrale Bedeutung zugesprochen. Sie sei das Thema unserer diesjährigen Überlegungen zur Fastenzeit.

I.

Es gab also, wie wir erfuhren, den Sonntag schon im römischen Reich. Er war nach dem „unbesiegten Sonnengott“ benannt, damals jedoch noch ein gewöhnlicher Werktag, der erste in der Woche. Für die Christen war er von Anfang an ein besonderer Tag; erst später, im Jahr 321, wurde er durch den christlich gewordenen Kaiser Konstantin den Großen zum staatlich geschützten, arbeitsfreien Tag erhoben. Die Christen nannten ihn Herrentag. Vom jüdischen Sabbat als dem siebten Tag der Schöpfung hatten sie sich gelöst. Mit der Auferstehung Jesu hatte ja eine neue Schöpfung begonnen. An ihr hatten sie teil durch ihren Glauben an Jesus und die Taufe auf seinen Namen (vgl. Röm 6). Sie waren wiedergeboren zu neuem Leben, nach einem Wort des Apostels Paulus „ein neues Geschöpf“ (2 Kor 5, 17). So kamen sie fortan am ersten Tag der Woche, vor und nach ihrer Arbeit, zusammen, um den auferstandenen Herrn, den Sieger über den Tod, die „Sonne der Gerechtigkeit“, das neue „Licht der Welt“ zu feiern. Sie hörten seine Frohe Botschaft und brachen sein Brot im heiligen Opfermahl, gemäß seinem Auftrag „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“. So ist der christliche Sonntag entstanden, so wurde er gefeiert, und so wird er noch heute in der Kirche verstanden. Die Würzburger Synode der deutschen Bistümer schreibt: „Der Sonntag ist der Tag, an dem die christliche Gemeinde ihres Herrn gedenkt, der durch seinen Tod und seine Auferstehung in die Vollendung – in die Herrlichkeit Gottes – eingegangen ist [...] In der Treue zu Auftrag und Vermächtnis des Herrn erfährt der Christ in der wöchentlichen Feier des Ostergeheimnisses, dass er selbst teilhat an Tod und Auferstehung Christi“ (Beschluss „Gottesdienst“ 2.1).

Bereits das Zweite Vatikanische Konzil hatte die herausragende Stellung des Sonntags gewürdigt (Konstitution über die heilige Liturgie [Ko. Lit.], 106). Als den Gedächtnistag des Ostergeheimnisses nennt es ihn den „Ur-Feiertag“ der Christen. Es zählt ihn nicht nur als den ersten, sondern auch als „achten Tag“. Dies entspricht ebenfalls alter, christlicher Überlieferung. Der Sonntag als achter Tag lenkt unseren Blick auf die Vollendung des Heilswirkens Gottes, auf die Offenbarung der himmlischen Herrlichkeit des auferstandenen Herrn und die Erfüllung unserer Hoffnung auf die ewige Lebensgemeinschaft mit ihm.

Zusammenfassend folgert die Würzburger Synode: Als „Tag des Herrn“ mit dem Gedächtnis von Tod und Auferstehung des Herrn, wie als „Zeugnis christlicher Zukunftserwartung ist der Sonntag unaufgebbbar; er kann nicht gegen einen anderen Tag der Woche ausgetauscht werden“ (Beschluss „Gottesdienst“ 2.1). Hat der heilige Bischof Ignatius von Antiochien in Syrien also nicht recht, wenn er zu Beginn des zweiten Jahrhunderts vom Sonntag schreibt, er sei der Tag des Herrn, „an dem auch unser neues Leben aufgegangen ist“? Und sagt er damit nicht zugleich, dass der Tag des Herrn auch der Tag des Menschen, des neuen Menschen ist?

II.

Schauen wir uns im Leben näher um, gewinnen wir allerdings rasch ein ganz anderes Bild. Für viele ist der Sonntag weder der Tag des Herrn noch ihr eigener. Schon die Teilnahme an unseren sonntäglichen Gottesdiensten wirft ein Schlaglicht auf diese Situation. Stand die Versammlung zur Gedächtnisfeier des Todes und der Auferstehung des Herrn in der Eucharistie für die Christen von Anfang an in der Mitte des Sonntags und von daher in der Mitte ihres Lebens, wie wir gehört haben, so kommt heute nur noch eine Minderheit zur sonntäglichen Messe. In unserer Diözese wurden zuletzt im Durchschnitt 22 Prozent gezählt. 1954 waren es noch 51 Prozent. Seitdem ist die Zahl Jahr für Jahr zurückgegangen. Nun ist der Besuch der Sonntagsmesse gewiss nicht das einzige Zeugnis gelebten Christseins, aber eben doch das erste und wichtigste, nachdem am Sonntag „unser neues Leben aufgegangen ist“. Von diesem Leben aus kann alles andere Leben erst christliche Gestalt gewinnen.

III.

Wie erklärt sich der bestürzende Wandel des modernen Menschen in seinem Verhältnis zum Sonntag? Er ist bedingt durch einen weitreichenden Wandel unserer

Gesellschaft. Die Ursachen dafür sind vielfältig. Einige ragen besonders heraus, zum Beispiel der Fortschritt auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung und der Technik. Mit ihren unbegrenzt scheinenden Möglichkeiten der Anhebung materieller und zivilisatorischer Lebensqualität zogen sie wie ein Magnet die Menschen an sich. Auto, Fernsehen, Computer – um nur drei Markenzeichen der neuen Gesellschaft zu nennen – wurden zu bestimmenden Faktoren des Lebens. Gedruckte und elektronische Medien übernahmen es zudem, ein von christlicher Kultur und Lebensvorstellung gereinigtes Welt- und Menschenbild zu vermitteln. Die Lebenserwartungen des Menschen wurden am Genuss im Stil der neuen Zeit ausgerichtet.

Im Bereich der Wirtschaft gab es ebenfalls spürbare Veränderungen. Mit neuen Produktionsformen gingen neue Produktionsnormen einher, die tief in das bisherige Zeitgefüge eingriffen. Immer stärker wurden auch Frauen in den Arbeitsprozess einbezogen. Auch im geistig-sittlichen Bereich trat ein Wandel ein. Die nach bitteren Jahren der Diktatur errichtete Ordnung unseres freiheitlich-demokratischen Rechtsstaates führte weithin zu einem Freiheitsbewusstsein, das unter dem Stichwort von Meinungsfreiheit und Toleranz selbst bislang allgemein anerkannte Grundüberzeugungen und -ordnungen unserer Gesellschaft in Frage stellte und kurzerhand über Bord warf. Eine unabhängige, oft von persönlichen Einzelinteressen geleitete Selbstbestimmung wurde beansprucht und praktiziert.

Am meisten davon betroffen waren unsere Familien. Ihr innerer Halt und Zusammenhalt nahm immer mehr ab, ging oft ganz verloren. Ehegatten, Eltern und Kinder lebten sich in wachsendem Maß auseinander, trennten sich voneinander, gingen ihre eigenen Wege. Eine neue Zeit hatte begonnen, ein geistiger Umbruch eingesetzt, der ein anderes Denken, ein neues Bewusstsein schuf, einen neuen Lebensstil prägte. Glaube und Religion als sinngebende, lebensorientierende Kraft kamen nicht mehr oder nur noch am Rande vor. Gott ist für viele ein Fremdwort geworden.

IV.

Die Auswirkungen auf den Gottesdienst, auf die Feier des Sonntags als Tag des Herrn, blieben nicht aus. Aber auch der Sonntag als Tag des Menschen bekam ein anderes Gesicht. Er hat heute viele Gesichter.

Wenn in zahlreichen Betrieben und Büros am Freitagnachmittag geschlossen wird, wünscht man sich „ein schönes Wochenende“. Die Freizeit beginnt. Der Sonntag ist ein Teil von ihr, auch ein freier Tag, kein Feiertag. Gefeiert wird meist am Freitag und Samstag, am Sonntagmorgen schläft man zunächst einmal lange, sofern nicht noch anderes geplant ist, denn am Montag muss man wieder früh aufstehen. Einmal nicht auf die Uhr sehen zu müssen, weder abends noch morgens, wird sogar verständlich, wenn jemand während der Woche unter Zeitdruck steht. Da schafft der Sonntag einen Ausgleich. Aber er ist als ganzer heilige Zeit. Dies sollte man nicht vergessen. Anlass zum Feste feiern liefern unter anderem geschichtliche Daten, Jubiläen und alles, was in Wald und Feld einen Namen hat. Da findet man überall etwas. Nicht alle können feiern. Der moderne Arbeitsrhythmus und die industrielle Produktionsweise fordern ihren Tribut. In vielen Dienstleistungsbetrieben geht es ohnedies rund um die Uhr. Und auch dies ist wahr: Je mehr die einen feiern, desto mehr müssen andere für sie arbeiten. Sie haben unter der Woche ihren Ruhetag, ein Sonntag ist das nicht. Manche arbeiten allerdings gerne am Wochenende, und am Sonntag, denn da gibt's mehr für die gleiche Leistung. Andererseits hat sich eine eigene Freizeitindustrie entwickelt. Sie versteht es, die Leute mit einem Riesenangebot an Freizeitbeschäftigung auf Trab zu halten.

Natürlich hat man auch früher Feste gefeiert. Zum großen Teil waren sie die weltliche Seite religiöser Feiern. Wer denkt heute noch daran, dass Kirmes und Kerwe aus dem Kirchweihfest hervorgingen, viele Wein- und Gemüsefeste aus „Erntedankfesten“? Moderne Feste sind meist frei von einer Rückbindung an Gott bzw. Rückbesinnung auf ihn und seine Schöpfung. Sie wollen Freizeit genießen, nicht unbedingt feiern. Und sie halten viele davon ab, den Sonntag einzuhalten, als Tag des Herrn wie als ihren eigenen.

Wie viele Menschen können mit dem Sonntag nichts mehr anfangen! Fernsehen, Sport oder ein Vergnügen sind oft nur der Versuch, die innere Leere zu füllen. Nach einer Umfrage langweilt sich über ein Drittel aller Bundesbürger am Sonntag. Kinder sind unglücklich, weil gestresste Eltern am Sonntag, nicht einmal am Sonntag, Zeit haben für sie oder gar in Konflikt geraten, weil sie durch die dauernde Trennung am Werktag das Zusammenleben am Sonntag nicht mehr können. Und erst alleinstehende Menschen! Sie führt der freie, leere Sonntag oft in Angst und Neurose, in eine schwere seelische Krise. Der Sonntag wird zum „Schrecken der Woche“, wie eine Zeitung schrieb.

Von alters her ist der Sonntag auch der Tag der allgemeinen Arbeitsruhe. Als solcher staatlich geschützt, soll er im Sinne des Gesetzes auch der „seelischen Erhebung“ dienen, wie das Grundgesetz der Bundesrepublik Deutschland formuliert. Der Mensch sollte bedenken, dass er nicht lebt, um zu arbeiten, sondern arbeitet, um zu leben. Er sollte, christlich verstanden, Gott den Schöpfer loben, der ihn geschaffen hat und für ihn alles, was er selbst die Woche über bearbeitet. Darum sollte der Sonntag frei sein von Arbeit, vom Druck der Pflicht, der Aufgabe. Der Mensch sollte ruhen, Abstand gewinnen von den Dingen und täglichen Verrichtungen, frei sein für Gott und für sich selbst; er sollte zu Gott und zu sich zurückfinden, Mensch werden in all seinen Bezügen. Aber die Arbeitsruhe wird vielfach nicht eingehalten. Oft wird Arbeit, ähnlich wie allerlei öffentliche Veranstaltungen, um vorrangig materieller Interessen willen mit behördlich erteilter Sondergenehmigung gestattet. Ein neuer Gesetzentwurf sieht aus wirtschaftlichen Gründen erweiterte Ausnahmebestimmungen für die Sonntagsarbeit vor. Hier sind alle Politiker in ihrer Verantwortung für das physische und psychische Wohl der Menschen in unserem Land gefordert. Der Mensch hat Vorrang!

V.

Das bisher nur im Überblick skizzierte Bild des Sonntags zeigt eine aus vielerlei Gründen aufgebrochene Kluft zwischen seiner ursprünglichen Idee und der heutigen Wirklichkeit. Stirbt der Sonntag und nicht nur der Wald? „Rettet den Wald!“, hören und lesen wir fast täglich. Gut so! Aber müssten wir nicht ebenso, vielleicht noch lauter rufen: „Rettet den Sonntag!“?

Rufen wir uns diese Losung zunächst selber zu! Was können wir selber tun, um den Sonntag zu retten? Wir können ihn halten, ihn feiern im alten christlichen Sinn.

In diesem Punkt bin ich nicht ohne Hoffnung. Es gibt noch einen guten Kern in unseren Gemeinden, aus dem Neues sprossen kann. Die Bewegung der sogenannten charismatischen Erneuerung und andere stimmen zuversichtlich. Auch in der Jugend suchen viele, der Hohlheit eines falschen Lebensstils überdrüssig, nach einem neuen Kurs.

Wenn die Versammlung zur Eucharistiefeier, zum Herrenmahl am Sonntag, so entscheidend ist, dass man ohne sie „Christ nicht sein kann“, wie die Märtyrer von Karthago bezeugen, dann müssen wir zuerst überall wieder eine solche Versammlung der Gemeinde und einen echten Gemeinschaftsgottesdienst in Gang bringen. Das Konzil drängt darauf, dass „der Sinn für die Pfarrgemeinschaft vor allem in der

gemeinsamen Sonntagsmesse wachse“ (Ko. Lit. 42). Das lateinische Wort für Kirche lautet *ecclesia*, eine Übernahme aus dem Griechischen, und bedeutet „Versammlung“ der von Christus Berufenen. Es kommt also für den einzelnen nicht nur darauf an, am Sonntag die heilige Messe zu besuchen, sondern zur Messfeier zusammenzukommen. Christ ist man nicht allein für sich, sondern von Anfang an mit den anderen, in deren Gemeinschaft man durch die Taufe aufgenommen wurde. Dieser Gedanke sollte auch bei der Zahl der angebotenen Messfeiern nicht außer Acht bleiben. Weniger kann da mitunter mehr sein. Dem Priester ist es ohnehin nach geltendem Kirchenrecht nicht erlaubt, einschließlich der Vorabendmesse, mehr als drei Sonntagsmessen zu feiern (CIC can. 905).

Das Konzil verlangt ferner, man solle den Herrentag als Ur-Feiertag so begehen, dass „er auch ein Tag der Freude und der Muße werde“ (Ko. Lit. 106). Damit bei der Messfeier Freude aufkomme, genügt es nicht, sie zu halten, man muss sie gestalten. Alle müssen mitmachen, mitbeten, mitsingen. Schon diese Form der Gemeinsamkeit stiftet Gemeinschaft. Je überzeugender dann Priester, Vorsänger, Schola, Kinder- und Kirchenchor, Organist, Lektoren, Kommunionhelfer und Ministranten ihre besondere Rolle ausüben, desto mehr werden sie Freude am Gottesdienst und Freude durch ihn wecken. Abwechslung in der Form der Gottesdienste vermeidet außerdem Eintönigkeit und Langeweile. Messfeiern für Zielgruppen wie Familien-, Kinder- und Jugendmessen werden vielerorts gut aufgenommen. In manchen Gemeinden werden Sonntagsmessen von einem eigens gebildeten Liturgieausschuss zusammen mit dem Priester vorbereitet. Das aktiviert Kräfte in der Gemeinde, stärkt die Beziehungen der Gläubigen untereinander und macht ebenfalls Freude. Wenn es auf diese und ähnliche Weise gelingt, den Gottesdienst zu einer lebendigen Begegnung mit dem auferstandenen Herrn zu machen, wird er in den Herzen der Teilnehmer dasselbe bewirken, was uns das Evangelium von der Begegnung der Jünger mit dem auferstandenen Herrn am Ostertag überliefert: „Sie freuten sich, als sie den Herrn sahen“ (Joh 20, 20).

VI.

Solche Freude trägt uns. Wir tragen sie weiter in die Welt, in unsere eigene und in die Welt unserer Mitmenschen, zum Beispiel in die Welt unserer Familie. Wir kommen vom Tisch des Herrn. Wie wäre es mit einem gemeinsamen Frühstück oder Mittagessen am Familientisch? Das ist ja längst nicht mehr überall selbstverständlich.

Beim Essen erfährt man sehr konkret, dass man eine Lebensgemeinschaft bildet und zusammengehört. Vielleicht reicht es dann auch noch zu einem gemeinsamen Spaziergang oder Gespräch. Im zwanglosen Miteinander werden manche Missverständnisse ausgeräumt, Fehlhaltungen korrigiert, Spannungen gelöst, Friede und Frohsinn eingebracht. Aber auch Freunde, kranke, alte, einsame Menschen warten auf Freude. Wir sollten sie ihnen bringen. Schon das Sprichwort sagt: „Geteilte Freude ist doppelte Freude“. So wächst Freude in der Welt.

Sie wächst noch einmal in uns selbst, wenn wir uns an den vielen guten Dingen freuen, die uns Gott für das Leben geschenkt hat: an seiner Schöpfung, der Natur, die wir dankbar gebrauchen, aber nicht gedankenlos verbrauchen dürfen; an der Musik, einem Buch, am Wandern, an einem Hobby, das uns Spaß macht, weil wir uns damit selber zeigen können, was wir alles können. Uns freuen auch am Sport, wo er nicht unter Leistungsdruck und Kommerz steht, sondern als Spiel und Erholung des Körpers betrieben wird. Und wo er nicht den Sonntag als Tag des Herrn überspielt. Auf die Einteilung und Einstellung kommt es an!

Feiern wir Feste oder feiern wir sie mit, dann nicht wie Leute, deren Freude nach einem Wort des Apostels Paulus über die Ungläubigen seiner Zeit aufgeht in dem Motto: „Lasst uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“ (1 Kor 15, 32). Dies gilt erst recht, wenn wir mit der Pfarrgemeinde, dem Kirchenchor oder in einem katholischen Verband feiern.

Ich will unsere Überlegungen beschließen. Sie wollten zuletzt ein paar Hinweise geben, wie wir den Sonntag von einem freien Tag zu einem Feiertag machen könnten, zu einem Tag des Herrn und einem „Tag der Freude und Muße“, den man nicht einfach verlebt, sondern erlebt als Gabe Gottes zu mehr Menschsein. Er ließe uns die Wahrheit des biblischen Wortes wieder neu erfahren: „Die Freude am Herrn ist unsere Stärke“ (Neh 8, 10).

Einen solchen Sonntag wünsche ich Ihnen für alle Zukunft und erteile Ihnen von ganzem Herzen meinen Segen.

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

OVB Nr. 2 vom 6. Februar 1986

Alarmierender Ruf zur Besinnung und Umkehr

Bischofswort zum Unglück im Kernkraftwerk Tschernobyl

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Die Katastrophe im Kernkraftwerk Tschernobyl hat mit einem Schlag die Lage in unserem Land und in mehreren anderen Ländern tiefgreifend verändert. Viele Menschen wurden verängstigt, wir alle irgendwie verunsichert und ratlos. Noch immer wissen wir zu wenig über Ursache und Ausmaß des Unfalls. Die unterschiedlichen Informationen über die Gefährlichkeit der Auswirkungen auf unsere Gesundheit hinterließen vielfach mehr Verwirrung als Klarheit. Die Sache ist zweifellos noch nicht ausgestanden, und bis mein Wort Sie am Pfingstfest erreicht, befinden wir uns möglicherweise schon wieder in einer ganz anderen Situation.

Obwohl wir alle von dem schrecklichen Ereignis betroffen sind, denke ich doch besonders an die Familien mit Kleinkindern, an unsere Kranken und an die alten Menschen, aber auch an die Bauern in manchen Gebieten unseres Bistums, die schwere wirtschaftliche Schäden erlitten haben. Sie alle versichere ich meines tiefen Mitgefühls und meiner herzlichen Anteilnahme an ihrer Not.

Gemeinsames Leid will uns alle solidarisch enger zueinander führen und aneinander binden. Nicht in Furcht und banger Zukunftserwartung, sondern in brüderlicher Liebe und gegenseitiger Hilfsbereitschaft. Es sollte jetzt in verstärktem Maß spürbar werden, was der Apostel Paulus von der Gemeinschaft der Kirche schreibt: „Wenn ein Glied leidet, leiden alle Glieder mit“ (1 Kor 12, 26a).

Tschernobyl mahnt uns aber auch zur Solidarität im Gebet. Man darf sich durchaus fragen, ob diese Katastrophe, einmal aus dem Glauben betrachtet, nicht auch ein Signal sein könnte, ein endzeitliches Zeichen, wie solche in der Geheimen Offenbarung des Johannes beschrieben sind, ein alarmierender Ruf zur Besinnung und Umkehr. Es kommt dem Bischof gewiss nicht zu, in der politisch zu entscheidenden Frage „Kernkraftwerke – ja oder nein?“ authentisch mitzureden. Er darf aber daran erinnern, dass Politik nur dann zum wahren Wohl des Menschen ausfällt, wenn sie im Geist christlicher Menschlichkeit betrieben wird. Dies gilt im Übrigen für alles menschliche Tun. Das heutige Fest sei daher für uns alle erneute Gelegenheit, den Heiligen Geist Gottes auf unser Werk herabzurufen. In diesem Geist hat Gott einst die Welt erschaffen, in der wir leben. In diesem Geist müssen wir sie erhalten, bebauen und ausbauen: Im Geist der Liebe zur Schöpfung und zu allen Geschöpfen, in gebührender

Achtung vor ihnen und in sittlicher Verantwortung vor dem Schöpfer. Wo immer dieser Geist vernachlässigt oder gar missachtet wird, beschwört der Mensch selbst Katastrophen herauf.

Lasst uns um diesen Geist intensiv beten, für uns und die anderen. Wir dürfen als Christen einmal nicht zu denen gezählt werden, von denen im Buch der Geheimen Offenbarung nach einer großen Katastrophe gesagt wird: „Sie bekehrten sich nicht dazu, ihm – Gott – die Ehre zu geben“ (16,9). Anderenfalls würden wir uns am Unglück der Menschheit selber mitschuldig machen.

Ich möchte Ihnen abschließend in dieser Stunde ein Wort der Hoffnung und der Zuversicht mitgeben. Im ersten Johannesbrief hören wir: „Gott ist die Liebe, und wer in der Liebe bleibt, bleibt in Gott, und Gott bleibt in ihm [...] Furcht ist nicht in der Liebe, sondern die vollkommene Liebe vertreibt die Furcht“ (4,16b und 18a). In der Liebe Gottes zu uns sind wir zutiefst geborgen und gehalten, wissen wir, dass wir trotz aller Betrübnis und Bedrängnis letztendlich nicht untergehen, sondern gerettet werden. Die Botschaft von der Liebe Gottes, der seines eigenen Sohnes unseretwegen nicht geschont hat, ist die einzige, absolute Sicherheit, die wir in der Welt haben. In ihr wollen wir uns festmachen, in Dankbarkeit gegen den auferstandenen Herrn, der uns seinen Geist als Beistand gesandt hat.

Speyer, am Fest Christi Himmelfahrt 1986

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVb Nr. 6 vom 26. Mai 1986

Ein Besuch, von dem wir Großes erwarten dürfen

Wort des Bischofs an die Priester und Gemeinden des Bistums zum Besuch des Heiligen Vaters in Speyer am 4. Mai 1987

Liebe Mitbrüder, liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Am 25. Juni 1986 erhielt ich vom Herrn Apostolischen Nuntius die Mitteilung, dass der Heilige Vater Papst Johannes Paul II. im Rahmen seiner Apostolischen Reise in die Bundesrepublik Deutschland Anfang Mai nächsten Jahres auch Speyer besuchen wird. Als Besuchstag ist vorgesehen der 4. Mai 1987. Höhepunkt seines Aufenthaltes wird die Eucharistiefeier am Nachmittag im Kaiserdom sein.

Mit diesem Besuch nimmt der Heilige Vater die Einladung an, die ich am 12. Mai 1986 an ihn ergehen ließ. Als ich hörte, dass bei seiner Deutschlandreise die Seligsprechung der Karmelitin Dr. Edith Stein erfolgen solle, machte ich ihn in einem Brief an den Sekretär des Papstes darauf aufmerksam, dass Speyer im Leben von Edith Stein eine ganz entscheidende Rolle gespielt hat: In der Diözese Speyer hatte sie ihr Bekehrungserlebnis; hier wurde sie getauft und gefirmt; hier hat sie neun Jahre als Dozentin gewirkt und wichtige Werke verfasst. In keiner anderen Stadt ist das Andenken an Edith Stein noch so lebendig wie in Speyer. Die Bedeutung Speyers für Edith Stein, dann auch die Tatsache, dass Speyer Grenzbistum ist, in dem die St. Bernhardskirche als Wahrzeichen der deutsch-französischen Freundschaft steht, und dass der Speyerer Dom Wahrzeichen und Mahnmal der Einheit der heute getrennten Christenheit ist, waren wohl ausschlaggebend dafür, dass Speyer in das Programm der geplanten Deutschlandreise des Papstes einbezogen wurde.

In einem Brief an den Apostolischen Nuntius in Bonn habe ich mich für den in Aussicht genommenen Besuch des Heiligen Vaters im Namen der ganzen Diözese herzlich bedankt und ihn willkommen geheißen.

Wenn der Heilige Vater zu uns nach Speyer kommt, dann ist das nicht nur ein sensationelles Jahrhundertereignis, das der bewegten und reichen Geschichte unserer Bischofsstadt eine denkwürdige Seite hinzufügt; der Besuch des Heiligen Vaters in Speyer ist für uns vor allem ein geistliches Ereignis.

Wir sehen in Johannes Paul II. nicht zuerst den Mann von einer einmaligen Ausstrahlungskraft in der heutigen Menschheit, der richtungweisend zu allen drängenden Fragen der Zeit Stellung nimmt – für uns ist er zuerst der Nachfolger des Apostels Petrus, der Träger des schweren Petrusamtes in unseren Tagen, der als

solcher das sichtbare Prinzip der Einheit unter den Bischöfen und unter allen Einzelkirchen ist. Im Heiligen Vater begegnen wir der Weltkirche mit ihren Lasten und Nöten, aber auch mit ihrer Hoffnung und ihrem stets neu aufblühenden Leben.

Er hat den Auftrag, überall das Christusbekenntnis des Petrus von Cäsarea Philippi laut werden zu lassen: „Du bist Christus, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16, 16). Er hat wie Petrus den Auftrag, seine Brüder im Glauben zu stärken (vgl. Lk 22, 32). Auf das Amt, das er als Bischof von Rom innehat, hat Jesus seine Kirche gebaut (vgl. Mt 16, 18). Der Besuch des Heiligen Vaters ist deshalb in erster Linie ein pastoraler Besuch, von dem wir Großes erwarten dürfen: Stärkung im Glauben und neue Freude am Glauben, Ermutigung zu einem entschlossenen christlichen Leben. Kräftigung der Einheit in unserer Kirche, Impulse für die wachsende Einheit der getrennten Christen und zum Engagement für Frieden und Gerechtigkeit in der Welt.

Der Besuch des Heiligen Vaters kann und soll ein Gnadentag werden und unserem Bistum Segen bringen. Das kann er aber nur, wenn wir uns auf dieses Ereignis geistlich vorbereiten. Ich bitte alle Priester, Diakone, Ordenschristen und Gläubigen im Bistum, sich innerlich auf den Papstbesuch einzustellen.

Zunächst bitte ich um Ihr Gebet. Vereint im fürbittenden Gebet für den Heiligen Vater, für die Erneuerung der Kirche in unserem Bistum und für die volle Einheit der getrennten Christen wollen wir unser Herz für die Begegnung mit dem Heiligen Vater bereiten.

Als Zweites möchte ich die Pfarreien, Verbände und Bildungsstätten bitten, sich intensiv mit dem Leben der Schwester Benedicta a Cruce (Edith Stein) zu befassen. Leben, literarisches Werk und Sterben dieser großen Frau können uns Hilfe sein zu einem überzeugten Glauben in einer weithin säkularisierten Gesellschaft.

Schließlich bitte ich Sie, die österliche Bußzeit im kommenden Jahr bewusst zu begehen. Der Besuch des Papstes fällt in die Zeit nach Ostern. Wir können uns darauf nicht besser vorbereiten, als wenn wir die Zeit der Buße ernst nehmen, das österliche Sakrament der Sündenvergebung empfangen und die österlichen Geheimnisse gläubig feiern.

Mit großer Freude habe ich zur Kenntnis genommen, dass auch der Kirchenpräsident der Evangelischen Landeskirche der Pfalz, Herr Heinrich Kron, den Papstbesuch in Speyer begrüßt hat. Unsere Stadt Speyer hat in der Geschichte der Trennung der abendländischen Christenheit eine bedeutende Rolle gespielt. Möge der Papstbesuch in Speyer im kommenden Jahr im Zeichen der ökumenischen Bewegung ein Schritt zur

größeren Annäherung in Richtung auf die volle Wiedervereinigung im christlichen Glauben werden.

Speyer, am Hochfest der Apostel Petrus und Paulus, 29. Juni 1986

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 8 vom 7. Juli 1986

Unser Bistum erwartet Papst Johannes Paul II.

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1987

Am 4. Mai wird unser Heiliger Vater, Papst Johannes Paul II., im Rahmen seiner Deutschlandreise auch unser Bistum besuchen. Dieses Ereignis ist einzigartig und doch wiederum nicht so außergewöhnlich, wie es auf den ersten Blick scheinen mag. Schon in der Urkirche hat Petrus die christlichen Gemeinden besucht. Die Apostelgeschichte berichtet: „Auf einer Reise zu den einzelnen Gemeinden kam Petrus auch zu den Heiligen in Lydda“ (9,31 f.). Wenn der Nachfolger des Petrus in unserer Zeit die Teilkirchen auf der ganzen Erde besucht, dann tut er also, was schon Petrus tat und was offenbar zur Ausübung des Petrusamtes gehört.

Johannes Paul II. nimmt wie keiner seiner 262 Vorgänger gerade diese Aufgabe sehr ernst. Ihm kommen dabei die neuzeitlichen Verkehrsbedingungen ebenso zugute wie seine hervorragende Sprachbegabung und seine einmalige Kommunikationsfähigkeit.

Der Papst kommt als Garant der Einheit

Die Gesamtkirche besteht aus den einzelnen Bistümern und lebt in den einzelnen Bistümern. Diese werden in ihrer Einheit zusammengehalten durch die Bischöfe, die als Nachfolger der Apostel in Einheit miteinander und in Einheit mit dem Bischof von Rom, dem Nachfolger des Petrus, stehen. Die Einheit der Kirche lebt von frühester Zeit an in dieser ihr eigenen Ordnung, und das Amt, in das Petrus von Jesus Christus berufen wurde, übt heute der Papst aus als höchstes Dienstamt für die Einheit der Kirche.

Im Dekret über den Ökumenismus führt das Zweite Vatikanische Konzil dazu aus: „Um seine heilige Kirche überall auf Erden bis zum Ende der Zeiten fest zu begründen, hat Christus das Amt der Lehre, der Leitung und der Heiligung dem Kollegium der Zwölf anvertraut. Unter ihnen hat er den Petrus ausgewählt, auf den er [...] seine Kirche zu bauen beschlossen hat; ihm hat er die Schlüssel des Himmelreiches verheißen und [...] seine ganze Herde anvertraut, damit er sie im Glauben stärken und in vollkommener Einheit weiden solle. Christus selbst bleibt dabei der höchste Eckstein und der Hirt unserer Seelen in Ewigkeit.“

Die Reisen des Papstes sind daher apostolische und pastorale Reisen. Sie sind in unserer Zeit von besonderer Wichtigkeit. In den letzten Jahrzehnten hat die Kirche zum ersten Mal in ihrer zweitausendjährigen Geschichte weltweite Ausmaße gewonnen. Die früheren Missionskirchen sind zu selbständigen jungen Kirchen herangewachsen.

Aus der lange Zeit abendländisch geprägten Westkirche ist die Weltkirche geworden, deren Schwerpunkt sich immer mehr auf die Länder der sogenannten Dritten Welt verlagert. Die eine erdumspannende katholische Kirche lebt in den verschiedenen Erdteilen unter ganz unterschiedlichen politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Bedingungen. Sie ist wie nie zuvor eine plurale, eine vielförmige Kirche. Das ist ein neuer Reichtum, birgt aber auch die Gefahr in sich, dass die plurale Kirche eine pluralistische, eine vielgeteilte wird, in der die Einheit des Glaubensbewusstseins, des Glaubensbekenntnisses und des Glaubenslebens zerfällt. Um die Kirche in ihrer Pluralität zu ermutigen und zu fördern, sie aber gleichzeitig auch vor dem Auseinanderfallen in einen gefährlichen Pluralismus zu bewahren, besucht der Papst als Träger des Petrusamtes heute unermüdlich und ohne sich zu schonen die Teilkirchen in aller Welt.

Der Papst kommt als Zeuge des Glaubens

Der Papst macht seine Reisen als Diener der kirchlichen Einheit; er macht sie auch als Zeuge christlichen Glaubens. Wie Petrus ist er der erste und höchste Zeuge des christlichen Glaubens. Er hat allen voran den Auftrag, seine Brüder im Glauben zu stärken (vgl. Lk 22, 32). Er steht in besonderer Weise unter der Sendung Jesu: „Geht zu allen Völkern und macht alle Menschen zu meinen Jüngern“ (Mt 28, 19). Er predigt nicht sich selbst, auch nicht die Kirche, sondern Jesus Christus, den Herrn der Kirche und den Retter der Welt. Wie Petrus ruft er heute in allen Sprachen den Menschen zu: „Jesus Christus ist zum Eckstein geworden. In keinem anderen ist das Heil zu finden. Denn es ist uns Menschen kein anderer Name unter dem Himmel gegeben, durch den wir gerettet werden sollen“ (Apg 4,12). Als Johannes Paul II. am 22. Oktober 1978 auf dem Petersplatz in Rom in sein Amt eingeführt wurde, begann er seine erste Ansprache als Papst mit dem Bekenntnis des Petrus: „Du bist der Messias, der Sohn des lebendigen Gottes“ (Mt 16, 16). Und er fuhr fort: „Habt keine Angst, Christus aufzunehmen und seine Herrschergewalt anzuerkennen [...] Öffnet, ja reißt die Tore weit auf für Christus!“ Wenn Johannes Paul II. bei seinen Reisen den Menschenmassen seinen Bischofsstab, der nach oben zum Bild des Gekreuzigten ausgeformt ist, wie ein Feldzeichen hält, dann unterstreicht er damit sein innerstes Anliegen, das ihn zu den Menschen treibt: Er will Apostel und Zeuge Jesu Christi sein.

Der Papst kommt als Brückenbauer zur Welt

Die Papstreisen stärken die Einheit und den Glauben der Kirche. Gleichzeitig aber öffnen sie auch die Kirche nach außen. Sie machen deutlich, dass die Kirche nicht isoliert in der heutigen Welt steht, sondern in Beziehung mit der gesamten Christenheit, mit den nichtchristlichen Religionen, mit der ganzen Menschheit, ihren Hoffnungen, Ängsten und Bedrohungen. So reist der Papst auch im Dienst der Einheit einer getrennten Christenheit. Er reist, um alle Religionen der Menschheit einander näherzubringen. Er stellt der Menschheit ihre fundamentale Einheit vor Augen, wenn er unaufhörlich betont, dass alle Menschen Töchter und Söhne des einen Vaters im Himmel sind. Aus ihrer Einheit vor Gott fordert er die eine Welt, in der es Unterschiede, aber keine Deklassierungen geben darf. Er setzt sich leidenschaftlich für die Überwindung jeder Apartheid ein, der Trennung zwischen schwarz und weiß, arm und reich, gläubig und andersgläubig, gläubig und ungläubig. Er fordert mit moralischer Kraft und religiöser Tiefe den Abbau aller Feindbilder und die umfassende Befreiung des Menschen. Er ist ein unüberhörbarer Anwalt für die Menschenrechte, für den Frieden, für die ganzheitliche Entwicklung aller Völker und für die Erhaltung der Schöpfung.

Der Papst kommt als Diener Jesu Christi und der Kirche

Immer wieder werde ich gefragt: „Was erwarten Sie sich für die Diözese Speyer vom bevorstehenden Papstbesuch?“ Die Antwort lautet: Vom Papstbesuch erwarte ich mir eine bewusste Verlebendigung unserer Verbundenheit mit der katholischen Gesamtkirche und eine Stärkung des kirchlichen Lebens in unserem Bistum.

Unsere Kirche ist nicht nur die Diözese Speyer oder die Kirche in Deutschland. Unsere Kirche ist ebenso die Kirche, die in den kommunistischen Ländern unterdrückt ist; die in Lateinamerika gegen ungerechte Sozialstrukturen aufsteht und Märtyrer der Gerechtigkeit hervorbringt; die in vielen Ländern als Ort der Freiheit und des Fortschrittes erfahren wird und wächst; die sich schließlich bei uns unter den Bedingungen einer säkularisierten Wohlstandsgesellschaft müht, das Evangelium überzeugend weiterzugeben und es im kulturellen Leben fruchtbar zu machen. Ermutigende Bewegungen des Aufbruchs und hoffnungsvolle Zeichen der Erneuerung sind da erkennbar. Dass diese große und weitgespannte Kirche unsere Kirche ist, soll der Papstbesuch tiefer bewusstmachen. Dieses Bewusstsein von der Kirche auf Weltebene, aber auch auf den Diözesanebenen zu fördern, dem dient in unserem

Bistum ein Organ, das ich in diesem Zusammenhang in Dankbarkeit eigens erwähnen möchte. Es ist unser „Pilger“, das älteste Bistumsblatt in Deutschland. Er wird über den Papstbesuch, wie schon jetzt über die vielfältigen Vorbereitungen auf ihn, ausführlich und zuverlässig berichten. Er unterstützt uns alle, auch durch gegenseitigen Kontakt der Gemeinden im Verbund des Bistums; bitte, unterstützen auch Sie ihn! „Der Pilger“ hat in dieser Zeit mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, lassen wir seine Zukunft uns allen ein Herzensanliegen sein!

Das Bewusstsein, zur Kirche zu gehören, will jeden von uns dazu führen, bewusst in der Kirche auch zu leben, an ihrem Leben teilzunehmen, sie zum eigenen Lebensraum zu machen. Lebendig ist die Kirche nicht dort, wo man sich von der fälschlich so genannten Amtskirche, also von Papst und Bischöfen, distanziert oder gar absetzt, sondern wo man im Glauben und Gebet mit den kirchlichen Amtsträgern verbunden ist und mit offenem Geist, aber liebendem Herzen auf ihr Wort hört. An ihnen vorbei gibt es keine lebendige kirchliche Gemeinschaft und gegen sie keine kirchliche Erneuerung. Der Ernstfall von Kirche für den Einzelnen ist in der Regel zuerst die Pfarrei und die Familie. „Die Kirche Christi“, sagt das Zweite Vatikanische Konzil, „ist wahrhaft in allen rechtmäßigen Ortsgemeinschaften der Gläubigen anwesend, die in der Verbundenheit mit ihren Hirten im Neuen Testament auch selbst Kirche heißen“ (Dogmatische Konstitution über die Kirche, 26). Wir gehören daher so lebendig zur Kirche wie wir zur Pfarrei gehören. Wie schmerzlich auch immer die Schrumpfungsprozesse der letzten Jahre in unseren Gemeinden sind, so ermutigend ist das wachsende Verantwortungsbewusstsein vieler Frauen und Männer, Erwachsener und Jugendlicher und deren oft großartiger Einsatz, mit dem sie die Grunddienste der Kirche auch zu ihren persönlichen Diensten machen: den Glaubensdienst, den Gottesdienst und den Bruderdienst. Je mehr dieser dreifache Dienst von immer mehr Gläubigen in einer Pfarrei geleistet wird, umso mehr wird diese lebendige Kirche.

Das Konzil betont auch, dass „das Apostolat der Eheleute und Familien eine einzigartige Bedeutung für die Kirche“ hat. Wörtlich: „Die christlichen Eheleute sind füreinander, für ihre Kinder und die übrigen Familienangehörigen Mitarbeiter der Gnade und Zeuge des Glaubens [...] in gegenseitiger Liebe und im gemeinsamen Gebet vor Gott erweisen sie sich als Hauskirche“ (Laienapostolat 11). Da wir für dieses und das nächste Jahr den lebendigen Mitvollzug der österlichen Bußzeit in Pfarrei und Familie zum

Schwerpunktthema unserer Seelsorge gemacht haben, sollten die hier verkündeten Gedanken zu konkreten Folgerungen führen.

Lebendiger wird das kirchliche Leben in unserem Bistum, wenn wir uns alle verstärkt auf die eigentliche „Sache“ der Kirche einlassen, nämlich auf Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Durch ihn wissen wir, dass Gott ist, dass Gott uns liebt und ewiges Leben für uns bereithält. Durch ihn kennen wir auch den Menschen: was er ist, was er braucht, was er soll, was sein Leben sinnvoll macht, was ihm Zukunft eröffnet. Durch ihn empfangen wir die Vergebung von Sünde und Schuld, die rechte Lebensorientierung, die Anweisung zur Vermenschlichung des Lebens und einer Kultur der Liebe. Die Kirche ist es, die uns mit Jesus Christus in lebendige Verbindung bringt. Sie macht uns zu seinen Zeitgenossen und ihn zu unserem Lebensgefährten: in der Verkündigung und Auslegung des Evangeliums, in der Feier der heiligen Sakramente und nicht zuletzt im Erleben der kirchlichen Gemeinschaft.

Der Besuch des Heiligen Vaters ist mit dem Blick darauf ein Aufruf, „an die Kirche zu glauben“ (vgl. Apostolisches Glaubensbekenntnis), bewusst in der Kirche und mit der Kirche zu leben und sie zu lieben, „wie Christus die Kirche geliebt und sich für sie hingegeben hat“ (Eph 5, 25). Der Besuch des Papstes ist gleichzeitig und in derselben Weise Aufruf, uns neu und vertieft auf Jesus Christus zu besinnen, mit ihm und in ihm zu leben, an ihn zu glauben, ihn zu lieben, ihn zu bezeugen, ihm nachzufolgen. Deshalb wird der Papst nicht einfach nur zu uns kommen. Er wird zu uns kommen und mit uns Eucharistie feiern, das heißt: die Gemeinschaft mit Jesus Christus und seiner Kirche.

Mögen die Begegnung und die Eucharistiefeier mit Johannes Paul II., zu der ich Sie herzlich nach Speyer einlade, ihm und uns zur Freude und zum Segen werden!

In der Verbundenheit des Glaubens, des Gebetes und der Liebe grüße und segne ich Sie alle im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Fest der Kathedra Petri, 22. Februar 1987

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 6. Februar 1987

Mit Maria ins dritte christliche Jahrtausend

Aufruf zum Marianischen Jahr 1987

Die Zeit vom Pfingstfest 1987 bis zum Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel am 15. August 1988 hat Papst Johannes Paul II. für die Katholische Kirche zum „Marianischen Jahr“ erklärt. Dieses Marianische Jahr soll der Vorbereitung auf das Heilige Jahr 2000 dienen, das als herausragendes Christusjahr gefeiert werden soll. Der Heilige Vater wünscht ausdrücklich, dass jede Diözese im Rahmen ihrer Möglichkeiten und Gegebenheiten die Gestaltung des Marianischen Jahres selbst festlegt. Deshalb möchte ich hier einige Anregungen geben, die ein Rahmenprogramm für die Feier des Marianischen Jahres im Bistum Speyer sein sollen.

Zunächst weise ich darauf hin, dass jedes Jahr ein „Jahr des Herrn“, ein Christusjahr, und deshalb auch in einem gewissen Sinn ein Marienjahr ist; denn Maria ist unzertrennlich mit Jesus Christus und seinem Erlösungswerk und deshalb auch mit der Feier des Christus- und Erlösungsgeheimnisses verbunden. Daher ist es auch nicht notwendig, im Marianischen Jahr möglichst viel Neues zu entwickeln. Eher kommt es darauf an, dass wir an Bestehendes und Gewachsenes anknüpfen und es verlebendigen. Da unser Bistum schon immer eine marianische Prägung hatte – Maria ist Diözesanpatronin, und das Bistumswappen zeigt die marianischen Farben blau-weiß – wird uns dies nicht schwer fallen. Ziel des Marianischen Jahres wie das Ziel aller katholischen Marienverehrung ist eine Verlebendigung und Vertiefung des christlichen Glaubensbewusstseins und Glaubenslebens. Diesem Ziel wollen meine Anregungen dienen. Sie richten sich an die einzelnen Gläubigen, an die Familien, an die Pfarrverbände und an die Dekanate in unserem Bistum.

Eine konkrete Mitfeier des Marianischen Jahres für den Einzelnen und für die Familie könnte darin bestehen, dass wir wieder regelmäßig den täglichen „Engel des Herrn“ beten. In diesem Gebet werden wir – durch das Glockenläuten angemahnt – mit dem Grundgeheimnis unseres Glaubens, der Menschwerdung des ewigen Gottessohnes in Jesus von Nazaret, dem Sohn Marias, verbunden.

In den Pfarreien sollten im Marianischen Jahr die Marienfeste besonders feierlich begangen werden. Im Oktober und Mai sollten die Marienandachten wiederbelebt werden. Schön wäre es, wenn sich in jeder Kirche unseres Bistums wenigstens einmal in der Woche eine Gruppe zum gemeinsamen Rosenkranzgebet zusammenfinden würde.

Jeder Pfarrverband könnte während des Marianischen Jahres eine gemeinsame Wallfahrt zum nächstgelegenen Marienwallfahrtsort machen. Es gibt deren über zwanzig in unserem Bistum. Das gemeinsame Gebet an Orten, an denen schon die Generationen vor uns ihren Glauben bezeugt und ins Gebet gebracht haben, hat eine besondere, erneuernde Kraft.

Da unser Dom ein Mariendom und ein marianischer Wallfahrtsdom ist, sollte dieser sein Charakter im Marianischen Jahr verstärkt bewusst gemacht werden. Ich würde mich sehr freuen, wenn jedes Dekanat, möglichst an einem Samstag, eine eigene Wallfahrt nach Speyer zur Patrona Spirensis machen und in der Mutterkirche des Bistums mit dem Bischof und den Priestern des Dekanats die heilige Messe feiern würde. Auf diese Weise würde sich das ganze Bistum als pilgerndes Gottesvolk mit Maria, der Mutter der Kirche, erfahren. Der Heilige Vater, der bei seinem Besuch in Speyer am 4. Mai im Gebet versunken vor dem Marienbild unseres Domes kniete, hat mich zu diesem Gedanken angeregt. Die Dekanatswallfahrt sollte in den Pfarreien, nicht zuletzt durch den Empfang des Bußsakramentes in einer guten Beichte geistlich vorbereitet werden.

Wir wollen das Marianische Jahr in unserem Bistum unter das Motto stellen: Die Kirche auf dem Weg ins dritte christliche Jahrtausend – mit Maria, der Mutter der Glaubenden. So wird die Feier des Marianischen Jahres auch mit dem pastoralen Schwerpunktthema in unserem Bistum „Heute glauben“ verbunden.

Für die marianischen Andachten und Wallfahrten sollten wir vor allem den reichen Schatz an Gebeten und Liedern benützen, den unser Gotteslob – oft noch ungehoben – anbietet. Zum tieferen Eindringen in die Gestalt und heilsgeschichtliche Bedeutung Marias sollten wir als hauptsächliche Hilfsmittel gebrauchen: den Erwachsenenkatechismus, das 8. Kapitel der dogmatischen Konstitution über die Kirche (Zweites Vatikanisches Konzil), das Apostolische Schreiben Papst Pauls VI. „*Marialis Cultus*“ („Über die Marienverehrung“) vom 2. Februar 1974 und die neue Enzyklika Papst Johannes Pauls II. „*Redemptoris Mater*“ („Über die selige Jungfrau Maria im Leben der pilgernden Kirche“) vom 25. März 1987.

Am Pfingstsamstag um 18 Uhr wird der Heilige Vater bei einer Vigilfeier in Santa Maria Maggiore, der größten Marienkirche Roms, in fünf Sprachen den Rosenkranz beten. Dieses Gebet wird durch den Hörfunk und Fernsehen weltweit ausgestrahlt. Am Pfingstsonntag wird er das Marianische Jahr feierlich eröffnen. Wir wollen es im ganzen Bistum mit ihm tun. In allen Kirchen wollen wir im Anschluss an den Hauptgottesdienst

vor dem geschmückten Marienbild das Gebet sprechen, das der Heilige Vater – fast wörtlich – bei seinem letzten Deutschlandbesuch in Kevelaer gesprochen hat und das zum Gebet des Marianischen Jahres im Bistum werden soll (Wortlaut nachfolgend).

Ich bitte ganz herzlich alle Priester und alle ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, alle kirchlichen Gremien und Verbände im Bistum, diese meine Anregungen wohlwollend zu bedenken, zu besprechen und mitzuhelfen, dass das Marianische Jahr für uns zum Segen wird.

Speyer, am Fest Christi Himmelfahrt 1987

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

Weihegebet an die Gottesmutter Maria zum Marianischen Jahr

Sei begrüßt, Jungfrau Maria, Mutter unseres Erlösers, Mutter der Kirche und unsere Mutter!

Mit dir preisen wir unseren Herrn und Gott, der auf die Niedrigkeit der Menschen schaut und Großes für uns getan hat durch den Tod und die Auferstehung seines Sohnes.

Wir rufen dich an als unsere Hoffnung und Quelle des Trostes. Maria, Trösterin der Betrübten, bitte für uns. Deiner mütterlichen Liebe und Fürsprache empfehlen wir uns alle, die sich voll Zuversicht an dich wenden.

Zu dir kommen die Gesunden und Glücklichen; erhalte in ihnen Freude und Dankbarkeit und mache sie empfänglich und hilfsbereit für die Not ihrer Mitmenschen nah und fern.

Zu dir kommen die Kranken; sie beten um Gesundheit der Seele und des Leibes. Hilf ihnen, ihr Leid zu tragen; lindere ihre Schmerzen und erbitte ihnen darin Trost und Heil.

Zu dir gehen die Blicke der Einsamen und Verlassenen, vor dir weinen die Trauernden. Lass sie erfahren, dass du unter dem Kreuz unsere Mutter geworden bist und vor allem denen mütterlich nahe bist, die deiner Hilfe besonders bedürfen.

Vor dir stehen die jungen Menschen, die in das Leben hineingehen. Leuchte ihnen als heller Stern in den Dunkelheiten der Pilgerschaft, dass sie nicht abirren vom Weg des Glaubens.

Vor dir stehen die Menschen in der Mitte des Lebens; lass sie nicht mutlos werden, stärke sie in ihren täglichen Aufgaben und führe sie immer tiefer in die Nachfolge deines Sohnes.

Vor dir stehen die Alten, die wissen, dass sich ihr Weg durch dieses Erdental dem Ende zuneigt. Mit ihnen beten wir: Heilige Maria, zeige uns nach diesem Elende Jesus, die gebenedeite Frucht deines Leibes. O gütige, o milde, o süße Jungfrau Maria.

Deinem mütterlichen Schutz empfehlen wir unser Bistum Speyer: den Bischof, die Priester, Diakone und Ordensleute, alle Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen in der Seelsorge, alle Alleinstehenden, die Familien und die Pfarrgemeinden. Mögen alle Christen wachsen in Glaube, Hoffnung und Liebe. Mache sie zu glaubwürdigen Zeugen deines Sohnes, seiner befreienden Wahrheit und erlösenden Liebe, in der allen Menschen guten Willens ewiges Heil verheißen ist.

Mutter des ewigen Wortes, lehre uns, Christus entgegenzugehen, unserem wiederkommenden Herrn und Retter, in dessen seliger Gemeinschaft du lebst und für uns eintrittst jetzt und alle Tage und in Ewigkeit. Amen.

OVB Nr. 9 vom 25. August 1987

Besuch mit Tiefgang und Wirkungsgeschichte

Geleitwort zu dem Text- und Bildband „Papst Johannes Paul II. in Speyer“

Der 4. Mai 1987 wird als ein großer Tag in die Geschichte der Stadt Speyer eingehen – und noch mehr markiert dieser Tag ein herausragendes Datum in der Geschichte des Bistums. Der 4. Mai: der Tag des Papstbesuches, Johannes Paul II. war in Speyer. Es war ein großes Fest für das ganze Bistum, ein Fest des Glaubens, ein Fest des Bekenntnisses zur Kirche. Fast 60.000 Menschen waren trotz regnerischen und kalten Wetters nach Speyer gekommen.

Nur ein Fest? Und jetzt? Ist mit dem 4. Mai alles vorbei? Bleibt dieser Tag nur ein historisches Ereignis, ein Datum in den Chroniken? Gehen wir zur Tagesordnung über? Sind wir damit zufrieden, dass an diesem 4. Mai alles reibungslos geklappt hat?

Notwendig ist es, dass wir fragen: Was hat der Papst gebracht, wie können wir seinen Besuch zu einem Ereignis mit Tiefgang und Wirkungsgeschichte machen? Die Wirkungsgeschichte hat schon vor dem Besuch des Heiligen Vaters begonnen. Die geistliche Vorbereitung war in vielen Gemeinden, in vielen Verbänden und Gruppen intensiv und gut. Bis in die letzte Ecke des Bistums wurde Edith Stein bekannt gemacht. Auch der Papst, sein Amt und Auftrag, seine Stellung und sein Dienst in der Kirche wurden neu ins Bewusstsein gerückt.

Wenn wir den Besuch des Papstes in Speyer selbst betrachten, sind es wohl zwei Punkte, die herausgehoben werden müssen, und die wir – in Fortsetzung der geistlichen Vorbereitung – für uns, für das religiöse Leben in unserem Bistum fruchtbar machen müssen. Am 1. Mai hat Johannes Paul II. in Köln Edith Stein seliggesprochen; er hat damit öffentlich und offiziell bestätigt, dass Edith Stein ein vorbildliches Leben in der Nachfolge Jesu Christi geführt hat, bis unter das Kreuz, bis ins Martyrium. Das Leben Edith Steins ist mit dem Bistum Speyer eng verbunden: Hier hatte sie ihr Bekehrungserlebnis, hier (in Bad Bergzabern) wurde sie getauft, hier wurde sie gefirmt, hier arbeitete sie über acht Jahre als Lehrerin. Nirgendwo hat sie so lange ununterbrochen gewirkt. Und wir dürfen darauf stolz sein, dass wohl nirgendwo sonst ihr Andenken so bewahrt wird wie im Bistum Speyer.

Ich wünsche mir, dass die Auseinandersetzung mit der Gestalt Edith Steins, ihrem Leben und Wirken ein Schwerpunkt im religiösen Leben unseres Bistums wird – in Gemeinden, Verbänden und Gruppen. Edith Stein, das könnte beispielsweise ein

„Thema“ für die Frauengemeinschaften sein, ein Leitbild, „um zu wahrer Selbstverwirklichung und Selbständigkeit aus der reinen Quelle unbeirrbarer Gottverbundenheit zu gelangen“, wie der Papst sagte. Wichtige Fragen unserer Zeit, unserer Gesellschaft können an der Gestalt Edith Steins festgemacht werden: das Verhältnis von Wissenschaft und Glaube, von Emanzipation und Gottverbundenheit, von modernem Leben und Kreuzesnachfolge. Gerade in jüngerer Zeit entdecken wir – von neuem – das Judentum, den Alten Bund, als Wurzelgrund unseres Glaubens. Edith Stein war im Judentum und Christentum gleichermaßen zu Hause. Sie könnte hier Brückenfunktion haben. Edith Stein, ihr Zeugnis, ihr Martyrium, verweisen uns auch auf die Zeitumstände, unter denen sie leben musste; sie mahnt uns zum Einsatz für die menschliche Würde, für wirklichen Frieden und Versöhnung.

Was dies konkret heißen könnte, machte Johannes Paul II. schon bei seiner Ankunft deutlich. Er betonte, dass uns Edith Stein und ihr Schicksal aufforderten, Menschen, die bei uns eine neue Heimat suchen, mit offenem Herzen zu empfangen. Edith Stein – „seid treue Hüter ihrer Botschaft und ihres Lebenszeugnisses“. Diese Mahnung des Papstes, die er in Speyer aussprach, sollten wir ernst nehmen.

Noch auf einen zweiten Punkt möchte ich hinweisen, wenn wir fragen: Was hat der Papst gebracht? Johannes Paul II. war nicht als Tourist in Speyer; er hat seine Reisestationen in der Bundesrepublik nicht „abgehakt“. Auch die „politischen“ Begegnungen waren eher Randerscheinungen. Der Papst war als Seelsorger unterwegs, als oberster Hirte kam er, „damit wir miteinander in unserem Glauben bestärkt werden“, wie er selbst immer wieder betont.

Der Papst hat den Menschen etwas zu sagen, nicht nur den Katholiken; seine Sorge gilt allen Menschen, vor allem den Bedrückten, den Niedergeschlagenen, den Beladenen. Ganz konkret und deutlich hat Papst Johannes Paul II. auf allen Stationen seines Deutschlandbesuchs Probleme angesprochen, die uns auf den Nägeln brennen: In Speyer hielt er ein Plädoyer für die Grundwerte und Menschenrechte, für die Einheit der Christen, für den Einsatz jedes Einzelnen in den wichtigen Fragen von Welt und Menschen. In Essen mahnte er die Katholische Soziallehre an, unterstrich das Recht auf Arbeit, den Vorrang von Arbeit vor Kapital und die Notwendigkeit, den Sonntag zu schützen. In München hob er die Bedeutung von Ehe und Familie hervor, ebenso den untrennbaren Zusammenhang von Gottesrechten und Menschenrechten.

In Münster stellte der Papst gegen eine wachsende Entchristlichung eine umfassende Friedensarbeit, die den Schutz der Umwelt genauso einschließt wie den Schutz

sterbenden und werdenden Lebens sowie die Abrüstung. In Augsburg unterstrich er die Notwendigkeit der Ökumene und die Bedeutung von Priester- und Ordensberufen. In Kevelaer beschwor er Maria als Vorbild des Christen in seiner Christusnachfolge, wie er es in der erst kürzlich erschienenen Enzyklika „Redemptoris mater“ (Mutter des Erlösers) getan hat. In Köln hat der Papst – ebenso wie auch später in München – die Notwendigkeit hervorgehoben, klar und fest den christlichen Glauben gegen all die je verschieden sich gebenden Ideologien zu bekennen, zu verteidigen. Was mich an Papst Johannes Paul II. besonders beeindruckte, war, dass er immer wieder still und intensiv betete – ein Pilger und Beter ist er und durch, und so ein unübersehbarer Zeuge dafür, worauf es heute ankommt.

Die Botschaft Johannes Pauls II. in Deutschland war deutlich: Er forderte auf zu einer Neuevangelisierung, zu einer Rückbesinnung auf die christlichen Werte: als Voraussetzung für ein wirklich geeintes Europa, das nicht an der Elbe endet; er trat ein für Versöhnung und Einheit, vor allem auch für die Einheit der Konfessionen, für mehr Gottverwurzelung, Christusverbundenheit und Kirchlichkeit.

Die Ansprachen der zweiten Deutschlandreise von Johannes Paul II. liegen nun gedruckt vor. Sie sind Dokumente seiner Reise – und seiner Sorge. Es wäre wünschenswert, wenn nun – in der Zeit nach dem Besuch – die Reden und Predigten des Papstes in möglichst vielen Gemeinden und Verbänden „nachgearbeitet“ würden. Der Papst hat bei seinem Besuch viele Fragen und Probleme angesprochen; er hat uns eine Fülle von Aufgaben hier zurückgelassen. Nur wenn wir sie angehen – aus der verändernden Kraft unseres Glaubens heraus –, kann der Besuch von Papst Johannes Paul II. ein Besuch mit Tiefgang und Wirkungsgeschichte werden.

Das vorliegende Buch aus der Arbeit der Redaktion unserer Bistumszeitung „der pilger“ leistet dazu einen wichtigen Dienst, da es nicht nur den Papstbesuch in Speyer würdigt, sondern darüber hinaus wertvolle Beiträge zu Hintergründen und Zusammenhängen enthält.

Aus: Papst Johannes Paul II. in Speyer, hg. von Klaus Haarlammert/Norbert Rönn, Pilger-Verlag Speyer 1987

Heute glauben

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1988

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Durch den jährlichen Fastenhirtenbrief will ich als Bischof mit allen katholischen Christen im Bistum Verbindung aufnehmen, in diesem Jahr aber ganz besonders mit Ihnen, den Gottesdienstbesuchern. Ich möchte mit Ihnen darüber nachdenken, wie es in unserer Zeit und bei uns selbst um den christlichen Glauben bestellt ist.

I. Die gegenwärtige Situation in Kirche und Gesellschaft

Da müssen wir zunächst nüchtern feststellen: Im Unterschied zu den meisten anderen Ländern, vor allem im Osten und auf der südlichen Erdhalbkugel, geht bei uns das kirchliche und religiöse Leben merklich zurück. Die Zahl der Kirchenbesucher am Sonntag hat in den letzten 20 Jahren deutlich abgenommen, nicht selten um die Hälfte. Wenig Jugendliche, noch weniger Kinder, kommen zum Gottesdienst. In vielen Pfarreien erleben wir eine überalterte Gottesdienstgemeinde. Die Beichtstühle stehen vereinsamt in der Kirche. Die Zahl der Kirkenaustritte wächst. Es gibt Pfarreien, in denen nur noch die Hälfte der Kinder und Jugendlichen die Firmung erbitten, in anderen werden sogar nicht mehr alle Kinder zur Erstkommunion geführt.

Das Gebet in den Familien ist weitgehend verstummt. In zahlreichen Familien zeichnet sich eine religiöse Entfremdung zwischen Eltern und Kindern ab. Nach einer statistischen Erhebung betrachten nur 17 Prozent der Bundesdeutschen die Religion als einen wichtigen Bestandteil der Kindererziehung; bei den 25- bis 44-Jährigen sind es nur zehn Prozent. Nur noch 28 Prozent der 18- bis 24-Jährigen vertreten die Auffassung, dass die Kirche bei der Beantwortung der Sinnfragen des Lebens einen Beitrag leisten kann. Für Probleme des Familienlebens halten sie sogar nur 19 Prozent für zuständig. Kirchliche Lebensnormen, besonders im Bereich der Sexualität, der Ehe und Familie, werden nicht mehr verstanden und angenommen, das kirchliche Lehramt lehrt oft ins Leere.

Diese innerkirchliche Situation hat ihre Auswirkungen auch auf die Gesellschaft. Die Umwelt, in der wir leben, ist weithin religionslos, frei von Hinweisen auf Gott und Glauben an Gott.

Denken wir an den Sonntag. Viele erleben ihn nur noch als arbeitsfreien Tag, an dem die Geschäfte geschlossen sind. Denken wir an das Fernsehen. Das Unterhaltungsprogramm auf dem Bildschirm ist weithin zum Spiegelbild der Glaubensentfremdung unserer Gesellschaft geworden. Der Glaube bringt nichts, so lautet eine gängige Meinung vieler Leute, also braucht man ihn gar nicht. Oft gewinnt man den Eindruck, als müsse sich der Glaube, wo er sich zu Wort melden oder ins Bild setzen will, für diesen Anspruch erst noch gebührend rechtfertigen.

Die Folgen dieser Entwicklung sind allerdings anders als erwartet. Nicht ein Mehr an Freiheit und geglückter Selbstverwirklichung sind das Ergebnis, vielmehr breiten sich Verdüsterung des Lebensgefühls, eine depressive Grundstimmung und Angst aus. Mancherorts wächst nun doch die Einsicht: von freiheitlicher Selbstbestimmung und Kritik allein kann niemand leben und schon gar nicht glücklich werden. Der Mensch braucht, um sich selbst nicht zu verlieren, positive Verbindlichkeiten und Gewissheiten über das, was er ist und was er soll. Anders kann das Leben nicht gelingen. Wissenschaft und Technik allein garantieren noch nicht menschlichen Fortschritt. Wenn sie sich nicht gegen den Menschen wenden sollen, brauchen sie ethische Maßstäbe, die sie nicht aus sich entwickeln können.

II. Neuer Aufbruch zur Religiosität

Damit ist auch die religiöse Frage, bewusst oder unbewusst, wieder gestellt. Vielen dämmert es: Eine Sicht des Menschen und ein Verhalten, die Gott aus dem persönlichen und gesellschaftlichen Leben ausklammern, werden den wahren Bedürfnissen des Menschen und den großen Problemen von Gegenwart und Zukunft nicht gerecht. Gottesverlust ist Lebensverlust, Verlust von Lebensqualität und bewirkt eine unerträgliche Verarmung.

Gerade junge Menschen spüren, dass ohne Glaube das Leben banal und eindimensional wird, in Äußerlichkeit zu verflachen droht; dass die Fülle des Lebens, der Beziehungen, der Hoffnung über den Tod hinaus ohne die Dimension des Religiösen nicht zu haben ist.

Eine Trendwende zu neuer Religiosität überrascht daher nicht mehr. Am deutlichsten zeigt sie sich in einer Flut sogenannter neu-religiöser Literatur, unter Stichworten, wie „Neue Religiosität“, „Neue Innerlichkeit“, „Esoterik“, „New Age“. Auch Meditationsformen, Psychokulte, okkulte und magische Praktiken üben starke Anziehungskraft aus. All dies verweist auf der einen Seite einmal mehr darauf, dass

Religion und die Sehnsucht nach Selbstüberschreitung dem Menschen von Natur aus innewohnen. Auf der anderen Seite geht aber die neue religiöse Welle in ihrer Eigenartigkeit weithin an der Wahrheitsfrage und den brennenden Menschheitsproblemen vorbei. Vor allem gibt sie auf die Urfrage des Menschen nach Gott keine deutliche und eindeutige Antwort. Schon deshalb bietet sie keine Alternative zur Kirche, zum kirchlichen Glauben und zum kirchlichen Leben.

III. Zeichen der Hoffnung

Die bisherige Beschreibung der geistigen Großwetterlage bei uns könnte pessimistisch stimmen, gäbe es nicht auch viele Licht- und Hoffnungszeichen des kirchlichen Lebens. In den allermeisten Pfarreien besteht eine aktive Kerngemeinde. Die Gottesdienste haben mitunter eine Lebendigkeit erlangt und lassen eine innere Beteiligung erkennen, wie wir sie früher nicht kannten. Dies trifft besonders zu, wo sie von Kirchenchören, Liturgiekreisen oder sonstigen Gruppen mitgestaltet werden.

Eine beachtliche Minderheit junger Familien versucht ihr Ehe- und Familienleben bewusst aus dem Glauben aufzubauen, oft angeregt durch lebendige Familienkreise in der Pfarrei. Jugendliche treffen sich zu Früh- und Spätschichten, zu Gebets- und Bibelkreisen, gehen auf Wallfahrt, fragen mit großem Ernst, was Nachfolge Jesu für sie persönlich bedeutet. In Gruppen besprechen sie unbefangen ihre Lebensprobleme und suchen Antwort aus der Heiligen Schrift. Ihre Sensibilität für die sozialen Nöte und für ein verbürgerlichtes, angepasstes Christentum ist hochentwickelt. Ihr Engagement in der Friedens-, Umwelt-, Gerechtigkeits- und Frauenfrage ist erstaunlich. In ihrer Verzichtsbereitschaft beschämen sie nicht selten manche erwachsene Christen. Die Zahl der jungen Menschen, die den Priesterberuf anstreben oder sich einem Orden anschließen wollen, hat zugenommen.

Viele Frauen und Männer, darunter auch ältere Jugendliche, bereiten Kinder in Gruppen auf den Erstempfang der Sakramente vor. Mit großem Verantwortungsbewusstsein denken und beraten Männer und Frauen mit in den vielen Gremien auf der Ebene der Pfarrei, des Pfarrverbandes, des Dekanats und der Diözese. In den kirchlichen Verbänden, die zum Teil beachtlich anwachsen, hat das kirchliche Leben starke Stützen. Die verschiedenen innerkirchlichen Bewegungen zur Erneuerung des Glaubens und der Gemeinde sind auch bei uns lebendig.

Die Zahl der Ständigen Diakone und der hauptamtlichen Laienmitarbeiter wächst. Gemeinde- und Pastoralreferentinnen und -referenten sind als eigenständige

kirchliche Berufe entstanden. Die Priester stehen verantwortungsbewusst zu ihrem Auftrag, auch wenn ihre Zahl – infolge der Altersstruktur – in der nächsten Zeit weiter zurückgehen wird und die seelsorglichen Anforderungen eher noch wachsen. Ihrer Berufung treu tun sie ihren Dienst, in Verbundenheit miteinander und mit dem Bischof. Die kirchliche Caritasarbeit ist vorbildlich und wie nie zuvor ausgebaut. Die Spendenfreudigkeit der Gläubigen ist nicht nur ungebrochen, sie nimmt noch zu. Die Verbindung mit unseren Missionaren in aller Welt ist intensiv. Die Teilnahme am Diözesankatholikentag in Johanniskreuz ist im Steigen begriffen. Mehr als 25.000 Menschen kamen im vergangenen Jahr. Die Seligsprechung von Edith Stein und der Papstbesuch in Speyer brachten unser Bistum in besonderer Weise geistlich in Bewegung.

Nur mit Freude und tiefer Dankbarkeit kann man diese Erscheinungsformen kirchlicher Neubelebung zur Kenntnis nehmen. Sie sind eine Chance zur Erneuerung angesichts der weitverbreiteten Entfremdung von Glaube und Kirche, die wir als große Herausforderung an uns alle verstehen wollen. Aus diesem Grund haben wir für die nächsten Jahre als Schwerpunktthema der Seelsorgearbeit das Motto gewählt: Heute glauben!

IV. Lehr- und Lernorte des Glaubens

Glaubenserneuerung, Glaubensvertiefung, Glaubensvermittlung und daraus Glaubensfreude, überzeugteres Glaubensleben, mutigeres Glaubenszeugnis sind nur möglich, wenn wir die Lehr- und Lernorte des Glaubens sehen, sie aktivieren und miteinander vernetzen.

Der vorrangige Ort, an dem für Christen Glaube bezeugt und erfahren werden soll, ist die Gemeinde, und hier noch einmal die Zusammenkunft der Gemeinde zur Feier der sonntäglichen Eucharistie, der Herzmittle der Kirche. Beim Sonntagsgottesdienst müsste für jeden spürbar sein: Hier bin ich mit Menschen zusammen, die nicht total vom Werktag und von den Lebenssorgen aufgebraucht sind. Sie haben im Glauben Zugang zum Sinn der Welt gefunden. In der Hoffnung berühren sie jetzt schon die beglückende Zukunft des ewigen Lebens. In Liebe sind sie mit Gott und allen Menschen verbunden. Diese Feier ist ein Fest des Lebens mitten in der todverfallenen Welt. Jede Gemeinde muss sich deshalb fragen: Was können, was müssen wir tun, damit bei uns die Eucharistiefeier solche Erfahrungen und Lebenshilfen vermitteln beziehungsweise vertiefen kann? Eine umfassende Erschließung unseres Gesang- und Gebetbuches

„Gotteslob“ und der Gebrauch des Schott-Messbuches beispielsweise könnten ein Weg in diese Richtung sein.

Gemeinde lebt aber nicht nur in der sonntäglichen Eucharistiefeier, sondern auch in den Messfeiern während der Woche und in den Wortgottesdiensten. Sie wird auch mitgetragen von den stillen Betern, die tagsüber vor dem eucharistischen Herrn knien und das Offenhalten des Kirchenraumes ermöglichen. Die Gestaltung von Taufen, Eheschließungen und gemeinsamer Krankensalbung könnten weiterhin ein Beitrag sein, die Spendung dieser Sakramente zu einem Ereignis der ganzen Gemeinde werden zu lassen. Angesichts der verbreiteten Vernachlässigung der Beichte müsste die unverzichtbare Bedeutung des Bußsakramentes stärker hervorgehoben werden. Bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1980 sagte Papst Johannes Paul II. den deutschen Bischöfen in Fulda: „Ich bin überzeugt, dass ein Aufschwung des sittlichen Bewusstseins und des christlichen Lebens eng, ja unlöslich an eine Bedingung gebunden ist: an die Belebung der persönlichen Beichte.“ Erweiterte Ehevorbereitung durch die Brautleuteseminare, Einbeziehung der Firmvorbereitung in den Gemeindegottesdienst, gemeinsame Beichttage mit gemeinsamer Vorbereitung, Beichtgespräche und ähnliche neue Formen der Seelsorge haben hier gute Entwicklungen eingeleitet.

Die Feier der Sakramente ist ihrerseits eingebunden in die anderen beiden kirchlichen Grunddienste der Verkündigung und des Bruderdienstes.

Der organisierte kirchliche Bruderdienst ist durch unseren Diözesan-Caritasverband mit 5.000 Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern hoch entwickelt. Entwicklungsbedürftig ist jedoch der persönliche, ehrenamtliche Bruderdienst in der Gemeinde. Auch hier gibt es in vielen Pfarreien erfreuliche Ansätze. Es wurde ein Krankenbesuchsdienst aufgebaut oder ein Besuchsdienst für Neuzugezogene, Ausländer, einsame, alte oder in irgendeiner Notlage befindliche Menschen.

Eine wichtige Form des christlichen Bruderdienstes ist die christliche Sterbebegleitung. Das Bewusstsein, dass es Aufgabe der ganzen Gemeinde ist, jedes ihrer Mitglieder wachend und betend in die Ewigkeit zu geleiten, ist leider kaum entwickelt. Unsere Elisabethenvereine, die rund 70.000 Mitglieder zählen, dürften sich hier besonders angesprochen fühlen.

V. ErwachsenenKatechese im Dienst der Verkündigung

Wie kaum zuvor ist in unseren Gemeinden heute der Verkündigungsdienst herausgefordert. Von Neuevangelisierung ist immer wieder die Rede. Das geht zuerst alle aktiv Gläubigen selbst an. Wir müssen unseren katholischen Glauben umfassend kennen und sachgerecht über ihn sprechen können. Wir müssen in der Lage sein, ihn dialogisch, kritisch und argumentativ zu begründen und zu vertreten. Dies können wir nur, wenn wir uns den Anfragen an unseren Glauben angstfrei stellen, ihn durch die Auseinandersetzung auch mit nichtchristlichen Positionen klären und zur Reife bringen. Ausgezeichnete Hilfen dazu bieten unser Bistumsblatt „Der Pilger“ und der neue ErwachsenenKatechismus.

Die persönliche Neuevangelisierung muss auch in Gruppen geschehen. Immer mehr drängt sich die Einsicht auf, dass eine sogenannte ErwachsenenKatechese in jeder Pfarrei eine notwendige Ergänzung zur Kinder-, Jugend- und SakramentenKatechese ist. Es gilt, im gegenseitigen Gespräch und Austausch den christlichen Glauben besser zu verstehen als Weg zu sinnerfülltem, gelungenen Leben, als Weg zu echter Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit, als verlässliche und verbindliche Lebensorientierung, als Garant von Lebensfreude, Lebensmut und Lebenshoffnung. Aus diesen Gruppen der ErwachsenenKatechese könnten dann die Frauen und Männer hervorgehen, die wiederum die gemeindliche Kinder- und JugendKatechese tragen würden. Die zahlreichen Bibelkreise könnten als Ansätze für eine ErwachsenenKatechese genutzt werden. Zum Aufbau der ErwachsenenKatechese und ihrer Verzahnung mit der gemeindlichen Katechese haben nicht nur unsere Priester, sondern auch unsere Ordensangehörigen, Diakone und unsere pastoralen Laienkräfte einen besonderen Auftrag. Mir scheint, Gott habe uns die Berufe der Gemeinde- und Pastoralreferenten gerade für diese Aufgabe geschenkt.

Gleichzeitig mit der Selbstevangelisierung muss die Weitergabe des Evangeliums unser vorrangiges Anliegen sein. Darüber wollen wir am kommenden Sonntag näher nachdenken.

VI. Weitergabe des Glaubens

Die kirchliche und gesellschaftliche Situation, in der wir leben, verlangt eine Vertiefung und Verlebendigung der eigenen Gläubigkeit, sie ruft auch nach verstärktem Bemühen in der Weitergabe des Glaubens. Das soll heute unser Thema sein.

Der erste und grundlegende Ort für die Weitergabe des Glaubens ist die Familie. Die Erfahrungen, die der Mensch dort macht, prägen ihn zutiefst und stellen Weichen für sein gesamtes Leben, auch für das Glaubensleben. „Die Familie ist fast immer das Glaubensschicksal des Kindes“, erklärt die Würzburger Synode. „Glauben ist ein Geschenk, das man in der Gemeinschaft empfängt, in der Gemeinschaft wachsen lässt und das in der Gemeinschaft zur Wirkung kommt. Die Eltern bekennen sich bei der Taufe vor der Gemeinde zu der Verpflichtung der Weitergabe des Glaubens an ihre Kinder. Ihre eigene Gläubigkeit schafft die Atmosphäre, in der ein Christ für das Leben heranwachsen kann“ (Ehe und Familie 2.4.1).

Es ist ein tragischer Irrtum zu meinen, man müsse um der späteren Wahlfreiheit des Kindes willen auf Taufe und religiös-kirchliche Erziehung verzichten. Ein religiöser Leerraum schafft nicht Wahlfreiheit, sondern verstellt im Gegenteil die Möglichkeit, wählen zu können; denn eine spätere, bewusste Entscheidung für oder gegen den Glauben setzt die Kenntnis des Glaubens und daher die rechte Einführung in ihn voraus. Ein Ausklammern kindgemäßer Anleitung zur Frömmigkeit und der Verzicht auf religiöse Erziehung prägen im Übrigen die Kinder nicht weniger als eine bewusste religiöse Erziehung, nur in einer anderen Richtung. Das Konzil sagt von den Eltern: „Ihr Erziehungswirken ist so entscheidend, dass es dort, wo es fehlt, kaum zu ersetzen ist“ (Erklärung über die christliche Erziehung 3).

Gläubige Eltern werden trotz aller anderen, vom öffentlichen Umfeld einwirkenden Miterzieher, eine religiös ausgerichtete Familienkultur entwickeln, die den Alltag erfahrbar mitbestimmt: durch das Morgen-, Abend- und Tischgebet, durch den Sonntagsgottesdienst und die Gestaltung des Sonntags, durch das Freitagsopfer, durch die Feier der Geburts- und Namenstage, durch aktive Mitfeier der Hochfeste und bewusstes Mitleben des Kirchenjahres, besonders in der Advents- und Fastenzeit, in den Marienmonaten Mai und Oktober. In solcher Verbindung von Glauben und Leben leuchtet den Kindern die existentielle Bedeutung des Glaubens auf. Von Anfang an erleben die Kinder: Es ist gut für den Menschen, wenn Gott die innere Sinnmitte seines Lebens ist, wenn Jesus Christus zur Orientierung wird für das Denken, Fühlen und Tun. Glaube wird so als ein Grundwert und eine Bereicherung des Lebens erfahren.

Ich weiß, dass nicht wenige Eltern in dem ehrlichen Bemühen, ihren Kindern den Glauben als Quelle von Lebenssinn und Lebensfreude zu vermitteln, bitter enttäuscht wurden. Seien Sie dennoch gewiss, liebe Eltern, dass all Ihre Sorgen um die religiöse Formung Ihrer Kinder vor Gott nicht umsonst waren. Er weiß noch immer Mittel und

Wege, Ihre Anstrengungen zu einem guten Ende zu führen. Auch die Tränen einer heiligen Monika waren bekanntlich nicht vergebens. Keine Mutter und kein Vater dürfen daher die Hoffnung aufgeben und erst recht nicht in dem nachlassen, was sie selbst als richtig und wichtig erkannt haben. Lassen Sie sich nicht entmutigen!

Das religiöse Leben in der Familie wird unterstützt in einem katholischen Kindergarten. Er ist ein hervorragender Lernort des Glaubens. Voraussetzung ist freilich, dass er von Menschen geführt wird, die sich dem Evangelium und der Evangelisierung verpflichtet wissen und aktiv im Leben der Pfarrei stehen.

Der Religionsunterricht während der gesamten Schulzeit, wo immer möglich ergänzt durch Schulgottesdienste oder religiöse Schulentage, wird zur weiteren Verinnerlichung der christlichen Wahrheiten, Werte und Normen beitragen. Vertiefte Glaubenseinsicht und überzeugt gelebter Glaube sind sein Ziel. „Der schulische Religionsunterricht bedarf (daher) des Interesses, der Förderung und der kritischen Begleitung durch alle Katholiken“ (Religionsunterricht 3.3.), sagt die Würzburger Synode. Sie spricht an dieser Stelle im Besonderen dann die Pfarrgemeinden und die Eltern an.

Über die Notwendigkeit der Erwachsenenkatechese haben wir am letzten Sonntag schon gesprochen. Von der Unverzichtbarkeit der sogenannten Gemeindekatechese, in der Frauen und Männer die Kinder und Jugendlichen der Pfarrei in kleinen Gruppen auf den Empfang der heiligen Sakramente vorbereiten, war ebenfalls die Rede. Oft höre ich von Frauen und Männern, die sich hier einsetzen, dass sie diese Aufgabe weniger als Belastung, denn als großen Gewinn für sich und ihre Familien erfahren. So kann die Gemeindekatechese zugleich ein wirksamer Weg zur Verlebendigung der ganzen Gemeinde werden.

Glaube und Glaubensleben müssen ein durchgehendes, jeweils den Altersstufen entsprechend aufbereitetes Thema auch in allen kirchlichen Jugendverbänden sein. Den Gruppenleiterinnen und Gruppenleitern kommt hier eine wichtige Aufgabe zu. Das Konzil stellt ausdrücklich fest: „Junge Menschen selbst müssen die ersten und unmittelbaren Apostel der Jugend werden und in eigener Verantwortung unter ihresgleichen apostolisch wirken“ (Laienapostolat 12). Durch Schulungen und schriftliche Arbeitshilfen müssen sie für ihre Evangelisierungsaufgabe befähigt werden. Auf diese Weise wird nicht nur eine pastorale Aufgabe erfüllt, es wird auch verhindert, dass kirchliche Jugendverbände einseitig in Freizeitbetrieb oder in politischen Aktionen aufgehen.

Was für die Jugendverbände gesagt wurde, gilt in ähnlicher Weise auch für die kirchlichen Erwachsenenverbände.

VII. Notwendige Kommunikation und Kooperation

So breitgefächert und vielfältig Evangelisierung in unseren Pfarreien geleistet wird, so wenig sind oft die verschiedenen Lernorte und Lernfelder des Glaubens miteinander verbunden. Nicht selten wird nebeneinander und aneinander vorbei evangelisiert.

Es ist deshalb eine der wichtigsten Aufgaben der Pfarrgemeinderäte und der für die Seelsorge im Pfarrverband Verantwortlichen, für die Kommunikation und Kooperation aller in der Evangelisierung Tätigen zu sorgen. Sie müssen Wege suchen, die Erzieherinnen im Kindergarten, die Religionslehrer in den Schulen, die Gruppenleiterinnen und -leiter in den Verbänden, die Verantwortlichen in den Gruppen der neuen Bewegungen sowie die in der Gemeindekatechese Tätigen mit allen hauptamtlichen pastoralen Kräften zu einer Aktionsgemeinschaft zusammenzuschließen, in der alle ihren je besonderen Dienst am Glauben der Gemeinde tun und gleichzeitig sich aufeinander abstimmen und sich wechselseitig stützen. Ihnen fällt es auch zu, empfehlend die überpfarrlichen Angebote zu Glaubenshilfe und Glaubensfeier wie Einkehrtage, Exerzitien, Wallfahrten, Schulungen und unseren jährlichen Katholikentag in Johanniskreuz bekanntzumachen. Zu all dem wird es sie von selbst drängen, wenn sie sich die Evangelisierung der Gemeinde zu ihrem persönlichen Anliegen gemacht haben.

Im Rahmen unseres pastoralen Schwerpunktthemas „Heute glauben!“ haben wir damit begonnen, in jeder Gemeinde zunächst die österliche Bußzeit zu verlebendigen. Hier bietet sich ein erstes Feld an, im Verbund aller Verantwortlichen, Evangelisierung vor Ort zu leisten. Greifen Sie, liebe Schwestern und Brüder, bitte die Anregungen auf, die an Sie ergehen.

VIII. Herausforderung unserer Zeit

„Heute glauben!“ ist die epochale Herausforderung an jeden von uns, an unsere Gemeinden und an unser Bistum. Sie ist uns von Gott selbst auferlegt, der durch die Zeichen der Zeit zu uns spricht. Mit dieser Herausforderung hat er uns in der Gestalt zweier Frauen zugleich eine große Hilfe zu ihrer Bewältigung an die Hand gegeben. Ich denke an Maria, die Mutter des Herrn, und an Edith Stein.

Die Zeit zwischen Pfingsten 1987 und dem Fest der Aufnahme Marias in den Himmel 1988 hat Papst Johannes Paul II. für die ganze katholische Kirche zum Marianischen Jahr erklärt. Es ist gedacht als entfernte Vorbereitung auf das Jahr 2000, das als großes Christusfest gefeiert werden soll.

In seiner Enzyklika zum Marianischen Jahr „Mutter des Erlösers“ beschreibt der Papst Maria als Urbild des glaubenden Menschen. Ihr Glaube ist die Vollgestalt des Glaubens. Niemand hat je so geglaubt wie sie. Der Zuruf Elisabeths an Maria: „Selig, die du geglaubt hast“ (Lk 1, 45) ist nicht nur die erste Seligpreisung im Evangelium. Er ist auch Wesensaussage über Maria und das Schlüsselwort für die ganze kirchliche Lehre von Maria.

Ihr Glaube als uneingeschränkte Offenheit für Gott, als Gehorsam im Gleichklang mit dem Willen Gottes, als Lebensgemeinschaft mit Jesus, als selbstloser mütterlicher Dienst an ihren Mitmenschen ist wie kein anderer Glaube auch gekennzeichnet durch Dunkelheit und Anfechtung. Sie ging den Pilgerweg des Glaubens bis hinauf zum Kreuz. Unter dem Kreuz ihres Sohnes hat sie das Kreuz der Glaubensnot und Glaubensnacht wie niemand vor oder nach ihr durchlitten. Sie ging allen im Glauben voran und ist so die Mutter aller Glaubenden geworden. Wir wollen sie in unserem Bistum, das sie zur Patronin hat, um ihre Hilfe anrufen, damit der Glaube am Ende des zweiten christlichen Jahrtausends bei uns nicht erlischt, sondern fruchtbarer Mutterboden sei für ein neues, glaubensstarkes, christliches Jahrtausend.

Edith Stein wurde am 1. Mai 1987 in Köln von Papst Johannes Paul II. seliggesprochen. Sie ist durch ihre Taufe in Bad Bergzabern und durch ihre neunjährige Tätigkeit als Lehrerin in Speyer in ganz besonderer Weise mit unserem Bistum verbunden. Diese Verbundenheit hat sie in der himmlischen Vollendung nicht abgelegt, sondern intensiviert. Wie wenige hat Edith Stein den modernen Unglauben mit Stolz durchlebt, aber auch schmerzlich durchlitten. Nach ihrer Bekehrung hat sie den katholischen Glauben als Lehrerin, Wissenschaftlerin, Rednerin für die katholische Frauenbewegung, als Karmelitin und schließlich als Martyrin in Auschwitz mit einer seltenen Eindeutigkeit und Radikalität bezeugt. Sie ist uns in ganz besonderer Weise als Vorbild und Helferin zum Glauben heute geschenkt worden.

Liebe Schwestern und Brüder!

Die Erneuerung des Glaubens und des Lebens aus dem Glauben ist das Ziel der österlichen Bußzeit. Sie ist auch das Anliegen, in dem ich mich mit diesem Brief an Sie

gewandt habe; sie ist unser aller Anliegen. Wir wissen, dass unser Mühen um zeitgemäßes Glauben durch viele negative Umstände erschwert ist. Aber wir wissen auch, dass wir nur durch den Glauben zu einem letzten Sinn unseres Lebens, zu unserem bleibenden Glück und unserem Heil finden. Darum wollen wir nicht nachlassen, den Glauben immer wieder neu zu suchen und ihn zu leben, persönlich und in Gemeinschaft. Wir wollen uns dabei gegenseitig unterstützen und einander helfen.

Im Glauben mit Ihnen allen tief verbunden, wünsche ich Ihnen eine fruchtbare österliche Bußzeit und ein glaubensfrohes Osterfest. Dazu segne ich Sie alle und grüße Sie von Herzen als

Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach

OVb Nr. 3 vom 29. Januar 1988

Bischofsworte
aus den Jahren 1989 bis 1995



Edith Stein

Eucharistie – das Herzstück unseres Glaubens und Lebens

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1989

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Liebe Mitchristen!

Auf dem Höhepunkt jeder Eucharistiefeier ruft Ihnen der Priester zu „Geheimnis des Glaubens!“ Dieses Wort will daran erinnern, dass wir in der Eucharistie auf qualifizierte Weise unseren Glauben bekennen und feiern. Dieser Glaube ist nicht nur eine bestimmte Überzeugung; er ist vor allem eine lebendige und gelebte Beziehung: mit Gott, mit Jesus Christus und mit der Kirche.

I. Eucharistie – Feier des Glaubens an Gott

In der Feier der Eucharistie bezeugen wir unsere Lebensbeziehung zu Gott. Wir bekunden gemeinsam und öffentlich, dass wir Menschen sind, die es mit Gott zu tun haben; die sich ihm verdanken; die sich von ihm getragen, geführt und geliebt wissen. Wir verehren den Gott, der jeden Menschen, die Geschichte und alle Welt in seinen guten Händen hält; der sich in einem ewigen Bund für immer an seine geliebte Schöpfung gebunden hat. Eben deshalb feiern wir unseren Sonntagsgottesdienst als Eucharistie, d.h. als Danksagung, wenngleich wir dabei auch unsere Abhängigkeit von Gott in der Form der Bitte um Vergebung und um Hilfe zum Ausdruck bringen.

Indem wir uns so Gott zuwenden, halten wir in unserem Dorf, in unserer Stadt, in unserer Umgebung eine Stelle offen, an der die Tendenz unserer säkularisierten Gesellschaft zur radikalen Abdichtung nach oben durchbrochen wird, wo Gott zur Rettung und zum Heil der Welt Einlass findet. Damit leisten wir der ganzen Menschheit einen lebenswichtigen Dienst.

II. Eucharistie – Feier des Glaubens an Jesus Christus

Bei der sonntäglichen Eucharistiefeier bezeugen wir gemeinsam öffentlich unsere Lebensbeziehung auch zu Jesus Christus. Sie ist die dichteste Form seiner Anwesenheit in der Kirche. Hier ist der Herr gegenwärtig in der Gemeinschaft der Gläubigen und im Priester, im Wort der Bibel und im heiligen Opfermahl.

Seine Anwesenheit ist aktiv: er sammelt und lehrt uns; er betet mit uns zum Vater; er verwandelt Brot und Wein und macht sie zu Zeichen seiner sakramentalen Gegenwart; er nimmt uns in seine Hingabe an den Vater hinein und macht uns mit sich zu einer

Opfergabe, die Gott gefällt. So richtet er uns immer neu aus auf Gott. In der heiligen Kommunion sucht er die innigste Gemeinschaft mit uns, zieht er uns in sein österliches Leben hinein und gibt uns so immer wieder neue Kraft, zu leben, was Gott durch die Taufe in uns begonnen hat und in unserer Auferweckung vom Tod einmal vollenden will. Sagt er doch selbst: „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben [...] Wer mein Fleisch isst und mein Blut trinkt, hat das ewige Leben und ich werde ihn auferwecken am letzten Tag“ (Joh 6, 51. 54).

In der Eucharistiefeier begegnet uns Jesus auch als der Herr, der uns sendet. Er entlässt uns mit dem Auftrag, mit ihm im Glauben verbunden zu bleiben, die Hoffnung auf die österliche Vollendung zu bewahren, uns zu mühen, gut und besser zu werden, den Mitmenschen zu helfen, ihr Leben zu bewältigen, im beruflichen und öffentlichen Leben mitzuarbeiten an einer besseren Welt, und nicht zuletzt, seine Option für die Armen zu leben. Mutter Teresa berichtet: „Wir beginnen unseren Tag, indem wir versuchen, im eucharistischen Brot Christus zu sehen; und während des Tages bleibt er uns sichtbar, so wie er erscheint in den zerrissenen Leibern unserer Armen [...] Unsere Eucharistie ist unvollständig, wenn sie uns nicht zum Dienst an den Armen und zur Liebe zu ihnen führt.“

III. Eucharistie – Feier der Gemeinschaft der Kirche

In der Eucharistie bekennen und feiern wir schließlich unsere Beziehung zur Kirche und unsere Gemeinschaft mit ihr. Unsere eucharistische Versammlung ist kirchliche Gemeinschaft, sie ist geradezu selbst Kirche; denn jede einzelne Gemeinde feiert immer die eine Eucharistie der Gesamtkirche und feiert sie immer auch mit der Gesamtkirche; sie ist, insbesondere durch den Priester mit dem Bischof und über diesen mit der Gesamtkirche verbunden. Zum Zeugnis dafür werden im Hochgebet jeder Messe ausdrücklich der Ortsbischof und der Papst mit Namen genannt.

Wahrhaft Eucharistie feiern können wir folgerichtig dann aber nur, wenn wir mit der ganzen Kirche in Einheit stehen, mit ihr versöhnt sind und sie lieben – bei allen Spannungen, die unter Umständen in ihr ausgehalten und ausgetragen werden müssen. Eucharistiefeier ist das unübersehbare Zeichen dafür, dass der Priester mit der Gemeinde und die Gemeinde mit dem Priester, dass alle in der Gemeinde innerlich ausgesöhnt sind; dass jeder verständnis- und vergebungsbereit und auf die Einheit im Geist, im Glauben und in der Liebe bedacht ist; denn Eucharistie ist die Feier des

Opfers, in dem Christus uns alle mit Gott und untereinander versöhnt und geeint hat. Der heilige Augustinus sagt: „Wenn dir der Leib gereicht wird, antwortest du: Amen. Dieses Amen sagst du nicht nur zum Leib Christi, der im Zeichen von Brot und Wein gegenwärtig ist. Du sagst es auch dir selbst, denn du bist der Leib Christi. Du sagst es auch der Kirche, den Brüdern und Schwestern, denn sie sind der Leib Christi.“

Aus alledem wird dann auch leicht verständlich, dass volle Eucharistiegemeinschaft mit dem Empfang der heiligen Kommunion die Kirchengemeinschaft voraussetzt. Im Katholischen Erwachsenenkatechismus heißt es: „Die Trennung am Tisch des Herrn wird heute von vielen Christen, besonders von Christen, die in einer bekenntnisverschiedenen Ehe leben oder in ökumenischen Kreisen engagiert sind, schmerzlich erfahren. In der Tat, wenn die Eucharistie das Sakrament der Einheit und der Liebe ist, dann stellt die Trennung am Tisch des Herrn ein Ärgernis dar, zu dessen Überwindung wir alles in unserer Macht Stehende tun müssen. Andererseits steht die Eucharistie nicht zu unserer Verfügung. Sie ist als Vermächtnis des Herrn ein „Geheimnis des Glaubens“, das den gemeinsamen Glauben voraussetzt, und sie ist als Sakrament der Einheit an die Einheit der Kirche gebunden. Wo der gemeinsame Glaube oder die Einheit der Kirche fehlen, ist vom Wesen der Sache her eine gemeinsame Teilhabe am Tisch des Herrn nicht möglich... Diese schmerzliche Situation lässt sich nicht durch spektakuläre Aktionen oder in rein pragmatisches Verhalten lösen [...] Wenn wir die Kraft haben, diese leidvolle Situation im Geist des Gebetes und der Buße zu ertragen, und wenn wir zugleich alles uns Mögliche an Schritten der Versöhnung tun, dann dürfen wir hoffen, dass uns die Gnade der Einheit am Tisch des Herrn eines nicht fernen Tages geschenkt wird“ (S. 360 f.).

IV. Eucharistie – Auftrag des Herrn

Mit den Worten „Tut dies zu meinem Gedächtnis!“ (Lk 22, 19) hat Jesus beim Letzten Abendmahl der Kirche aufgetragen, das Herrenmahl zu feiern, bis er wiederkommt. Sein Auftrag verpflichtet uns zugleich, um die würdige Feier der Eucharistie besorgt zu sein. Das ist in der Pfarrei nur möglich, wenn bestimmte Bedingungen erfüllt werden. So muss es beispielsweise der ganzen Gemeinde, besonders aber den Eltern, ein Herzensanliegen sein, dass ihre Erstkommunionkinder eine umfassende Hinführung zur vollen Teilnahme an der Eucharistiefeier erhalten. Lassen Sie mich an dieser Stelle allen Frauen und Männern herzlich danken, die sich in der sogenannten Gemeindekatechese dafür zur Verfügung stellen. Was das „Gotteslob“ über

Eucharistie, Buße und Beichte schreibt (Nr. 53-67), kann für ihre katechetische Aufgabe eine hervorragende Grundlage sein. Einen verbindlichen Maßstab für die kirchliche Lehre vom Sakrament der Buße und der Eucharistie liefert der von der Deutschen Bischofskonferenz herausgegebene Katholische Erwachsenenkatechismus (S. 343-374).

Die würdige Feier der Eucharistie setzt immer auch persönliche Vorbereitung und der Empfang der heiligen Kommunion die Prüfung des Gewissens voraus. Der Apostel Paulus schreibt an die Gemeinde in Korinth: „Wer [...] unwürdig von dem Brot isst und aus dem Kelch des Herrn trinkt, macht sich schuldig am Leib und Blut des Herrn“ (1 Kor 11, 27). Nicht würdig sind wir, wenn wir gedankenlos kommunizieren oder, im Fall einer schweren Sünde, ohne durch das Sakrament der Buße mit Gott und der Kirche versöhnt worden sein.

V. Eucharistie – Höhepunkt des Gemeindelebens

Als Mitte und Höhepunkt des pfarrlichen Lebens tritt die sonntägliche Eucharistiefeier umso deutlicher in Erscheinung, wenn sie ein weites Umfeld von anderen Gottesdiensten und Glaubensvollzügen hat. Dazu gehören die würdige Feier der Eucharistie an den Werktagen, die eucharistischen Andachten, die jährlichen Fronleichnamsprozessionen, die feierliche Ausgestaltung des Großen Gebetes, aber auch das Familiengebet und das persönliche Gebet. Eucharistiefeier wird im Vorfeld nicht zuletzt von den stillen Betern getragen, die tagsüber den Herrn im Sakrament verehren und dadurch oft mitsorgen, dass die Kirche offen bleiben kann. Sehr dankbar bin ich, dass in der Wallfahrtsgnadenkapelle von Maria Rosenberg und der Klosterkirche Sankt Magdalena in Speyer seit dem Jahr 1934 den ganzen Tag über der eucharistische Herr angebetet wird.

Durch die Liturgiereform des Zweiten Vatikanischen Konzils hat die Gestaltung der Eucharistiefeier in unseren Pfarreien eine tiefgreifende Erneuerung und Verlebendigung erfahren. Ich danke allen, die sich um eine würdig vollzogene, den Glauben bezeugende und weckende Eucharistiefeier bemühen: den Priestern mit dem Altardienst, den Kirchenchören und Organisten; allen, die den Dienst der Lektoren, Kommunionhelfer oder Sakristane versehen, wie auch allen, die den Kirchenraum reinigen und schmücken; ebenso den Liturgiekreisen und Liturgieausschüssen, schließlich allen treuen Mitfeiernden.

Anfang Oktober wird in Seoul, der Hauptstadt Südkoreas, der 44. Eucharistische Weltkongress stattfinden. Sein Ziel ist es, die gläubige Besinnung auf die Eucharistie, ihre Verehrung und Feier sowie das Leben aus ihr in der ganzen Kirche zu fördern. Der Weltkongress steht unter dem Leitwort: „Christus – unser Friede.“ Da ich als Vertreter der deutschen Bischöfe in Seoul dabei sein werde, ist es mir ein besonderes Anliegen, dass unser Bistum den Eucharistischen Weltkongress mitvollzieht. Ich bitte daher, das Große Gebet und die Fronleichnamsprozession in diesem Jahr überall unter das Thema des Kongresses zu stellen: „Christus – unser Friede“. Außerdem sollen alle Sonntagsgottesdienste am 8. Oktober in innerer Einheit mit der Statio Orbis, dem großen Abschlussgottesdienst des Eucharistischen Weltkongresses in Seoul gefeiert werden.

Mit dem Wunsch für eine begnadete österliche Bußzeit und für ein von der Freude aus dem Glauben erfülltes Osterfest segne ich Sie alle in der Verbundenheit des Glaubens und der eucharistischen Gemeinschaft – im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 20. Januar 1989

Die Zehn Gebote – Anweisung zum Leben und zur Freiheit

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1990

„Diese Worte sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Kindern wiederholen. Du sollst von ihnen sprechen, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst [...] Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben“ (Dtn 6, 6-9).

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Liebe Mitchristen!

In den eben vorgetragenen Versen aus dem 5. Buch Mose ist die Rede von den zehn Worten (griechisch Dekalog), die wir die Zehn Gebote Gottes nennen. Mose legt sie vor seinem Tod dem Volk Gottes eindringlich ans Herz. Sie sind die Grundlage für das rechte Leben, für den Bestand der Häuser und Städte, der Familien und Völker.

Am Anfang der Fastenzeit möchte ich an diese unverzichtbaren Wegweisungen für unser Leben und Zusammenleben erinnern und sie mit Ihnen bedenken.

I. Die Zehn Gebote im Alten Testament

Von den Zehn Geboten gibt es im Alten Testament folgende – gekürzte – Überlieferung:

„In jenen Tagen sprach Gott auf dem Berg Sinai alle diese Worte:

Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten geführt hat, aus dem Sklavenhaus.

Du sollst neben mir keine anderen Götter haben.

Du sollst den Namen des Herrn, deines Gottes, nicht missbrauchen.

Gedenke des Sabbats: Halte ihn heilig.

Ehre deinen Vater und deine Mutter, damit du lange lebst.

Du sollst nicht morden.

Du sollst nicht die Ehe brechen.

Du sollst nicht stehlen.

Du sollst nicht falsch gegen deinen Nächsten aussagen.

Du sollst nicht begehren die Frau deines Nächsten.

Du sollst nicht begehren deines Nächsten Haus [...] noch irgendetwas, was deinem Nächsten gehört“ (vgl. Ex 30, 1-17; Dtn 5, 6-21).

Im Rahmen eines Hirtenbriefes ist es nicht möglich, auf die einzelnen Gebote näher einzugehen. Ich bitte Sie herzlich, dies persönlich, in der Familie und in Gruppen an

Hand der hilfreichen Gewissenspiegel im „Gotteslob“ (Nr. 61-64 und 66) zu tun. Nur auf die Gliederung und die grundsätzliche Bedeutung des Dekalogs möchte ich hinweisen.

II. Die Gebote als Hilfen zum Leben

Die Zehn Gebote beginnen mit einer Präambel, einem Vorwort. Es ist der Schlüssel zu ihrem Verständnis. In ihm stellt Gott sich vor: „Ich bin Jahwe, dein Gott, der dich aus Ägypten, dem Sklavenhaus, herausgeführt hat.“

Gott nennt sich Jahwe. Dieser Name bedeutet: „Ich bin da und werde da sein; ich bin für euch da und werde für euch da sein.“

Gott sagt von sich: „Ich bin dein Gott.“ Er erinnert daran, dass er sich zum Verbündeten, zum Partner und Freund seines Volkes gemacht hat. Er ruft ins Gedächtnis, dass er Israel vor dem Untergang in Ägypten gerettet und aus der Unterdrückung befreit hat. Damit sein Volk auch weiterhin am Leben bleibt und seine ihm geschenkte Freiheit nicht aufs Spiel setzt, gibt er ihm die Gebote.

Gott ist also kein Diktator, der willkürlich von oben herab Befehle erteilt. Er ist der Bundesgott des Menschen, der sein Bestes will; der ihm helfen will, das Beste aus sich und seinem Leben zu machen. Seine Gebote sind daher nicht Einengung oder gar Unterdrückung, nicht Fessel und Last, sondern Ausdruck von Sorge und Liebe, Leitsterne zum Leben und Überleben; Leitplanken, die vor Irrweg und Abgrund bewahren; Grenz- und Warnsteine, die anzeigen, wo Unmenschlichkeit beginnt; sie sind Maßstäbe eines menschenwürdigen Lebens und einer menschenwürdigen Gesellschaft; Verheißung eines gelungenen Lebens.

Dass die Gebote Gottes so zu verstehen sind, bestätigt die Erfahrung des Alltags und der Geschichte. Unheil des Einzelnen und der Völker gehen zurück auf ihre Nichtbeachtung. Stellen wir uns für einen Augenblick vor, niemand würde sich an die Zehn Gebote halten: das Ende der Menschheit wäre besiegelt. Stellen wir uns umgekehrt vor, alle würden die Gebote Gottes zur Richtschnur ihres Denkens und Handelns machen: das Gotteswort beim Propheten Jesaja würde sich erfüllen: „So spricht der Herr, dein Gott, der dich lehrt, was Nutzen bringt, und der dich auf den Weg führt, den du gehen sollst. Hättest du doch auf meine Gebote geachtet! Dein Glück wäre wie ein Strom und dein Heil wie die Wogen des Meeres“ (48, 17 f.).

Gewiss enthalten die Zehn Gebote nicht für alle Situationen fertige abrufbare Lösungen, zum Beispiel für politische, soziale, pädagogische, medizinische, ökologische Probleme.

Aber die Lösungen müssen von der in den Zehn Geboten aufgezeigten Grundordnung her gefunden werden; denn ohne oder gegen sie geht der Mensch den Weg der Selbstzerstörung. Wer sich dagegen an ihnen ausrichtet, lebt nicht nur im Einklang mit Gott, sondern grundsätzlich auch in Einklang mit sich selbst.

III. Der Bezug der Gebote auf Gott und den Menschen

Die Zehn Gebote werden in zwei Gruppen eingeteilt. Die ersten drei Gebote beziehen sich auf Gott, die übrigen auf die Mitmenschen und die menschliche Gemeinschaft.

In den ersten drei Geboten erwartet Gott unsere ungeteilte Zuwendung. Diese Gebote sagen uns, dass unser Gottesverhältnis nur dann in Ordnung ist, wenn wir Gott nicht durch unsere eigenen Vorstellungen, durch selbstgewählte Götzen verdrängen oder ihn als Mittel zum Zweck missbrauchen und nach eigenen Wünschen manipulieren, und schließlich, wenn wir seinen Tag für ihn aussparen, auch öffentlich.

In den sieben anderen Geboten schützt Gott Grundwerte menschlichen Lebens: das Einvernehmen der Generationen, die unverbrüchliche Gemeinschaft der Eheleute, das Leben, die Ehre, das Eigentum, die innere Bejahung dieser Rechtsgüter und das geordnete Begehren des menschlichen Herzens.

Die beiden Gebotsreihen, die in der Kunstgeschichte auch zu den zwei Gebotstafeln geführt haben, bilden jedoch das eine Zehnwort Gottes. Keine Gebotstafel kann von der anderen isoliert werden. Das Ja zu Gott und das Ja zum Mitmenschen, gelebter Gottesglaube und praktizierte Mitmenschlichkeit gehören unzertrennlich zusammen und machen die wahre Religion aus. Über dem Eifer für Gott den Menschen zu vergessen, wäre genauso irrig, wie über der Sorge um den Mitmenschen blind zu werden für Gott.

IV. Die Erfüllung der Gebote in Jesus Christus

Die Bedeutung der alttestamentlichen Gottesgebote wird von Jesus unterstrichen und verstärkt. Er sagt: „Denkt nicht, ich sei gekommen, um das Gesetz und die Propheten aufzuheben. Ich bin nicht gekommen, um aufzuheben, sondern um zu erfüllen“ (Mt 5, 17). Auf die Frage des reichen jungen Mannes: „Was muss ich Gutes tun, um das ewige Leben zu gewinnen?“, antwortet er: „Halte die Gebote!“ (vgl. Mt 19,16-19).

Die jüdischen Schriftgelehrten kritisiert Jesus wegen ihrer falschen, das wahre Menschsein verfehlenden Auslegung der Gebote (vgl. Mk 2, 23-28; 3, 1-5; 7, 8-13); zugleich vertieft und verinnerlicht er sie. Gegenüber dem Gebot „Du sollst nicht töten!“

stellt er die weitergehende Forderung auf, den anderen nicht nur nicht zu töten, sondern bereits ihn nicht zu hassen, ihm nicht zu zürnen, ihn nicht zu beschimpfen. Ähnliches gilt für das Verhalten gegenüber dem Feind. Es ist zu wenig, ihn nicht zu töten, man muss sich mit ihm versöhnen (vgl. Mt 5, 21-26; 43-48). Gegenüber dem Gebot: „Du sollst nicht die Ehe brechen!“ macht Jesus darauf aufmerksam, dass schon der Wille und die Absicht des Ehebruchs sündhaft ist: Nicht erst die vollendete Tat, sondern schon die Zustimmung zur Begehrlichkeit seines Herzens, aus der die Tat entspringt, ist böse (vgl. Mt 5, 27-30). Die moralische und religiöse Qualität des Menschen hängt also zutiefst an der Lauterkeit des Herzens: „Von innen, aus dem Herzen kommen die bösen Gedanken, Unzucht, Diebstahl, Mord, Ehebruch, Habgier, Bosheit, Hinterlist, Ausschweifung, Neid, Verleumdung, Hochmut und Unvernunft,“ (Mk 7, 21 f.) belehrt Jesus seine Jünger.

Schließlich bringt Jesus die Zehn Gebote Gottes auf eine Kurzformel. Er fasst sie zusammen in dem einen Doppelgebot der Gottes- und Nächstenliebe. „An diesen beiden Geboten hängt das ganze Gesetz und die Propheten“ (Mt 22, 40). Das heißt: Die Zehn Gebote sind nur konkreter Ausfluss des einen Doppelgebotes. Alle Einzelgebote werden daher nur dann richtig gesehen und gelebt, wenn sie in der Perspektive der Liebe stehen und Ausfaltungen des Hauptgebotes sind. Dabei wird die Nächstenliebe zum wichtigsten Erkennungszeichen der Gottesliebe. Im 1. Johannesbrief steht: „Wer seinen Bruder nicht liebt, den er sieht, kann Gott nicht lieben, den er nicht sieht. Und dieses Gebot haben wir von ihm: Wer Gott liebt, soll auch seinen Bruder lieben“ (4, 20 f.).

In der Beachtung der Zehn Gebote werden wir letztlich aber nicht nur auf ein sie tragendes, einziges Gebot verwiesen, sondern auf eine einzige Person: auf Jesus. Die von ihm unter das Leitmotiv der Liebe gestellten Gebote Gottes bringt er selbst in seinem Leben und Sterben zu Wort. Er ist in seiner Person die gelebte Erfüllung des Dekalogs, der umfassend gelebte Bund mit Gott. Deshalb ist Nachfolge Jesu das Halten der Zehn Gebote im Geist der Gottes- und Nächstenliebe. Nur so bleibt Nachfolge keine Leerformel, sondern wird sie lebensbestimmend.

Vor Jahren erzählte mir ein chinesischer Priester von seinen Angehörigen, die in China ohne Priester und trotz Unterdrückung Christen bleiben und den christlichen Glauben sogar an die Kinder weitergeben. Auf meine Frage, wie sie das machten, antwortete er: „Sie beginnen jeden Tag, indem sie das Glaubensbekenntnis sprechen, das

Vaterunser beten und sich laut die Zehn Gebote vorsagen. Alles, was wesentlich zum christlichen Glauben gehört, ist darin enthalten“, sagte er.

Schon der große mittelalterliche Theologe Thomas von Aquin (1225-1274) hat die Grundorientierung des Christen in die einprägsame Formulierung gefasst: „Was wir glauben, finden wir im Glaubensbekenntnis. Wie und wofür wir zu beten haben, finden wir im Vaterunser. Wie wir leben sollen, finden wir in den Zehn Geboten.“

Liebe Mitchristen! In der Österlichen Bußzeit wollen wir uns tiefer zu Gott und seinem Willen bekehren, wie er sich in den Zehn Geboten und im Leben Jesu ausdrückt. Dann wird diese Zeit uns zur Heilszeit, und unser Lebensweg wird ein Heilsweg sein.

Ich grüße und segne Sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, Aschermittwoch 1990

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 7. Februar 1990

Für die Stärkung der Frauen in der Entwicklungsarbeit

Einladung zur Teilnahme an der Eröffnung der MISEREOR-Fastenaktion am 4. März 1990 in Speyer

Liebe Katholiken im Bistum Speyer, liebe Mitchristen!

Seit über 30 Jahren setzen sich die deutschen Katholiken dafür ein, dass Hunger und Krankheit, Armut und Ungerechtigkeit in der Welt überwunden werden. Im Dienste dieser Aufgabe steht das Bischöfliche Hilfswerk MISEREOR.

Unter dem Leitwort „Gemeinsam handeln – Solidarisch in der einen Welt“ wird die diesjährige 32. MISEREOR-Fastenaktion der deutschen Katholiken am 4. März 1990 stellvertretend für die 22 Bistümer der Bundesrepublik Deutschland in Speyer eröffnet. Als Bischof von Speyer lade ich Sie ganz herzlich ein, in unsere 2000-jährige Stadt zu kommen und diesen Tag mit zu begehen.

Thematisch wird sich die diesjährige Fastenaktion besonders mit der Rolle der Frau im Entwicklungsprozess befassen. In den letzten Jahren ist zunehmend deutlich geworden, dass Entwicklungshilfe lange Zeit einseitig nur Männer angesprochen und die Rolle der Frau „übersehen“ hat. Ja, durch einseitige Ausrichtung auf technische Modernisierung wurden nicht selten Frauen in den Ländern der Dritten Welt aus ihren angestammten Arbeits- und Einflussbereichen verdrängt.

In weitaus höherem Maße als die Männer sind sie Opfer von Verarmung, Diskriminierung und Ausbeutung. Aber gerade den Frauen kommt bei der Existenzsicherung der Familie und bei der Überwindung von Hunger und Krankheit eine ganz entscheidende Rolle zu.

Die diesjährige MISEREOR-Aktion möchte uns allen das Bewusstsein dafür schärfen, dass alle Entwicklungsbemühungen, die ohne oder gar gegen Frauen konzipiert werden, praktisch zum Scheitern verurteilt sind. Sie möchte aber auch die hoffnungsvollen Initiativen vieler Frauen in der Dritten Welt vorstellen. Nur wenn Frauen sich partnerschaftlich anerkannt und gleichberechtigt an der Umgestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse beteiligen können, wird eine humanere und gerechtere Welt möglich sein.

Deshalb ist es mir nicht nur eine große Freude, sondern auch ein echtes und ernstes Anliegen, Sie zu diesem Tag der Begegnung und des Austausches, aber auch der Besinnung und des Gebetes nach Speyer einzuladen.

Speyer, 15. Januar 1990

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 3 vom 7. Februar 1990

Paul Josef Nardini: Exemplarischer Priester und Anwalt der Armen

Predigt bei der Einleitung des Seligsprechungsverfahrens am 25. März 1990 in St. Pirmin, Pirmasens

Bevor ich Bischof von Speyer wurde, war mir, das muss ich bekennen, der Priester Dr. Paul Josef Nardini völlig unbekannt geblieben. Als ich mich zum ersten Mal mit seinem Leben und Werk näher beschäftigte, kam mir spontan der Gedanke: Dieser Mann war ein Mann Gottes, ein exemplarischer Priester mit einer besonderen Berufung, der er voll und ganz entsprochen hat; er war ein Heiliger, der jetzt endgültig bei Gott ist, den man anrufen kann, der eine besondere Botschaft auch für uns heute hat und ist.

Die Leitung der Mellersdorfer Schwestern teilte mir vor einiger Zeit mit, der Orden denke daran, sich für seinen Gründer Nardini um einen Seligsprechungsprozess zu bemühen. Das hat mich nach all dem, was ich inzwischen von Nardini wusste, nicht überrascht. Gleichzeitig sprach die Ordensleitung die Bitte aus, das Bistum Speyer möge die Einleitung und Durchführung dieses Seligsprechungsprozesses übernehmen. Dieser Wunsch kommt meinen eigenen Überlegungen und Intentionen entgegen. Das Bistum Speyer wird deshalb alle notwendigen Ermittlungen über das Leben, die Tugenden, den Ruf der Heiligkeit, über schon bestehende Verehrung und Gebetserhörungen durchführen lassen. Diese sind Voraussetzung dafür, dass der eigentliche Prozess zur Seligsprechung von der römischen Kurie aufgenommen und durchgeführt werden kann. Wir wollen das Unsere tun. Das sind wir als Bistum Speyer unserem Diözesanpriester Nardini, das sind wir den Mellersdorfer Schwestern und ihrem Gründer, das sind wir uns selber schuldig. Alles andere wollen wir vertrauensvoll und zuversichtlich dem offiziellen Urteil der Kirche überlassen. Unser Wunsch und unser Gebet ist jedoch, dass Ermittlungsverfahren und Seligsprechungsprozess zügig vorangehen und dass der Priester unseres Bistums und Begründer der Ordensgemeinschaft der Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie zu Mellersdorf, Dr. Paul Josef Nardini, in das Verzeichnis der Seligen aufgenommen wird. Was an Nardini bewegt uns, den Seligsprechungsprozess einzuleiten? Ich meine: alles an seiner Gestalt; besonders aber drei Auffälligkeiten:

- die Spur Gottes in seinem Leben und in seinem Lebenswerk;
- sein priesterliches Leben und seelsorgliches Wirken;
- sein sozialer Einsatz.

Nardini war ein Mensch, in dessen Leben Gott unübersehbar am Werk war. Ohne Gott ist er schlechthin nicht zu begreifen. Sein Leben und sein Lebenswerk tragen die Handschrift Gottes. Im Drama seines Lebens war Gott offensichtlich der Hauptregisseur.

Der Junge, der am 25. Juli 1821 in Germersheim als uneheliches Kind geboren wurde, hatte, menschlich gesprochen, kaum eine Zukunft. Als eine barmherzige Großtante den Zweijährigen in ihre Familie aufnahm, als der Junge dann das Schusterhandwerk bei seinem Pflegevater erlernte, sah niemand für ihn auch nur die Möglichkeit des Studiums und der Priesterweihe. Als Seelsorger in Geinsheim konnte er nicht ahnen, dass Frau Barbara Schwarz, die er dort kennenlernte, einmal die Mitbegründerin seines Schwesternordens sein würde. Für die Neugründung einer Ordensgemeinschaft in Pirmasens fehlte so gut wie jede Voraussetzung. Dass Nardini bei seinem frühen Tod am 27. Januar 1862 eine Gemeinschaft von 220 Schwestern zurückließ, die gegen den Widerstand der bayerischen Regierung, gegen den Pirmasenser Stadtrat, gegen einen kirchenfeindlichen Zeitgeist, auch gegen das Zögern und die Bedenken des Speyerer Bischofs entstanden war, zeigt, wie sehr Gott seine Hand im Spiel hatte und sich durchsetzte.

Nardini wusste um die göttliche Fügung und Führung in seinem Leben. 1855 schrieb er an seinen Bischof Nikolaus von Weis: „Ich bin es nicht, ich werde nur wie in einem gewaltigen Sturm mitgerissen und muss als schwaches und unwürdiges Werkzeug dienen.“ Gott hat im Leben und Werk Nardinis Geschichte, seine Geschichte gemacht. Deshalb dürfen wir sicher sein, dass Gott diese seine Geschichte mit Nardini auch dadurch vollendet hat, dass er ihn im Tod endgültig an sein dreifaltiges Herz nahm und ihm die himmlische Herrlichkeit schenkte.

Nardini, das Werkzeug Gottes, war ein Priester nach dem Herzen Gottes. Schon in jungen Jahren hatte er den inneren Ruf, Priester zu werden, vernommen. Dieser Berufung folgte er wie einer Kompassnadel, ohne nach rechts oder nach links abzubiegen. Die konsequente Vorbereitung auf das priesterliche Leben war die Grundlage für eine konsequent gelebte priesterliche Existenz. Verkündigung der frohen Botschaft auf der Kanzel und in der Schule, Verwaltung des Bußsakramentes, Krankenseelsorge, mitbrüderliche Gemeinschaft mit den anderen Priestern sind die Schwerpunkte seiner Pastoral. Mit Leib und Seele ist er Seelsorger für die 1.800 Katholiken von Pirmasens und 23 Filialorten. Er hilft gerne in Nachbarpfarreien aus und

beteiligt sich aktiv an der Durchführung von Volksmissionen. Eine Zeitlang muss er die benachbarte Pfarrei Fehrbach mit sechs Ortschaften mitführen.

In einem Brief vom 24. August 1856 berichtet er: „Am 1. August war ich zu Hause, von einer größeren Reise zurückgekehrt. Am 2., dem sogenannten Portiunkulafest, war ich von 5 Uhr in der Frühe bis 2 Uhr nachmittags nüchtern im Beichtstuhl, am Altar und auf der Kanzel.“ Am 3. Januar 1858 schreibt er an den Bischof: „So hatte ich am Samstag einen sehr harten Tag. Obschon ich noch eine allgemeine Schwäche in meinem Körper fühle, so musste ich doch morgens zu einer Versehung nach Winzeln (4 km entfernt) und kaum hatte ich mittags den Unterricht mit den Neokommunikanten beendet, da wurde ich hier zu einem Kranken gerufen und gleich darauf musste ich auf die Glashütte 2 Stunden weit über mehrere Berge und kam abends 7 Uhr nach Hause völlig ermüdet [...] Und so habe ich oft Tage, wo mir die Wogen der Arbeiten sozusagen über dem Haupte zusammenschlagen.“

Trotz dieser Belastung ist er ständig dabei, die Seelsorge zu intensivieren und auszubauen. Er hält auch an den nichtgebotenen Feiertagen festliche Gottesdienste mit Predigt und Beichtgelegenheit; er macht die Fronleichnamsprozession zu einem Fest der Glaubensfreude und des eucharistischen Glaubenszeugnisses. Er führt an den Faschingstagen das 40-stündige Gebet ein und macht es zum katholischen Hauptfest des Westrichs. 1858 nahmen 21 Priester daran teil. Von früh bis abends wurde Beichtgelegenheit gegeben und wahrgenommen. 2.000 Kommunionen wurden gespendet. Täglich wurde um 10 Uhr, um 14 Uhr und um 18 Uhr über die Eucharistie gepredigt. Die ganze Nacht hindurch wurde eucharistische Anbetung erhalten.

Welches Vertrauen seine Mitbrüder zu ihm hatten, zeigte sich darin, dass sie ihn zum Dekan wählten.

Das ganze priesterliche Leben und Wirken Nardinis war getragen von einer tiefen, persönlichen Christusliebe. Was er als Zwanzigjähriger in sein Tagebuch schrieb, blieb der Grundton seines Priesterlebens: „Nichts soll mich von Jesus scheiden, weder Freude noch Leid, weder Angst noch Qual. Ihm will ich anhängen in demütigem Gehorsam, tiefer Selbstverleugnung und in brennender Liebe. Er ist mein Wendepunkt, der Brennpunkt meines Herzens; es mag mich anziehen, was da will, von ihm soll es mich nicht ablenken; mag mich Not, Bedrängnis, gefährdende Unschlüssigkeit ankämpfen, nicht will ich durch Trübsinn und Traurigkeit seine freudige Liebe in mir unterdrücken.“

Weil Nardini ein Priester nach dem Herzen Gottes war, hatte er auch offene Augen und ein offenes Herz für die besonderen Nöte der Zeit, war er sensibel für die sozialen Herausforderungen seiner Epoche. Die Industrialisierung ohne Arbeiterschutz und Sozialgesetzgebung führte damals zu einer breiten Proletarisierung. Missernten und Typhus brachten zusätzlich viele Menschen in Not. Weithin waren die Städte und Gemeinden nicht fähig, oft auch nicht willens, dem Elend zu steuern.

Als Nardini im Mai 1851 nach Pirmasens kam, war hier die soziale Not sehr bedrückend, besonders unter den Katholiken, die als Minderheit in der Diaspora lebten. Es gab zahlreiche hungernde Menschen, Kranke ohne Pflege, bettelnde, von ihren berufstätigen Müttern vernachlässigte Kinder. Am 30. November 1851 ging der neue Pfarrer Nardini mit einem langen „Aufruf zur Hilfe der Armen“ im Pirmasenser Wochenblatt an die Öffentlichkeit. Darin schreibt er: „Der Unterzeichnete hat gelegentlich seines amtlichen Wirkens und Privatlebens in hiesiger Stadt bei so vielen braven Familien eine Armut angetroffen, die ihm in der Seele wehe tut und jedes fühlende Menschenherz zum Mitleid hinreißt und zur Hilfe auffordert. Er hält es für überflüssig, ein Bild von der Größe des Notstandes und der daraus noch entstehenden Folgen zu entwerfen, indem er voraussetzt, dass dieses den Einwohnern mehr als ihm selbst bekannt ist und vor Augen steht. Obgleich er zunächst nur für das Seelenheil der Gemeinde zu sorgen hat, so kann er sich doch das leibliche Elend, von dem so viele Glieder der Gemeinde so hart gedrückt sind, nicht aus dem Sinne schlagen, muss vielmehr Tag und Nacht daran denken, wie unglücklich die Lage dieser Armen ist. Er könnte hier nie glücklich und zufrieden leben, wenn er sich nicht sagen könnte, das Seinige nach möglichster Kraft zur Linderung der Armut beigetragen zu haben mit Rat und Tat.“

In dieser Situation wurde Nardini auf eine durchdachte und wirksame Weise initiativ. Er gründet den Vinzentius-Verein. Er holt gegen viele Widerstände Niederbronner Schwestern. Sie speisen täglich 30 bis 40 Kinder, sorgen für 16 bis 20 Kranke, pflegen Hauskranke, besuchen Familien in Not. Er baut ein Armenkinderhaus. Er gründet 1855 die eigene Schwesterngemeinschaft der „Armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie“. 1857 eröffnet er ein Schülerheim, um armen, begabten Jungen den Besuch des Gymnasiums zu ermöglichen. Bei seinem Tod hinterlässt er nicht nur 220 Schwestern, sondern auch 248 Pflegekinder.

Nardini war ein Anwalt und Vater der Armen, sozialer Vorkämpfer für die an den Rand Gedrängten. Priorität hatten alle, „die sich noch nicht oder nicht mehr helfen können“.

Sie hatten Vorrang und Vorfahrt. Diese Optik übernahm Nardini von Jesus und von seinem priesterlichen Auftrag, der ihn zugleich auf die geistigen und leiblichen Werke der Barmherzigkeit verpflichtete. Am 26. Oktober 1855 schrieb er an seinen Bischof: „[...] ich rede nicht in meiner Sache, [...] sondern für die Kranken, die Armen, die Elenden, die bis zur Verzweiflung Verlassenen. Denn alles, was hier geschehen, ist geschehen, um den Armen das Evangelium zu predigen durch Werke einer heldenmütigen, sich aufopfernden Liebe.“

Wer dem Menschen, Priester, Seelsorger und Sozialapostel Dr. Paul Josef Nardini begegnet und sich ihm unbefangen stellt, der spürt: Er ist auch für uns heute Anregung, Anruf, Ansporn. Nardini kann uns die Augen öffnen für das Wirken Gottes in unserem Leben und im Leben der Kirche. Wie in früheren Zeiten schreibt Gott auch in unseren Tagen seine Geschichte in der Kirche dadurch, dass er die Geschichte einzelner Christen bestimmt. Auch in unserem Leben will er zur Geltung kommen und durch uns in der Welt die Mächtigkeit seiner Liebe, die allein vermenschlicht, aufrichten.

Nardini zeigt exemplarisch, was ein katholischer Priester ist. In der endlosen, kontroversen, ja widersprüchlichen Diskussion um das Priesterbild, die in der Kirche der westlichen Welt viel Verwirrung stiftet, ist er eine Priestergestalt, die Maßstäbe gerade für den Diözesanpriester auch heute setzt, der jungen Menschen auf dem Weg zum priesterlichen Dienst Vorbild, Orientierungshilfe, Wegweiser sein kann.

Nardini weist dann unübersehbar darauf hin, dass die Kirche neben Verkündigung und Liturgie gleichwesentlich einen sozialen Auftrag hat. Martyria und Liturgia sind ohne Diakonia und Koinonia leer; sie verkommen zur Ideologie und zur selbstischen Gefühlsbefriedigung. „Option für die Armen“ war nicht die ausgesprochene Formel, aber das praktizierte Programm Nardinis. Was der Jesuitenpater Alfred Delp kurz vor seiner Hinrichtung am 2. Februar 1945 schrieb, hat Nardini zu seiner Zeit schon ebenso deutlich gesehen und beherzigt: „Ich kann predigen, so viel ich will [...], solange der Mensch menschenunwürdig und unmenschlich leben muss, so lange wird der Durchschnitt den Verhältnissen erliegen und weder beten noch denken. Es braucht die gründliche Änderung der Zustände des Lebens [...] Rückkehr der Kirche in die Diakonie; in den Dienst an der Menschheit. Und zwar in einen Dienst, den die Not der Menschheit bestimmt, nicht unser Geschmack [...] Es wird kein Mensch an die Botschaft vom Heil und vom Heiland glauben, solange wir uns nicht blutig geschunden haben im Dienst des physisch, psychisch, sozial, wirtschaftlich, sittlich oder sonst wie kranken Menschen.“

Nardini schärft unseren Blick für die soziale Not bei uns und in Europa, vor allem aber für die vielfache Not der Unterentwicklung in der Dritten Welt, die die soziale Frage unseres Jahrhunderts schlechthin ist.

Nicht zuletzt zeigt Nardini mit seinem Werk, welche unersetzliche Bedeutung die Frauen in der Kirche haben, welchen unverzichtbaren Beitrag sie für Diakonie und Seelsorge zu leisten haben, wie sehr die Kirche gerade vom Dienst und Einsatz der Frauen lebt. Von Nardini können deshalb auch Impulse ausgehen, die Frauenfrage, die heute auch in der Kirche virulent ist, in der rechten Perspektive zu sehen und zu diskutieren.

Als der Priester und Ordensgründer Nardini mit 41 Jahren gestorben war, bestattete man mit ausdrücklicher Erlaubnis des Bischofs seinen Leichnam nicht auf dem Friedhof, sondern in der Kapelle seines Kinderhauses. Dahinter stand die Überzeugung, dass der Verstorbene nicht tot ist, sondern in Gott lebt und in der Gemeinschaft der Heiligen seine ewige Vollendung gefunden hat. Am 15. März 1945 wurden bei einem Bombenangriff Kinderheim und Kapelle zerstört. Sieben Schwestern mit ihrer Oberin fanden den Tod. Das Grab Nardinis aber blieb unversehrt. War dies ein Zeichen von oben?

Reicher Segen ruhte auf dem Werk Nardinis auch nach seinem Tod. Von Deutschland strahlte es aus nach Siebenbürgen in Rumänien, sogar nach Südafrika. 1939 gehörten 3.445 Schwestern seiner Ordensgemeinschaft an, heute sind es 2.033 in 203 Niederlassungen. Auch dies ist ein Phänomen, das nicht nur von unten erklärt werden kann, sondern nach einer überirdischen Erklärung ruft; ein Signal, das nicht nur innergeschichtliche, sondern jenseitige und göttliche Kausalität offenbart. Wir wollen auf Nardini schauen, noch mehr als bisher auf ihn aufmerksam machen, ihn noch öfters als bisher anrufen. Dann wird er uns noch mehr zum Segen und hoffentlich einmal der Kirche als Seliger geschenkt werden.

Amen.

Pirmasens, 25. März 1990

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 9 vom 10. April 1990

Europa – Hoffnungen und Gefahren

Besuch von Kardinal Joseph Ratzinger in Speyer am Pfingstfest 1990

Begrüßungsansprache Bischof Schlembachs beim Vortrag des Kardinals

Verehrte, liebe Gäste! Verehrte Damen und Herren!

Dieser unser Dom ist nicht nur das Wahrzeichen der Stadt Speyer. Von Anfang an war er ein Gotteshaus von europäischem Rang. Dem Speyerer Dom begegnen heißt deshalb auch, Europa begegnen, seinem Erbe und seinem Auftrag.

Papst Johannes Paul II. sagte bei seinem Gottesdienst vor unserem Dom am 4. Mai 1987: „Der Dom zu Speyer, einmal das größte Gotteshaus des christlichen Abendlandes, ist wie kaum ein anderes Bauwerk mit der Geschichte dieses Kontinents verwachsen [...] Das reiche menschliche und geistliche Erbe, das er in sich birgt, verkündet er noch immer als mahnende Botschaft an uns Europäer von heute und morgen.“

Heute, drei Jahre später, ist diese Mahnung von einer unerwarteten Dringlichkeit. Wir erleben einen einmaligen Kairos gesamteuropäischer Geschichte, Chance und Provokation in einem. Die Mauer ist gefallen, der eiserne Vorhang zerrissen. Der Aufbruch der osteuropäischen Völker wird von diesen selbst verstanden als Rückkehr nach Europa. „Die Stunde ist günstig, um die Steine der niedergerissenen Mauer zu sammeln und daraus zusammen das gemeinsame europäische Haus zu bauen [...] Alle Europäer sind von der Vorsehung gerufen, die geistigen Wurzeln, die Europa haben wachsen lassen, wiederzufinden“, bemerkte der Papst bei seiner letzten Neujahrsansprache an das Diplomatische Korps im Vatikan. In diesem Dom mit seinem einzigartigen abendländischen Genius Loci wird heute Abend Seine Eminenz, Joseph Kardinal Ratzinger, zum Thema sprechen: Europa – Hoffnungen und Gefahren.

Verehrter, lieber Herr Kardinal, ich begrüße Sie ganz herzlich. Ihr Kommen ist für unser Bistum und für die Stadt, die ihr 2000-jähriges Jubiläum feiert, eine große Freude, eine Ehre und Auszeichnung. Schon jetzt danke ich Ihnen für Ihren Vortrag.

Nicht nur ist der Dom der angemessene architektonische Rahmen für Ihr Thema, auch der Kreis Ihrer Zuhörerinnen und Zuhörer hat europäischen Zuschnitt. Unter ihnen sind Kardinäle, Bischöfe und Prälaten aus elf ost- und westeuropäischen Ländern. So wird dieser Abend wie ein kleiner ferner Auftakt der europäischen Sondersynode der Bischöfe, die der Heilige Vater für das nächste Jahr angekündigt hat.

Zu uns sind auch viele hochrangige Männer und Frauen des politischen, öffentlichen, wissenschaftlichen und kulturellen Lebens gekommen. Ich bitte Sie, meine Damen und Herren, um Verständnis, wenn ich wegen der großen Zahl hier keine Namen anführen kann. Eine Ausnahme wollen Sie mir jedoch gestatten: unseren Herrn Bundeskanzler, Dr. Helmut Kohl, einen unermüdlichen, leidenschaftlichen Architekten der deutschen und europäischen Einheit, der nicht nur Speyerer Diözesane ist, sondern auch dem Speyerer Dom tief verbunden ist. Ich heiße Sie, verehrter, lieber Herr Bundeskanzler herzlich willkommen.

Ich begrüße Sie, liebe Mitbrüder im Bischofsamt und im priesterlichen Dienst. Ich begrüße Sie alle, verehrte Damen und Herren mit großer Freude und Herzlichkeit.

Begrüßungsansprache Bischof Schlembachs im Pontifikalamt am Pfingstsonntag

Hochverehrter, lieber Herr Kardinal Ratzinger, liebe Brüder und Schwestern hier im Speyerer Dom und draußen an den Bildschirmen im In- und Ausland!

Mit dem herzlichen Wunsch für ein gesegnetes Pfingstfest begrüße ich Sie alle zu diesem festlichen Gottesdienst. Wir sind zur Eucharistiefeier versammelt als eine Gemeinde, die hohe Gäste aus ost- und westeuropäischen Völkern in ihrer Mitte hat: neben Kurienkardinal Ratzinger die Kardinäle aus Breslau und Budapest; den Apostolischen Nuntius aus Bonn und von der Europäischen Gemeinschaft in Brüssel; Erzbischöfe und Bischöfe aus Frankreich, Italien, Jugoslawien, Polen, Österreich, Spanien, aus der Ukraine und aus der DDR.

Unser über 900 Jahre alter Dom in der 2000 Jahre alten Stadt Speyer, die in diesem Jahr ihr Jubiläum feiert, zeigt in dieser Stunde eindrucksvoll sein europäisches Antlitz. Er lässt uns die völkerübergreifende Gemeinschaft und die völkerverbindende Kraft der Kirche erfahren.

Besonders freut es uns, dass die Bischöfe der Speyerer Partnerstädte Chartres und Ravenna bei uns sind. Ich danke Ihnen allen, liebe Brüder, dass Sie in dieser Stunde bei uns sind. Um den einen Altar versammelt setzen Sie mit uns ein eindrucksvolles Zeichen der Versöhnung, der Einheit und des Friedens. Ein Zeichen, das in die Zukunft eines zwischen Ost und West geeinten und einigen Europas weist.

Pfingsten ist das Fest des Heiligen Geistes. Wenn wir jetzt im Speyerer Kaiser- und Mariendom sein Fest gläubig feiern, dann ereignet sich Pfingsten unter uns wie einst in Jerusalem: Der Heilige Geist öffnet unsere Herzen für Gott; er verbindet uns miteinander zu einer tiefen Gemeinschaft; er sendet uns zum Glaubenszeugnis, zu

einem Leben im Geist der Wahrheit und Gerechtigkeit, der Liebe, der christlichen Hoffnung und Freude.

Die Quelle des Heiligen Geistes ist Jesus Christus, der auferstandene und erhöhte Herr. Er hat uns zusammengerufen. Er ist die Mitte unserer großen Gemeinschaft. Ihn wollen wir jetzt im Kyrie Eleison anrufen.

Aus: Kardinal Joseph Ratzinger, Europa – Hoffnung und Gefahren, Sonderdruck aus „der pilger“, Kirchenzeitung für das Bistum Speyer, Speyer 1990.

Das Sakrament der Firmung in unserem Leben und im Leben unserer Gemeinden

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1991

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Liebe Mitchristen!

Die Firmung ist in die Diskussion gekommen. Fragen sind aufgebrochen, die nicht immer leicht zu beantworten sind. Auch der Pastoralrat unserer Diözese hat sich ausführlich mit dem Problemkreis Firmung beschäftigt.

Zur Kennzeichnung der Situation ist zunächst nüchtern festzustellen, dass es Pfarreien gibt, in denen ein beträchtlicher Teil der jungen Christen sich nicht mehr firmen lässt. Nicht wenige Eltern verhalten sich gleichgültig gegenüber der Firmung ihrer Kinder. Viele Neugefirmten beteiligen sich trotz längerer und intensiver Vorbereitung nach der Firmung nicht weiter am kirchlichen Leben.

In dieser Situation lade ich Sie ein, mit mir über die vitale Bedeutung der Firmung für unser christliches Leben und für unsere Pfarrgemeinden nachzudenken.

I. Die Firmung in unserem eigenen Leben

Setzen wir bei unserer eigenen Firmung an. Sie verblasst hinter unserer Erstkommunion, aber vergessen ist sie nicht.

Wir standen vor dem Bischof. Er legte uns die Hand auf. Gott hat seine Hand auf uns gelegt, in Liebe und für immer. In jeder Situation stehen wir unter der segnenden und bergenden Hand Gottes. Der Bischof zeichnete uns mit geweihtem Chrisam das Kreuz auf die Stirn. Unsere Lebensbeziehung mit Jesus Christus, für den das Kreuz steht, wurde vertieft. Er ist unsere wichtigste Bezugsperson. Deshalb heißen wir Christen.

Salbung mit Chrisam war das äußere Zeichen für die innere Ausrüstung mit dem Heiligen Geist Gottes. Durch die Firmung hat Gott uns mit dem Geist Jesu Christi gestärkt wie an Pfingsten die ersten Christen in Jerusalem. Deshalb sagt der Bischof bei der Firmung: Sei besiegelt durch die Gabe Gottes, den Heiligen Geist! Die Firmung war der Pfingsttag unseres Lebens.

Das Kreuz mit Chrisam auf unserer Stirn machte anschaulich, dass die Firmung eine Sendung ist. Offen und aufrecht sollen wir unser Christsein bezeugen.

Der Pate bzw. die Patin, die uns zur Firmung führten, waren die Vertreter der Pfarrgemeinde. Noch tiefer als bei der Taufe wurden wir der Pfarrei eingegliedert und auf sie verpflichtet. Die Tatsache, dass der Bischof die Firmung spendete, deutete an,

dass wir auch tiefer in das Bistum und in die Gesamtkirche hineingefirmt wurden: Wir haben Anteil an Sendung und Auftrag der Kirche. Die Firmung war eine einzigartige Gnadenstunde unseres Lebens.

Ähnlich wie unseren Geburtstag und Tauftag sollten wir auch den Tag unserer Firmung jedes Jahr zu einem kleinen Gedenktag machen.

II. Die Firmung im Leben unserer Gemeinden

a) eine erfreuliche Entwicklung

Wenn wir jetzt fragen, welchen Sitz im Leben die Firmung in unseren Pfarreien hat, dann dürfen wir zuerst mit Freude feststellen: Die Firmung hat weithin einen höheren Stellenwert als früher. Der zeitliche Abstand zur Erstkommunion ist länger. Die Vorbereitung ist intensiver. Fast überall ist sie ein Teil der Gemeindekatechese. Nicht nur der Pfarrer, auch Frauen und Männer aus der Pfarrei leiten die Gruppen der Firmlinge. Nicht selten gehört ein geistliches Wochenende zum festen Vorbereitungsprogramm. Der Empfang des Bußsakramentes vor der Firmung, oft in Form eines persönlichen Beichtgesprächs, ist vielerorts die Regel. Bisweilen wird die ganze Gemeinde in die Firmung einbezogen. Am Beginn der Vorbereitungszeit stellen sich die Firmbewerber bei einem Sonntagsgottesdienst der Pfarrei vor. Die Firmgruppen gestalten die Sonntagsgottesdienste mit. Die ganze Gemeinde, besonders die Kranken, begleiten die Firmvorbereitung im Gebet. Viele Firmgruppen kommen am Mittwoch in der Karwoche zur Chrisammesse in den Dom und feiern die Weihe der Heiligen Öle mit. Der Firmgottesdienst wird zu einem starken religiösen Erlebnis. Die Firmgruppen lösen sich mancherorts nach der Firmung nicht auf, sondern geben als kirchliche Jugendgruppen der Pfarrei eine lebendige Substruktur.

Aufs Ganze gesehen hat das Firmsakrament in unseren Pfarreien also gewonnen. Dafür danke ich von Herzen allen, die diese Entwicklung eingeleitet haben und tragen.

b) die unerfreuliche Seite – Wege zur Überwindung

Dennoch sind die eingangs erwähnten negativen Erscheinungen sehr bedrückend. Besonders beunruhigend ist es, wenn in einer Pfarrei eine größere Anzahl von Jungen und Mädchen die Firmung nicht empfangen will. Die Firmung ist die Vollendung der Taufe und wie eben dargelegt die volle Eingliederung in die kirchliche Gemeinschaft. Die Taufe ruft daher nach der Firmung. Dem Ungefirmtten fehlt etwas Wesentliches an seinem Christsein. Die Eltern, die ihre Kinder durch Taufe und Erstkommunion auf den Weg des Christseins geführt haben, tragen die erste Verantwortung, dass ihre Kinder

diesen Weg in der Firmung weitergehen. Aber auch der gesamten Gemeinde muss es ein Anliegen sein, dass alle Getauften in der Pfarrei gefirmt werden. Nichtgefirmte ältere Christen sollen die Möglichkeit erhalten, an einem eigenen Firmkurs teilzunehmen. Vor der kirchlichen Eheschließung ist auf die Verpflichtung zur Firmung nachdrücklich hinzuweisen. Es sei daran erinnert, dass die Übernahme von Laiendiensten in der Gemeinde, z.B. in kirchlichen Räten, in der Liturgie als Lektor oder Kommunionsspender, Gefirmten vorbehalten ist (vgl. Gemeinsame Synode, Schwerpunkte heutiger Sakramentenpastoral B 1.2.6).

Nicht selten gibt die innere Einstellung mancher Firmlinge zu Sorgen Anlass. Bringen sie immer die Voraussetzungen mit, dass ihnen die Firmung verantwortlich gespendet werden kann, fragen viele Seelsorger.

Ein Rigorismus entspricht nicht der Praxis der Kirche, schon gar nicht, wenn er auf die Firmung beschränkt wäre. Dennoch sind gewisse Zulassungsbedingungen unerlässlich: Gefirmt werden kann nur, wer freiwillig die Firmung erbittet und wer die vorgesehene Firmvorbereitung gewissenhaft mitvollzogen hat.

Diese Vorbereitung soll in kleinen Gruppen geschehen. Sie sind Lern-, Gebets- und Erlebnisgruppen. Ziel der Firmkatechese ist die Einführung in die Bedeutung des Firmsakramentes und in das kirchliche Leben in Pfarrei, Bistum und Weltkirche. Da bei vielen Jugendlichen die religiöse Sozialisation unterentwickelt ist, bekommt die Firmvorbereitung oft den Charakter der Evangelisierung. Auch die christlichen Grundgebete, das Glaubensbekenntnis, die Zehn Gebote und die wichtigen Lebensvollzüge der Kirche wie Sonntagsmesse, Bußsakrament, Marienverehrung sind neu zu erschließen. Die Firmvorbereitung in der Gemeinde muss durch den schulischen Religionsunterricht unterstützt werden.

Wir werden uns im Bistum noch mehr bemühen müssen, die Firmvorbereitung als Gemeindekatechese zu intensivieren, die Gruppenleiter und -leiterinnen noch besser zu befähigen, vor allem aber das Bewusstsein dafür zu wecken, dass Träger der Firmvorbereitung die ganze Pfarrgemeinde ist und dass die Feier der Firmung ein Gemeindeereignis von höchstem Rang ist.

c) höheres Alter der Firmlinge?

Bisweilen wird gesagt, die Probleme mit dem Firmsakrament wären dann behoben, wenn das Firmalter deutlich heraufgesetzt würde. Diese Meinung hält einer näheren Nachprüfung jedoch kaum stand. Zunächst darf die Firmung nicht als liturgische Volljährigkeitserklärung des jungen Christen verstanden werden. Dagegen spricht die

kirchliche Regelung (vgl. can. 890 und 891 CIC; Gemeinsame Synode, Schwerpunkte heutiger Sakramentenpastoral B 3.4.1.) und die Firmpraxis der Kirche. Immer war die Firmung eng mit der Taufe verbunden, auch mit der Kindertaufe. Außerdem würde in unseren Verhältnissen ein späteres Alter es noch schwerer machen, möglichst alle Getauften zur Firmung zu führen. Die Firmung liefe Gefahr, zum Sakrament einer Minderheit zu werden. Dahin darf es, soweit es an uns liegt, auf keinen Fall kommen. Angesichts unserer Schwierigkeiten mit der Firmung kann es wohl nicht darum gehen, das Firmalter anzuheben. Die Situation, die manche als Ruf zur Spätfirmung verstehen, ist eher ein Ruf zu einer noch intensiveren, gemeindebezogeneren Firmvorbereitung und zu einer besseren kirchlichen Begleitung der heranwachsenden Gefirmten, die leider zu oft ausfällt. Die Gemeinden müssen sich neu auf Wesen und Bedeutung des Firmsakramentes besinnen. Das Gotteslob (Nr. 51-52) und der Erwachsenenkatechismus (S. 339-343) sind dazu eine gute Hilfe. Alle müssen sich für die jungen Christen, die vor der Firmung stehen, verantwortlich wissen und die Firmung in ihrer Pfarrei zu ihrer eigenen Sache machen. Die regelmäßige öffentliche Erneuerung der Firmung, besonders an Pfingsten, hilft mit, das Bewusstsein der Firmung in der Pfarrei wachzuhalten. Nach reiflicher Überlegung werden wir uns deshalb auch weiterhin in unserem Bistum an die in allen deutschen Bistümern geübte Praxis halten, nach der das Mindestalter für die Firmung zwölf Jahre betragen soll. Die Obergrenze soll vor dem Ende des Hauptschulalters liegen. Das verbindliche Regelfirmalter soll das Alter des 7. und 8. Schuljahres sein.

III. Die Chance nutzen

Ich ermutige Sie, liebe Mitbrüder im priesterlichen Amt, die Firmung auch weiterhin als große pastorale Chance für den Aufbau und für die Verlebendigung Ihrer Gemeinde wahrzunehmen. Möge es Ihnen gelingen, zusammen mit den hauptamtlichen pastoralen Laienkräften viele Frauen und Männer, auch Jugendliche, zur Mitarbeit in der Firmpastoral zu gewinnen.

Die Eltern und Paten bitte ich herzlich, ihre Verantwortung ernst zu nehmen. Die jungen Menschen brauchen ihr weisendes Wort und das Beispiel eines gelebten Glaubens.

Ganz besonders rufe ich die Firmlinge selbst an, die Firmung als Angebot Gottes und als Einladung der Kirche nicht ungenutzt zu lassen. Nehmt, liebe Mädchen und Jungen, dieses Sakrament als Gabe Gottes und als Verpflichtung an, in einer Eurem Alter

entsprechenden Art aktive Mitglieder der Kirche zu werden. Uns allen schließlich schenke der Heilige Geist Licht und Kraft, damit wir in unserem Leben, in unserer Gemeinde und in unserem Bistum die Wege wahrer Erneuerung finden und gehen.

Mit dem Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein frohes Fest der Auferstehung des Herrn grüße ich Sie alle in herzlicher Verbundenheit und segne Sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Fest der Taufe Jesu 1991

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVB Nr. 4 vom 1. Februar 1991

Edith Stein: Ihr Glaubensweg – Ihr Glaubensvorbild

Bischofswort zum 100. Geburtstag der seligen Edith Stein am 12.

Oktober 1991

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

An diesem Sonntag gedenken wir der seligen Edith Stein, der Ordensfrau Teresia Benedicta vom Kreuz, die vor 100 Jahren geboren wurde. Am 1. Mai 1987 hat sie Papst Johannes Paul II. durch die Seligsprechung unter die Heiligen der Kirche aufgenommen. Über acht Jahre, von 1923 bis 1931, hat Edith Stein in Speyer gelebt. Das einfache Zimmer, das sie bei den Dominikanerinnen von Sankt Magdalena bewohnte, ist heute ein Besinnungs- und Gebetsraum. Einige mit Bedacht ausgewählte Hinweise auf Edith Stein erinnern an ihren Lebens- und Glaubensweg. Auf einem Wandgesims steht ein siebenarmiger Leuchter, das religiöse Symbol des Judentums. „Am 12. Oktober 1891 wurde ich, Edith Stein, [...] in Breslau geboren. Ich bin preußische Staatsangehörige und Jüdin.“ So beginnt sie einen selbstverfassten Lebenslauf.¹

I. Ihr Traum von Glück und Ruhm

Edith Stein wurde in eine jüdische Familie hineingeboren. Sie ist das jüngste von sieben Geschwistern. Nach dem frühen Tod des Vaters führt die tiefgläubige und lebensstüchtige Mutter das Holzgeschäft weiter und ist die bestimmende Mitte der Familie.

Edith ist auffallend lebhaft und begabt, übersprudelnd von Einfällen, übersprudelnd von Einfällen, dabei unbezähmbar eigenwillig und zornig, wenn es nicht nach ihrem Willen geht.² Von ihrer frühen Kindheit berichtet sie: „In meinen Träumen sah ich immer eine glänzende Zukunft vor mir. Ich träumte von Glück und Ruhm, denn ich war überzeugt, dass ich zu etwas Großem bestimmt sei und in die engen bürgerlichen Verhältnisse, in denen ich geboren war, gar nicht hineingehörte.“³

In der Schule ist sie immer die Klassenbeste. Sie spielt Klavier und Theater, Tennis und Schach, wandert und tanzt gerne. So oft sie kann, besucht sie das Theater, Konzerte und Opern. Eine Vorliebe hat sie für Johann Sebastian Bach. „Diese Welt der Reinheit

¹ Inauguraldissertation, Zum Problem der Einfühlung, Halle 1917, S. 133.

² Vgl. Edith Steins Werke (ESW), VII, S. 48.

³ ESW VII, S. 51.

und strengen Gesetzmäßigkeit zog mich im Innersten an“, bekennt sie.⁴ Am liebsten liest sie die Dramen Shakespeares und der deutschen Dichter.

Mit 14 Jahren gibt sie den religiösen Glauben auf. Von einem einjährigen Aufenthalt bei ihrer verheirateten Schwester in Hamburg berichtet sie: „Religion gab es in diesem Hause überhaupt nicht. Hier habe ich mir auch das Beten ganz bewusst und aus freiem Entschluss abgewöhnt.“⁵ In ihrem Abiturzeugnis fehlt die Religionsnote.

Als Studentin ist sie erfüllt von einem ungewöhnlich starken politischen und sozialen Verantwortungsbewusstsein. Sie kämpft für die politische Gleichberechtigung der Frau, zugleich trägt sie, nach ihren eigenen Worten, die „Hoffnung auf eine große Liebe und glückliche Ehe im Herzen.“⁶ Alles scheint ihr zu glücken, nichts scheint ihr zu fehlen. Sie erinnert sich: „So lebte ich in der naiven Selbsttäuschung, dass alles in mir recht sei: wie es bei ungläubigen Menschen mit einem hochgespannten Idealismus häufig ist.“⁷

II. Ihre Sehnsucht nach der Wahrheit

Bis zu ihrem 21. Lebensjahr nennt sich Edith Stein Atheistin. Auch ohne Gott ist sie erfolgreich, anerkannt und bewundert. Sie bemüht sich, konsequent ehrlich, gerecht und gut zu sein. „Ich wusste von den ersten Lebensjahren an, dass es viel wichtiger sei, gut zu sein als klug“, lesen wir bei ihr.⁸ Ebenso ist sie leidenschaftlich auf der Suche nach Wahrheit. Ohne Wahrheit, davon ist sie überzeugt, kann man nicht gut sein, kann das Leben nicht gelingen. „Meine Sehnsucht nach der Wahrheit war mein einziges Gebet“, berichtet sie später.⁹

Ihr philosophischer Lehrer Husserl erzieht sie dazu, sich jeder ihr begegnenden Wirklichkeit zu öffnen, sie ernst zu nehmen, sich in sie einzufühlen. So stößt Edith Stein auch auf das religiöse Phänomen: in der Literatur und noch mehr in gläubigen Mitmenschen, die überzeugte evangelische und katholische Christen sind. Auch ihre glaubensstarke Mutter ist eine beständige Anfrage.

Erfahrungen der eigenen Grenzen, Enttäuschungen und Erschütterungen verunsichern sie. Das Ringen nach geistiger Klarheit raubt ihr buchstäblich den Schlaf. Zeitweise scheint ihr das Leben unerträglich, ja unsinnig. „Ich konnte nicht mehr über die Straße

⁴ ESW VII, S. 143.

⁵ ESW VII, S. 121.

⁶ ESW VII, S. 196.

⁷ ESW VII, S. 165.

⁸ ESW VII, S. 114.

⁹ Teresia Renata de Spiritu Sancto, Edith Stein. Eine große Frau unseres Jahrhunderts, Freiburg 1957, S. 55.

gehen, ohne zu wünschen, dass ein Wagen über mich hinwegführe. Und wenn ich einen Ausflug machte, dann hoffte ich, dass ich abstürzen und nicht mehr lebendig zurückkommen würde. Es ahnte wohl niemand, wie es in mir aussah.“¹⁰ So beschreibt sie ihren Zustand mit 24 Jahren. Es kommt zu einem Bruch mit ihrem Professor. Befreundete Studienkollegen heiraten und gehen ihre Wege. Trotz bester Zeugnisse wird ihre Bewerbung um Habilitation zur Hochschulprofessorin von mehreren Universitäten abgelehnt. Der totale Zusammenbruch Deutschlands am Ende des Ersten Weltkrieges 1918 wirkt auf die politisch und sozial engagierte Edith Stein vernichtend. Durch diese wechselvolle Phase ihres Lebens geläutert, war sie vorbereitet, dass sich ihr Gott als die schon immer gesuchte Wahrheit und ersehnte Heilswirklichkeit in ihrer Bekehrungsnacht offenbarte. Er reichte ihr seine Hand. Edith Stein hat sie ergriffen und nie mehr losgelassen.

An ihre Bekehrung erinnert in dem ehemals von ihr bewohnten Zimmer im Kloster Sankt Magdalena ein Buch, das neben dem siebenarmigen Leuchter aufgeschlagen liegt. In ihm beschreibt die heilige Theresia von Avila ihre geistliche Lebensgeschichte. Im Haus ihrer Freundin in Bergzabern fiel dieses Buch Dr. Edith Stein in die Hände. In einer Sommernacht des Jahres 1921 liest sie es in einem Zug und schließt es mit den Worten: „Das ist die Wahrheit.“

Sofort kauft sie sich einen katholischen Katechismus und ein Messbuch. Nach einer im Gebet durchwachten Nacht wird sie bereits am 1. Januar 1922 in der Pfarrkirche von Bad Bergzabern getauft. Am Lichtmesstag empfängt sie in der Kapelle des Bischofshauses in Speyer das Sakrament der Firmung. Mit 31 Jahren hat sie im Glauben der katholischen Kirche ihre innere Beheimatung gefunden. Ein langer Weg hatte sie zu dieser Orientierung geführt.

III. Ihr Bild als Frau: gebildet, gläubig, sozial, politisch

Im Edith-Stein-Zimmer in Speyer steht auf einem Podest ein großes Foto der früheren Bewohnerin. So haben sie ihre ehemaligen Schülerinnen, die zum Teil noch leben, in Erinnerung. Dr. Edith Stein ist eine angesehene Lehrerin am Mädchenlyzeum und am Lehrerinnenseminar in Sankt Magdalena. Sie überzeugt und prägt durch ihr Wissen, durch ihre Persönlichkeit und durch ihre Gläubigkeit. Ihre Umgebung empfindet sie als ein Geschenk der göttlichen Vorsehung.¹¹

¹⁰ ESW VII, S. 246.

¹¹ Vgl. Maria Adele Herrmann OP, Die Speyerer Jahre von Edith Stein, Speyer 1990, S. 55.

Aufs Neue nimmt sie ihre wissenschaftliche Tätigkeit auf und erkennt, dass man Wissenschaft als Gottesdienst betreiben kann.¹² Zunächst übersetzt sie die Briefe und Tagebücher des englischen Konvertiten und Kardinals Newman. Eine großartige Leistung ist die zweibändige Übersetzung der lateinischen Untersuchungen über die Wahrheit des heiligen Thomas von Aquin. Das noch erhaltene Manuskript umfasst 2.400 Seiten. Sie arbeitet an einer umfassenden Darstellung der Seinsphilosophie. In dieser Zeit wird sie auch durch ihre Vortragstätigkeit bekannt. Vor allem die Probleme der Frauenbildung sind ihr Thema bei Veranstaltungen des Katholischen Frauenbundes und des Katholischen Lehrerinnenvereins. In beiden Verbänden ist sie Mitglied. Ihr Vortrag „Das Ethos der Frauenberufe“ wird zum Höhepunkt der Salzburger Hochschulwochen im Sommer 1930.

Die soziale Hilfsbereitschaft von Edith Stein zeigt sich darin, dass sie im Kloster gern an der Pforte und in der Spülküche aushilft. Unauffällig unterstützt sie arme Familien; persönlich bringt sie ihnen zu Weihnachten kleine Geschenkpakete. Am wichtigsten ist für Edith Stein in Speyer jedoch die existentielle Einwurzelung in den christlichen Glauben und in das kirchliche Leben. Täglich feiert sie die heilige Messe mit und empfängt die heilige Kommunion. Stundenlang verharrt sie in der Klosterkirche im Gebet. Regelmäßig beichtet sie bei ihrem priesterlichen Seelenführer im Dom. Sie verrichtet das kirchliche Stundengebet und lebt die evangelischen Räte. Im Benediktinerkloster Beuron, wo sie die Kar- und Ostertage verbringt, erschließt sich ihr die katholische Liturgie in ihrer ganzen Tiefe und Schönheit.

IV. Ihre Liebe zum gekreuzigten Herrn

Wer das Edith-Stein-Zimmer im Kloster Sankt Magdalena besucht, dessen Blick fällt sogleich auf ein großes Wandkreuz. Das Kreuz hat mehr als alles andere Existenz und Leben von Edith Stein bestimmt. Bei der Einkleidung im Kölner Karmel am 15. April 1934 erhält sie den von ihr selbst erbetenen Ordensnamen: Teresia Benedicta a cruce: Teresia, die vom Kreuz Gesegnete. „Unter dem Kreuz verstand ich das Schicksal des Volkes Gottes das sich damals schon anzukündigen begann. Ich dachte, die es verstünden, dass es das Kreuz Christi sei, die müssten es im Namen aller auf sich nehmen“, schreibt sie am 9. Dezember 1938.¹³

¹² ESW VIII, S. 54.

¹³ ESW IX, S. 124.

Das Geheimnis des Kreuzes war ihr schon lange vor ihrer Taufe aufgegangen. 1917 trifft sie die junge protestantische Witwe eines gefallenen Freundes. Gegen alle Erwartung zeigt sich diese nicht trost- und hoffnungslos, sondern aufrecht und getröstet. Der Glaube an Jesus, den Gekreuzigten und Auferstandenen, gibt ihr Kraft und Zuversicht. Edith Stein ist tief betroffen. Sie bekennt: „Es war dies meine erste Begegnung mit dem Kreuz [...], der Augenblick, in dem [...] Christus aufstrahlte: Christus im Geheimnis des Kreuzes.“¹⁴

Die mystische Vereinigung mit dem gekreuzigten Jesus, die sie im Karmel lebt, treibt sie dazu, sich ganz eins zu machen mit Jesus, der am Kreuz stellvertretend Schuld und Leid aller Menschen auf sich genommen hat. Unmittelbar vor dem Zweiten Weltkrieg, dessen Grauen sie vorausahnt, bittet sie schriftlich ihre Oberin in Echt, wohin sie nach der Kristallnacht geflohen war: „Liebe Mutter, bitte erlauben Sie mir, mich dem Herzen Jesu als Sühnopfer für den wahren Frieden anzubieten: dass die Herrschaft des Antichrist, wenn möglich, ohne einen neuen Weltkrieg zusammenbricht und eine neue Ordnung aufgerichtet werden kann. Ich möchte es heute noch, weil es die zwölfte Stunde ist. Ich weiß, dass ich ein Nichts bin, aber Jesus will es, und er wird gewiss in diesen Tagen noch viele andere dazu rufen.“¹⁵

V. Ihre Vollendung im österlichen Licht des Herrn

Die letzten Monate ihres Lebens schreibt sie an einem Buch über den heiligen Johannes vom Kreuz. Sie gibt ihm den Titel „Kreuzeswissenschaft“. Als sie am 2. August 1942 von der SS verhaftet wird, arbeitet sie am Abschluss des Buches. Am 7. August, einem Herz-Jesu-Freitag, wird sie in einem Eisenbahntransport zusammen mit 986 anderen katholischen Juden nach Auschwitz gebracht. In Schifferstadt, wo der Zug hält, kann sie sich aus dem vergitterten Zug heraus zu erkennen geben und Grüße auftragen. In Auschwitz-Birkenau wird sie am 9. August durch Gas getötet. Es ist ein Sonntag, Tag der Auferstehung. Im Martyrium kommt ihre gelebte und erlittene Kreuzeswissenschaft zur Vollendung.

Im Edith-Stein-Zimmer in Speyer steht deshalb neben einer Aschurne aus Auschwitz die Osterkerze. Der Untergang Edith Steins war Aufgang in das österliche Licht des erhöhten Gekreuzigten. Das irdische Leben von Edith Stein dauerte nur 51 Jahre. Aber es war ein selten dramatisches und intensives Leben. Edith Stein ist eine

¹⁴ Teresia Renata, a.a.O., S. 68.

¹⁵ ESW IX, S. 296.

beunruhigende Herausforderung für uns alle: für alle Christen und für alle Suchenden. Noch mehr ist sie unsere Fürsprecherin bei Gott. Ihre besondere Beziehung zu unserem Bistum wurde in ihrem Tod nicht abgebrochen; diese ist vielmehr endgültig und ewig geworden. Deshalb wollen wir den Appell von Papst Johannes Paul II. beherzigen. Nachdem er Edith Stein in Köln seliggesprochen hatte, sagte er am 4. Mai 1987 beim Gottesdienst auf dem Domplatz in Speyer: „Die selige Edith Stein, Schwester Teresia Benedicta vom Kreuz, hat wichtige Stationen ihres Lebens und ihres langsamen Aufstieges zur Höhe einer christlichen Philosophie und Mystik hier in dieser Stadt Speyer verbracht. Seid treue Hüter ihrer Botschaft und ihres Lebenszeugnisses!“

Speyer, 9. August 1991, Gedenktag der seligen Edith Stein

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 11 vom 11. Juli 1991

Damit es Kirche heute und morgen gibt

Bischofswort zu dem Pastoralplan „Kirche leben in der Pfarrgemeinde“

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

In jeder Zeit steht die Kirche vor neuen Aufgaben und Problemen. So fordert auch die derzeitige personelle Situation in unserer Diözese zu neuen Initiativen und zur Suche nach neuen Wegen in der Seelsorge heraus.

Sie alle wissen, dass die Zahl der Priester in den letzten zwanzig Jahren stark zurückgegangen ist. Momentan müssen in unserer Diözese von 350 Pfarrstellen 150 ohne eigenen Pfarrer am Ort auskommen. Diese Entwicklung wird sich in den nächsten zehn Jahren noch fortsetzen. Wir müssen damit rechnen, dass im Jahr 2001 nur noch jede dritte Pfarrei besetzt sein wird. Voraussichtlich wird auch die Zahl der hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wie Gemeinde- und Pastoralreferenten nicht mehr spürbar wachsen, sondern eher stagnieren oder sogar abnehmen.

Das ist für unsere Diözese gewiss eine belastende Situation, vor der wir nicht die Augen verschließen dürfen. Andererseits bin ich überzeugt, dass diese Herausforderung auch Chancen enthält, die Gott in der Gegenwart für uns bereit hält und die es zu entdecken gilt. Gerade durch das Zweite Vatikanische Konzil ist ja neu die Einsicht gewachsen, dass Verantwortung für das Leben der Kirche nicht nur den Amtsträgern und Hauptamtlichen zukommt, sondern jedem Getauften. Alle müssen entsprechend der persönlichen Voraussetzungen und dem jeweiligen Auftrag Verantwortung dafür tragen, dass es Kirche heute und morgen gibt. Jeder, der zur Pfarrgemeinde gehört, ist gefordert, seine Begabungen zum Aufbau der Gemeinde einzusetzen.

Diese Einsicht gilt es gerade in der gegenwärtigen Situation fruchtbar zu machen. Ein Team von Seelsorgern hat deshalb zusammen mit der Diözesanleitung von diesem Ansatz ausgehend Vorschläge erarbeitet für die Lösung der Probleme, die sich aus der abnehmenden Zahl von Priestern und hauptberuflichen Mitarbeitern für die Pfarreien ergeben. Es sei nicht verschwiegen, dass der hier beschriebene Weg auch tiefe Einschnitte in die bisherigen Strukturen und Praktiken der Seelsorge mit sich bringt. Aussicht auf Erfolg hat das Unterfangen nur, wenn alle Betroffenen sich an den Überlegungen beteiligen und sie mittragen: die Priester, die Mitarbeiter in der Pastoral, die Pfarrgemeinderäte, die Verbände und Gruppen und alle Gläubigen in den Gemeinden. An sie alle gebe ich diese „Vorschläge für einen Weg“ als erstes Element

eines umfassenderen Pastoralplans weiter mit der Einladung zum Bedenken und zum Gespräch. Auf vielfältigen Gesprächsforen sollen sodann die Überlegungen ausgetauscht werden. Alle Anregungen sind uns willkommen. Im Bischöflichen Ordinariat wird zur Durchführung dieses Vorgangs ein Sekretariat eingerichtet, an das alle Eingaben zu richten sind.

Ich bitte gerade die neuen Pfarrgemeinderäte, die im Herbst gewählt werden, sich schwerpunktmäßig auf das Thema einzulassen. Im nächsten Jahr werden Mitarbeiter der Diözesanleitung jeden Pfarrverband besuchen, um mit dem Seelsorgeteam und den Pfarrgemeinderäten die Situation vor Ort auf dem Hintergrund dieser Vorschläge zu beraten. Wichtig ist es auch, in den Pfarreien bei der Terminplanung für das kommende Jahr Rücksicht auf den Diskussionsprozess zu nehmen. Ich bin zuversichtlich, dass bis Ende 1992 der bis dahin vom ganzen Bistum beratene Pastoralplan in Kraft gesetzt werden kann.

Es grüßt und segnet Sie Ihr Bischof

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 15 vom 20. September 1991

Zukunft der Kirche – Kirche der Zukunft

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1992

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Die Zukunft der Kirche

Unlängst sagte ein Pfarrer in seiner Predigt: „Wir gehen in unseren Kirchen bitter armen Zeiten entgegen. Auch an höchsten Festtagen wird in zehn Jahren in vielen Kirchen kein Gottesdienst mehr sein. Der Religionsunterricht wird aus den Schulen genommen. Unwissende Eltern werden den Glauben ihren Kindern nicht mehr weitergeben können. Die Kirche Jesu wird in Deutschland mit dem Ausfall der älteren Generation so weit schrumpfen, dass es überall nur noch kleine Gruppen von Gläubigen geben wird, die weitgehend auf sich allein angewiesen sein werden.“

Stimmt diese Prognose? Manches scheint dafür zu sprechen, manches auch dagegen. Hochrechnungen über Leben und Entwicklung der Kirche sind jedoch immer fragwürdig. Wer hätte zum Beispiel 1942, als die nationalsozialistische Kirchenverfolgung wütete, voraussagen können, dass einige Jahre später unsere Kirchen mit Gottesdienstteilnehmern gefüllt sein würden, auch mit Jugendlichen, und dass wir unerwartet viele Neupriester und Ordenseintritte haben würden?

Wer hätte auf der anderen Seite 1962, nach der beschlossenen Liturgiereform zu Beginn des Konzils ahnen können, dass zehn Jahre später der Gottesdienstbesuch bei uns sich halbiert und bei den Jugendlichen sich sogar um zwei Drittel verringert haben würde? Und wiederum: Wenn Bischöfe und Priester in der Tschechoslowakei oder in der Ukraine vor zehn Jahren Voraussagen für 1992 gemacht hätten, wären sie sicher nie zur kirchlichen Situation von heute gekommen. Auch dass sich in Südkorea die Zahl der Katholiken versechsfachen würde, konnte vor 25 Jahren dort niemand vorausberechnen. Die Frage, „wie wird es in zehn Jahren mit dem kirchlichen Leben in unserem Bistum aussehen?“, kann also niemand mit Sicherheit beantworten. Die Voraussage des Pfarrers entspricht allerdings einer weit verbreiteten Stimmungslage in der Kirche bei uns. Wir sollten sie jedoch eher als Anruf an uns alle verstehen, zu tun, was in unseren Kräften steht, damit es nie so weit kommt. Daher müssen wir fragen: „Was können was müssen wir heute tun, um wieder eine lebendige Kirche zu werden und es auch morgen zu sein?“

Die Kirche der Zukunft

Dieser Frage habe ich mit meinen engsten Mitarbeitern im sogenannten Pastoralplan zu stellen versucht. Der Plan hat mittlerweile einen intensiven Denk- und Diskussionsprozess ausgelöst und auch über die Grenzen des Bistums hinaus große Beachtung gefunden.

Zwar ist dieser Plan aus der allgemeinen Notlage unserer Gemeinden hervorgegangen, die besonders durch den großen Priestermangel gekennzeichnet ist. Sein Grundanliegen und seine eigentliche Zielsetzung aber entspricht dem Bild einer Gemeinde, wie sie schon der Apostel Paulus für die frühe christliche Gemeinde beschrieben hat. Er verglich sie mit unserem Leib, an dem jedes Glied seine Aufgabe und Funktion für das Ganze hat. So soll jedes Glied einer Gemeinde, je nach der ihm geschenkten Gnadengabe, seine Aufgabe zum Wohl der ganzen Gemeinde erfüllen. Auf diese Weise trägt jeder bei zum Aufbau einer lebendigen, aktiven Gemeinde, in der man nicht alles vom Priester erwartet, sondern auch selbst mitmacht, so gut und insoweit man kann.

In der letzten Zeit konnte ich dankbar und froh feststellen, dass in einer ganzen Reihe unserer Gemeinden das Bewusstsein dafür geweckt wurde und gewachsen ist. Dies hat sich ausgewirkt in konstruktiver Zusammenarbeit zwischen Priestern und Laien. In diesem Sinne wollen wir fortfahren. Durch die Aufgabenteilung bedingte Veränderungen in der praktischen Seelsorge vor Ort und in der Verwaltung sind dabei zweitrangig.

Wege zur Erneuerung der Kirche

Ganz wesentlich für die Verlebendigung ist die Belebung der drei Grunddienste der Kirche: Verkündigung (martyria), Gottesdienst (liturgia) und Nächstenliebe (diakonia). Eine Pfarrei ist umso lebendiger, je überzeugender in ihr christlicher Glaube zur Sprache gebracht, je freudiger der Glaube gefeiert und je stärker die christliche Geschwisterlichkeit praktiziert wird.

a) Der Verkündigungsdienst

Der Verkündigungsdienst in einer Pfarrei umfasst mehr als nur die Sonntagspredigt und den Religionsunterricht in der Schule. Orte der Glaubensbezeugung und Glaubensweitergabe sind auch die Familien und der Kindergarten, die Verbände und Gruppen, die Gemeindekatechese und Glaubenskurse. Eine Pfarrei muss sich daher fragen: Wie kommen wir dazu, dass mehr junge und ältere Frauen und Männer in

unseren Pfarreien sich wieder gründlicher mit dem christlichen Glauben, dem Kirchenjahr, der Lehre über das Leben aus dem Glauben beschäftigen und sich befähigen lassen, den tiefer angeeigneten Glauben zu vermitteln? Zu überlegen wäre mancherorts außerdem, ob und wie Inhaber des kirchlichen Lehrauftrags (Missio) stärker in die außerschulische Katechetisierung einbezogen werden können.

b) Der Gottesdienst

Glaube will nicht nur gelernt, sondern auch gelebt werden. Eine Pfarrei als Gemeinschaft von Glaubenden lebt zuerst von gut gestalteten Glaubensfeiern, wie wir sie in den Gottesdiensten begehen. Es muss eine Pfarrei zutiefst beunruhigen, wenn nur noch eine Minderheit, gar eine kleine Minderheit sich zur sonntäglichen Eucharistiefeier und nur noch zur sonntäglichen Eucharistiefeier versammelt; wenn diese Minderheit überdies stark überaltert ist und die Kinder fast ganz fehlen; wenn die Werktagsmessen nur wenige Mitfeiernde haben.

Es muss eine Pfarrei auch zur Selbstbesinnung und Gewissenserforschung herausfordern, wenn das Große Gebet in ihr kein Hochfest mehr ist; wenn tagsüber das Gotteshaus geschlossen werden muss, weil keine Beter es von innen her schützen; wenn außer der Eucharistiefeier keine anderen Gottesdienste mehr, wie Andachten und Vespren, gegebenenfalls auch ohne Priester, stattfinden; wenn der Zusammenhang zwischen Eucharistie und Bußsakrament nicht mehr gesehen wird.

Wie kommen wir dazu, dass sich möglichst jeden Tag wenigstens eine kleine Gruppe zum gemeinschaftlichen Gebet in jeder Kirche versammelt, gerade auch dann, wenn keine Eucharistiefeier stattfindet? Dass die Gotteshäuser täglich wenigstens stundenweise offenstehen, weil stille Beter da sind? Wie werden unsere Familien wieder mehr betende Familien, wie werden wir selbst mehr betende Menschen, damit unsere Gottesdienste wieder Glaubensfeiern der ganzen Pfarrei werden, die getragen sind von Menschen aller Altersstufen mit Gebets- und Glaubenserfahrung? Bitte, helfen Sie alle mit, in Ihrer Gemeinde konkrete Antworten auf diese Fragen zu finden.

c) Der Dienst der Nächstenliebe

Die Lebendigkeit einer Pfarrei äußert sich nicht zuletzt in ihrem Gespür für die Hilfsbedürftigen am Ort und weltweit sowie in der Bereitschaft zum karitativen Einsatz. Auch hier stellen sich Fragen: Weiß unsere Pfarrei, dass die Kranken in der Gemeinde ihre Kranken sind? Gibt es einen Besuchsdienst für die Alten und Kranken zu Hause und im Krankenhaus? Sorgen wir dafür, dass die Schwerkranken menschlich und christlich begleitet werden und dass niemand allein sterben muss? Gehen wir auf die Asylanten

und auf alle Fremden zu? Ist uns bewusst, dass das Krankenhaus, das Altenheim, das Gefängnis in unserer Pfarrei eine Aufgabe der Nächstenliebe für uns ist? Unterstützen wir auch als Pfarrei Aktionen und Hilfswerke für die Not außerhalb unserer Pfarrei und außerhalb unseres Landes?

Hoffungsvolle Ansätze in der Kirche

Liebe Mitchristen! Alle diese Fragen bedeuten nicht, dass es diese Grunddienste in unseren Pfarreien nicht mehr gäbe. Mit großer Dankbarkeit denke ich hier an die Familien, in denen gebetet und das Kirchenjahr bewusst miterlebt wird; an die Frauen und Männer, die sich für die Gemeindekatechese zur Verfügung stellen; an die zahlreichen Jugendlichen, die sich beispielsweise als Gruppenleiter engagieren; an die vielen, die sich um eine Gottesdienstfeier bemühen, in der Verstand, Herz und Sinne angesprochen sind. Ich weiß um die oft überwältigende Spendenfreudigkeit und um die Bereitschaft zum Teilen in unserem Bistum. Dennoch ruft die Not der Stunde nach einer Intensivierung der Grunddienste in unseren Pfarreien; nach einer großen Zahl von Frauen und Männern, Jugendlichen und älteren Menschen, die sich ehrenamtlich für die Wahrnehmung dieser Grunddienste zur Verfügung stellen. Nicht weniger muss uns, nach wie vor, die Zunahme der Zahl unserer Priester und hauptamtlichen pastoralen Laienmitarbeiter und -mitarbeiterinnen ein ernstes Anliegen sein.

Das Problem des Priestermangels in der Kirche

An dieser Stelle höre ich oft die Frage: „Müsste die Kirche, um mehr Priester zu bekommen, nicht den Zölibat, also die gottgeweihte Ehelosigkeit, als Zulassungsbedingung zum Priesterberuf aufgeben?“

Es ist unbestritten, dass es junge Männer gibt, die sich nur des Zölibates wegen nicht zum Priester weihen lassen, und leider immer wieder auch bereits geweihte Priester, die des Zölibates wegen ihr Amt aufgeben. Doch: Können wir wirklich annehmen, dass das Problem des gegenwärtigen Priestermangels durch die Freistellung des Zölibates gelöst würde? Ist der Priestermangel nicht zuallererst eine Folge des seit Jahren anhaltenden und noch zunehmenden Glaubensschwundes in unseren Familien, unseren Gemeinden und unserer Gesellschaft? Liegt nicht auch hier die Ursache dafür, dass bei vielen Katholiken der Sinn für den Wert des Zölibates als Ausdruck der totalen Hingabe des Lebens an Gott um des Dienstes an den Menschen willen, in der radikalen Nachfolge Christi, verlorengegangen ist?

Die Bischöfe auf dem Zweiten Vatikanischen Konzil waren überzeugt, dass „Gott die Berufung zum ehelosen Leben, das ja dem neutestamentlichen Priestertum so angemessen ist, großzügig geben wird, wenn nur diejenigen, die durch das Sakrament der Weihe am Priestertum Christi teilhaben, zusammen mit der ganzen Kirche demütig und inständig darum bitten“. Es ermahnt nicht nur die Priester, sondern auch alle Gläubigen, sie möchten sich „die kostbare Gabe des priesterlichen Zölibates ein wirkliches Anliegen sein lassen, und alle mögen Gott bitten, dass er dieses Geschenk seiner Kirche stets in Fülle zukommen lasse“ (Priesterdekret 16).

Wir sollten im Übrigen nicht übersehen, dass bei uns nicht nur die priesterliche Ehelosigkeit, sondern auch die Ehe und die Familie in eine tiefe Krise geraten sind. Hier bestehen zweifellos ursächliche Zusammenhänge (vgl. Katholischer Erwachsenenkatechismus S. 385). Diese Einsicht liegt auch dem letzten Wunsch unseres verstorbenen Altbischofs Isidor Markus Emanuel zugrunde, mit dem er sein Testament abschloss: „Meiner geliebten Heimatdiözese wünsche und erlebe ich übers Grab hinaus viele treue Priester- und Ordensberufe aus christlich erneuerten Familien.“

Im Vertrauen auf den Herrn der Kirche

Liebe Brüder und Schwestern! Ich bin ganz sicher: wenn wir alle zusammenstehen, und jeder an seinem Platz das Seine tut, wenn wir alle zusammen mitdenken, mitberaten, einfach mitmachen und mitbeten, werden wir die Prüfung der Zeit bestehen. Bei allem wollen wir auf das Wort des Herrn bauen: „Seht, ich bin bei euch alle Tage“ (Mt 28, 20). Er wird uns nicht verlassen, er ist unsere Kraft und Freude. Im Vertrauen auf ihn wollen wir uns gegenseitig bestärken und die Kirche, die wir alle zusammen bilden, erneuern.

Im Gebet und in der Liebe Ihnen allen herzlich verbunden, grüße und segne ich Sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 2 vom 4. Februar 1992

Gott ruft jeden von uns

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1993

Liebe Mitchristen im Bistum Speyer!

Wir leben nur einmal. Deshalb gibt es für uns nichts Wichtigeres, als richtig zu leben und aus unserem Leben das Beste zu machen. Unser Leben ist der absolute Ernstfall, Aufgabe und Auftrag. Wie wir diesem Auftrag entsprechen oder nicht entsprechen, daran entscheidet sich, ob unser Leben gelingt oder misslingt, ob es erfüllt ist, oder letztlich ungelebt bleibt.

Hinter jedem Auftrag steht ein Auftraggeber. Hinter unserer Lebensaufgabe steht Gott; er ist der Gott unseres Lebens. Was wir in unserem Leben tun oder nicht tun, ist deshalb zutiefst Antwort; gegebene oder verweigerte Antwort auf das Wort, das Gott in unserem Leben an uns ergehen lässt.

Im Tagebuch des ersten Generalsekretärs der Vereinten Nationen, Dag Hammerskjöld (gestorben 1961), fand man die Notiz: „Ich weiß nicht, wer – oder was – die Frage stellte. Ich weiß nicht, wann sie gestellt wurde. Ich weiß nicht, ob ich antwortete [...] Aber einmal antwortete ich ja zu jemandem oder zu etwas. Von dieser Stunde her rührt die Gewissheit, dass das Dasein sinnvoll ist, und dass darum mein Leben, in Unterwerfung, ein Ziel hat.“

Dag Hammerskjöld weiß sich gefragt und verpflichtet. Alles Beliebige ist abgefallen. Trotz der verhaltenen Sprache ist eindeutig: Er steht ungeschützt vor dem rufenden Gott. Der Zeitpunkt, sein Leben als Stellungnahme zu ihm zu begreifen, war die Stunde seiner zweiten Geburt.

Jeder Mensch rührt in seinem Bewusstsein, in seinem Gewissen, in seinem Herzen unmittelbar und unentrinnbar an Gott. Gott offenbart sich ihm und möchte in einem bleibenden Dialog mit ihm stehen, ihm Partner und Bundesgenosse, Lebensführer und Helfer zur wahren Selbstverwirklichung sein. Gott ist ein ansprechender Gott. Er ruft den Menschen zur Antwort und damit in die Verantwortung. Wer seinen Anruf nicht verdrängt, lebt in der Gewissheit: Ich bin nicht blind ins Dasein geworfen, nicht ein Produkt von Zufall oder Schicksal, ungewollt und ungeliebt; ich bin vielmehr ins Dasein gerufen – von Gott, der mich trägt und liebt – als Mann, als Frau, mit meinem Gesicht und Namen, mit meinen Eltern, meiner Umwelt und Zeit. Er will, dass ich in Gemeinschaft mit den anderen meine leiblichen, geistigen, religiösen Anlagen entfalte

und so meine unverwechselbare Gestalt gewinne. Menschsein ist somit Chance und Berufung zum Menschwerden durch Gott – für die Mitmenschen.

Wir sind Christen; Menschen, die durch Glaube und Taufe mit Jesus Christus in der Gemeinschaft der Kirche ihren Lebensweg gehen. Christus und seine Kirche gehören unlöslich zum Selbstverständnis des Christen. Wie Menschsein Berufung zum Menschwerden, so ist Christsein Berufung zum Christwerden, zum praktischen Vollzug der Lebensgemeinschaft mit Christus und seiner Kirche in allen Situationen und Lebensphasen. Nicht nur jeden Menschen, auch jeden Christen ruft Gott mit einer je anderen Stimme.

Die meisten Christen beruft Gott dazu, in Ehe und Familie und in einem sogenannten weltlichen Beruf ihr Christsein zu leben und sich in ihrem Christsein zu verwirklichen. Aber auch das gewollte oder bewusst angenommene Alleinsein, in dem heute nicht wenige Menschen leben, kann im Geist einer Berufung verstanden und getragen werden.

Daneben vernehmen wieder andere den Ruf, sich beruflich in den Dienst der kirchlichen Caritas oder Verkündigung zu stellen, etwa als Sozialhelfer, Religionslehrer, Pastoral- oder Gemeindereferenten. Diese kirchlichen Berufe wollen nicht als Job aufgrund einer Anstellung begriffen werden. Sie können nur aus einer inneren Berufung überzeugend ausgeübt werden.

In jeder Generation ruft Gott Männer und Frauen, meistens in den jugendlichen Jahren der Berufs- und Lebensorientierung, sich nicht nur beruflich in den kirchlichen Dienst zu stellen, sondern auch durch eine ganzheitliche Lebensform, wie Jesus sie vorgibt: arm, ehelos und gehorsam.

Auch diese Berufe, meist in kirchlichen Ordensgemeinschaften, haben unterschiedliche Ausformungen, je nach den Schwerpunkten ihres Einsatzes für Kirche und Welt. Die einen widmen sich – beispielsweise in den sogenannten kontemplativen Ordensgemeinschaften – vorrangig der Anbetung und Meditation, andere der Evangelisierung, Erziehung und Bildung, wieder andere dem sozialen Dienst an Kindern, Behinderten, Kranken, Alten und anderen Hilfebedürftigen. Auch der Ruf zum ständigen Diakon ist eine geistliche Berufung.

Für die Kirche besonders wichtig ist die Berufung zum priesterlichen Dienst. Wie Jesus während seines irdischen Lebens die Apostel in seine besondere Nachfolge gerufen und ihnen Anteil an seiner Sendung gegeben hat, so beruft der erhöhte Herr zu allen Zeiten Menschen, die er in der Priesterweihe zum apostolischen Dienst

bevollmächtigen will. Als seine Boten und Werkzeuge sollen sie durch Verkündigung, Sakramentenspendung und den karitativen Dienst am Menschen die Kirche aufbauen und in der kirchlichen Gemeinde den apostolischen Leitungsdienst ausüben. Antwort auf diese Berufung ist das ständige Bemühen um gelebte Gleichförmigkeit mit Jesus, der als der gute Hirte sein Leben für die Seinen gibt. Die Gott geweihte Ehelosigkeit (der Zölibat) ist in vielfacher Hinsicht die angemessene Form einer so verstandenen priesterlichen Existenz (vgl. 2. Vatikanisches Konzil, Priesterdekret 16).

Mit Recht beklagen wir den besorgniserregenden Priestermangel bei uns. Er erscheint als Anzeichen eines bis in die Tiefen erkrankten kirchlichen Lebens, wenn er zusammengeht mit dem Mangel an Ordens- und Missionsberufen, dem Mangel an Verständnis für die christliche Ehe und Familie, dem Mangel an Sinn für die besondere Nachfolge Jesu in den evangelischen Räten, mit der mangelnder Beteiligung am Gottesdienst und am sakramentalen Leben der Kirche.

Wenn in einem Waldgebiet bestimmte Pflanzen auszusterben drohen, dann ist dies möglicherweise ein Signal dafür, dass das ganze Lebenssystem des Waldes beschädigt ist. Ähnlich ist die Krise der geistlichen Berufe bei uns ein Warnzeichen für eine Krise der geistlichen Verfassung im gesamten kirchlichen Organismus. Dazu gehört auch ein zu schwach entwickeltes Bewusstsein, dass Christsein individuelle Berufung und gelebte Antwort auf diese Berufung ist. Ein Neuaufbruch im Bereich der geistlichen Berufe kann daher nur als Frucht der Erneuerung des Berufungsbewusstseins aller Christen erwartet werden. Berufung ist ein Urwort der Kirche. Es darf nicht zum Fremdwort werden. Das käme einer schlimmen Selbstentfremdung der Kirche gleich. Was ist dagegen zu tun?

Zunächst möchte ich an dieser Stelle ausdrücklich allen Priestern, Laien und Ordensleuten danken, die durch die Art und Weise der Ausübung ihres Dienstes spüren lassen, wie sehr sie sich bemühen, aus ihrer Berufung zu leben. Grundsätzlich sollten alle in der Seelsorge tätigen Männer und Frauen in diesem Sinn Seelsorge nicht nur als Betreuung verstehen, sondern den Mitchristen auch zur Wahrnehmung und Annahme ihrer je eigenen Berufung verhelfen. Dieses Bemühen muss begleitet sein von der Hinführung zu intensivem Gebet um Erkenntnis und Kraft zur Entscheidung. Und ebenso muss es begleitet sein von der Anleitung zum persönlichen Umgang mit dem Wort Gottes in der Bibel.

Auf der anderen Seite müssen die Gemeinden sich wieder deutlicher bewusstmachen, dass sie von Berufungen zu vielen verschiedenen Diensten leben. Sie müssen wissen, dass es für sie eine Überlebensfrage ist, ob sie ein Klima schaffen, in dem junge Menschen auf den inneren Ruf Gottes hören und antworten können. Innerkirchliche Freudlosigkeit und Dauerkritik sind in ihrer Einseitigkeit nicht geeignet, Berufungen zu fördern. Und zum beharrlichen Gebet um Priesterberufe lädt der Herr selbst ein (vgl. Lk 10, 2).

Die besondere Gestaltung des Priesterdonnerstags als monatlichem Gebetstag für geistliche Berufe empfiehlt sich allen Gemeinden. Die Jugendlichen brauchen die Ermutigung durch die Älteren, sich nicht zufrieden zu geben mit Lebensentwürfen, die weit unter ihren Möglichkeiten liegen; keine Angst zu haben vor den radikalen Forderungen des Evangeliums; ihre innere Unruhe nicht abzublocken, sondern eine Kultur der Sehnsucht nach Gott und der Christusliebe zu pflegen, damit sie begreifen, dass Annahme der Berufung Gottes zu einem erfüllten Leben führt, wie umgekehrt die verpasste Chance einer Berufung eine unheilbare Wunde hinterlassen kann.

In dem päpstlichen Schreiben, das die Ergebnisse der Bischofssynode von 1990 über Priester und Priesterbildung zusammenfasst, heißt es: „Es ist der Zeitpunkt gekommen, mutig und beherzt vom Leben des Priesters als einem unschätzbaren Wert und einer herrlichen und bevorzugten Weise christlichen Lebens zu sprechen. Die Erzieher und besonders die Priester sollen sich nicht fürchten, die Berufung zum Priestertum klar und nachdrücklich als eine reale Möglichkeit für jene jungen Männer vorzuschlagen, bei denen sich zeigt, dass sie die entsprechenden Gaben und Anlagen besitzen. Man braucht keine Angst zu haben, dass man sie dadurch abhängig macht oder ihre Freiheit einschränkt; im Gegenteil, ein klarer Vorschlag im richtigen Augenblick kann entscheidend sein, um bei den jungen Menschen eine freie und glaubwürdige Antwort auszulösen“ (Nr. 39).

Liebe Mitchristen! Österliche Bußzeit ist Zeit der vertieften Hinkehr zu Gott und damit auch seinem ganz persönlichen Ruf zu der Gnade, die jedem zuteil wurde (vgl. 1 Kor 12, 11). Der Apostel Paulus schreibt: „Ich ermahne euch, ein Leben zu führen, das des Rufes würdig ist, der an euch erging“ (Eph 4, 1). Und der zweite Petrusbrief fordert uns auf: „Bemüht euch noch mehr darum, dass eure Berufung und Erwählung Bestand hat“ (2 Petr 1, 10).

Wenn wir diesen Appell des Neuen Testamentes beherzigen, sind wir auf dem Weg uns zu erneuern: als Menschen, als Christen, als Gemeinden und als Bistum.

Das erbitte ich für mich und für Sie.

Dazu segne ich Sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Fest der Bekehrung des Apostels Paulus, 25. Januar 1993

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVb Nr. 2 vom 25. Januar 1993

Tätige Solidarität mit den Christen im Osten

Bischofswort zur Aktion „Renovabis“

Liebe Mitbrüder, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im pastoralen Dienst, wir alle erinnern uns daran, wie groß das Aufatmen war, als die totalitäre Herrschaft in den Ländern hinter dem Eisernen Vorhang endlich zusammengebrochen war, und das hohe Gut der Freiheit den Menschen zurückgeschenkt wurde. Nun sind wir Zeugen der Schwierigkeiten des Umbruchs. Wir müssen erleben, wie sogar in einigen Ländern Teile der frei geglaubten Gesellschaft in einen Abgrund von Verwahrlosung, Menschenfeindlichkeit und Hass versinken. Der grausame Krieg auf dem Balkan erfüllt uns besonders mit Schmerz und Trauer. Erleben wir die Wiederkehr des Bösen, nachdem den Menschen in Mittel- und Osteuropa so viel Hoffnung geschenkt wurde? Diese Entwicklungen hatte der Ständige Rat der Deutschen Bischofskonferenz vor Augen, als er sich am 25. Januar mit der Aktion partnerschaftlicher Solidarität der deutschen Katholiken mit den Menschen in Mittel- und Osteuropa befasste, die er bereits im vergangenen Dezember angekündigt hatte. Viele, vor allem das Zentralkomitee der deutschen Katholiken, haben sich dafür eingesetzt, dass diese Aktion ins Leben gerufen werden konnte. Bis zur Frühjahrs-Vollversammlung der Deutschen Bischofskonferenz vom 1. bis 4. März 1993 werden die Planungen weitgehend abgeschlossen sein. Die überdiözesane Kollekte für kirchliche Aufgaben in Mittel- und Osteuropa am 2. Mai 1993 (4. Sonntag der Osterzeit) wird den offiziellen Auftakt zu dieser Aktion bilden. Wir Bischöfe haben Herrn Weihbischof Leo Schwarz (Trier) mit der Vorbereitung und Durchführung der Kollekte beauftragt. Wir brauchen dazu aber auch Ihre Mithilfe.

Von Tag zu Tag wird uns deutlicher, dass wir gemeinsam den Neuanfang in den Ländern Mittel- und Osteuropas mittragen müssen. Vieles ist in den zurückliegenden Jahren schon getan worden. Über den Europäischen Hilfsfonds hat die Deutsche Bischofskonferenz zusammen mit den österreichischen Bischöfen seit zwei Jahrzehnten über 500 Mio. DM an Hilfe für kirchliche Aufgaben in Osteuropa den Partnern zur Verfügung gestellt. Der Deutsche Caritasverband hilft den notleidenden Menschen und berät die Ortskirchen beim Aufbau eigener karitativer Strukturen. Vielfältige Verbindungen nach Mittel- und Osteuropa halten die Orden. Einrichtungen wie Kirche in Not/Ostpriesterhilfe, Maximilian-Kolbe-Werk und manche andere können aus der Opferbereitschaft deutscher Katholiken heraus ein Zeugnis tätiger

Liebe geben. Vor allem aber sind die vielen Initiativen der Diözesen, Gemeinden und Verbände zu nennen, nicht zuletzt und schließlich die unzähligen Beweise persönlicher Hilfsbereitschaft einzelner Christen, die vielen unserer Nachbarn ein anderes Bild von Deutschland vermittelt haben. Dankbar dürfen wir dabei namentlich für das mutige Beispiel der ostdeutschen Katholiken sein.

Mit der Kollekte am 2. Mai 1993 haben die deutschen Bischöfe jetzt zu einer Aktion aufgerufen, die dieser von den Gläubigen in unserem Land seit langem gelebter Solidarität einen neuen Impuls geben soll. Nachdem der Eiserne Vorhang gefallen ist, kann die Hilfe gezielter und vor allem in einer Atmosphäre der Partnerschaft und Offenheit erfolgen. Die Kollekte soll für die Kirche und ihre Glieder in Mittel- und Osteuropa Hilfe zur Selbsthilfe schaffen, um die lange Zeit unterdrückten Werte eines christlichen Menschenbildes wieder zur Geltung kommen zu lassen. Die Aufgabenbereiche sind vielfältig und richten sich nach den im Einzelnen sehr unterschiedlichen Gegebenheiten in mehr als 20 Ländern. Ökumenische Zusammenarbeit soll gesucht werden. Die Christen in den Ländern des Ostens zeigen uns, dass sie einen Neuanfang wollen, der nicht nur als finanzielle, wirtschaftliche und politische Herausforderung gesehen wird. Es geht um mehr. Deshalb muss die Förderung des Menschen als Subjekt der spirituellen, gesellschaftlichen und kulturellen Erneuerung im Mittelpunkt der partnerschaftlichen Solidaritätsaktion stehen.

Die Kirchen in den erwähnten Ländern haben sich trotz aller Hindernisse und vieler Einschränkungen, getragen von der Kraft des Evangeliums, auf diesen Neuanfang mutig eingelassen. Gemeinsam sind wir mit ihnen überzeugt: Das geistgewirkte Geschenk der Erneuerung muss zunächst beim Herrn der Geschichte verankert sein. Von dort können wir Kraft und Weggeleit erwarten. Die deutschen Bischöfe haben sich deshalb entschlossen, der neuen Aktion den Namen „RENOVABIS“ zu geben (PS 104, 30). Dieses lateinische Wort mag den Gläubigen auf den ersten Blick nicht leicht über die Lippen gehen. Es steht im Zusammenhang mit den Namen der großen Hilfswerke ADVENIAT, CARITAS, MISEREOR und MISSIO. Mit diesem Wort erhält unser Vertrauen in Gott einen Namen: Der Herr ist mächtig genug, das Antlitz der Erde zu erneuern. Der neue Name ist Teil des Pfingstereignisses und somit auch Teil der Kirche. Der Geist Gottes ist auch in dieser Stunde unser Erneuerer und Erinnerer. Das Psalmwort „RENOVABIS“: „Du wirst erneuern“ bleibt zu allen Zeiten ein Schlüsselwort unserer Pastoral.

Bei dem Besuch der deutschen Bischöfe in Rom hat Papst Johannes Paul II. ausdrücklich auf die Wichtigkeit der neuen Initiative der deutschen Katholiken hingewiesen: „Dankbar begrüße ich auch die offenbar sehr konkrete Planung einer Solidaritätsaktion der Deutschen Bischofskonferenz zugunsten der Menschen und Kirchen in Mittel- und Osteuropa. [...] Die Menschen in den vom Kommunismus befreiten Ländern bedürfen der finanziellen Hilfe, aber noch mehr der menschlichen Begegnung und des Austausches der sehr unterschiedlichen Erfahrungen in den vier Jahrzehnten gewaltsamer Trennung des Kontinentes.“

Es ist nun gefragt worden, ob die neue Aktion uns den Blick auf die anderen Kontinente Afrika, Asien und Lateinamerika verstellen könnte? Gerade weil wir um unsere Verantwortung für die Eine Welt wissen, muss uns das Schicksal der Menschen in Mittel- und Osteuropa am Herzen liegen, ohne dass unsere bewährte Hilfe für die Menschen im Süden dabei zu kurz kommt. Es wäre alles andere als katholisch, wenn das eine gegen das andere ausgespielt würde. Solidarität ist und bleibt unteilbar. Die neue Aktion braucht das Wissen und die Erfahrung der großen Hilfswerke, die in all den Jahren dank der Großherzigkeit der deutschen Katholiken ihren Beitrag zum Aufbau der *einen* Welt leisten konnten. Ihre Bereitschaft zur Mitarbeit soll auch sicherstellen, dass die riesigen Herausforderungen der Länder des Südens in Asien, Lateinamerika und Afrika nicht vernachlässigt werden. Zugleich erkennen wir aber immer mehr, dass der Osten eine eigene Antwort verlangt. Das Zusammenwachsen unseres eigenen Landes fordert uns dafür Tag für Tag einen Lernprozess ab. Die Versäumnisse, die wir in Ost- und Mitteleuropa zulassen, werden immer mehr Kraft absorbieren und eines Tages vielleicht Rettungsaktionen erfordern, die im Nachhinein überhaupt nicht mehr finanzierbar sind und unsere Verantwortung für die Länder des Südens belasten.

Die neue Aktion will und muss eine partnerschaftliche Aktion sein. Bei der Umsetzung unserer Hilfe in Projekte werden wir deshalb auf die Erfahrungen des Glaubens und die daraus von den Ortskirchen im Osten Europas bereits gegebenen Antworten genau hören müssen. Wir werden aber auch unsere eigenen Erfahrungen im verantworteten Umgang mit der Freiheit einbringen können. Die Sondersammlung der Bischofssynode für Europa sprach im Dezember 1991 nicht umsonst von einem Austausch der Gaben, der nicht nur materiell gemeint ist. Der praktische Ansatz der neuen Aktion wird kooperativ sein. Es geht nicht darum, den bewährten Hilfseinrichtungen eine neue Superstruktur überzustülpen oder die vielen wertvollen Aktivitäten von Gemeinde zu Gemeinde, von Mensch zu Mensch überflüssig zu

machen. Ganz im Gegenteil: Die Verantwortlichen für die neue Aktion möchten Kontakte, Kompetenz und Erfahrungen optimal zusammenfassen. Das gilt übrigens auch für die europäische Ebene. In anderen Ländern Europas wird ebenfalls tätige Solidarität mit den Christen im Osten unseres Kontinents praktiziert. Auch aus einzelnen Ländern der Region selbst kommt Hilfe für Ortskirchen, die noch stärker bedürftig sind. Nur gemeinsam können wir glaubwürdig Zeugnis von der Liebe Christi geben, die die Gräben zwischen den Völkern zu überwinden vermag.

Ist es vermessen, darauf zu hoffen, dass wir durch die neue Aktion auch selbst Hilfe und Ermutigung erfahren? In den langen Jahren verordneter „Gottesfinsternis“ haben die Kirchen in Ost- und Mitteleuropa aus der Hoffnung auf die Treue Gottes Kraft zum Bekenntnis und zum Widerstand gefunden. Viele von ihnen haben die Wende aktiv mitgetragen und sich dem Aufbau der Demokratie gewidmet. Die Treue unserer Schwestern und Brüder in Verfolgung und Leiden kann uns Vorbild sein, wenn wir zusammen mit ihnen selbst neue Wege in die Zukunft suchen.

Ich möchte diese Gedanken mit Ihnen, liebe Mitbrüder, und all Ihren Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern teilen, weil vieles davon abhängt, wie Sie die neue Aktion mittragen. Zur gegebenen Zeit wollen wir Ihnen die Aktion ausführlich vorstellen und Ihnen die Unterlagen schicken, die zur Eröffnung der neuen Aktion am 2. Mai notwendig sind. Schon jetzt aber erbitte ich Ihr Wohlwollen und Ihren Einsatz für das Vorhaben, das uns gemeinsam herausfordert.

Speyer, 26. Januar 1993

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 3 vom 3. März 1993

Kirche leben in der Pfarrgemeinde

Wort des Bischofs zur Inkraftsetzung des Pastoralplans

Wir haben uns im Bistum Speyer auf Grundlinien eines Pastoralplans geeinigt. Nach intensiven, offenen und oft auch kontroversen Diskussionen auf allen Ebenen des Bistums ist in einer Gemeinsamen Konferenz der Räte sehr hohe Einmütigkeit erzielt worden.

Der Pastoralplan wurde auf Wunsch dieser Konferenz dem Diözesanpastoralrat zur Verabschiedung vorgelegt, der ihn nahezu einstimmig annahm. Er wird von mir als Bischof hiermit bestätigt und in Kraft gesetzt.

Der Pastoralplan enthält zweifellos Neues und Ungewohntes. Aber er bleibt im Rahmen dessen, was einem Einzelbistum von der nationalen Bischofskonferenz und von der Gesamtkirche verbindlich vorgegeben ist. Damit steht er im Einklang mit meiner Ansprache zur Eröffnung der Gemeinsamen Konferenz:

„Wir müssen uns bewusst sein, dass es bei unseren Überlegungen um die pastorale Planung eines katholischen Bistums geht, das eingebunden ist in die Gesamtkirche, das einen Bischof hat, der nicht-delegierbare Letztverantwortung (nicht Alleinverantwortung) für die gesamte Seelsorge seines Bistums hat, der Mitglied nicht nur der Deutschen Bischofskonferenz ist, sondern auch des Bischofskollegiums der Gesamtkirche, das seine personale Spitze im Bischof von Rom, dem Träger des Petrusamtes, hat.

Konkret heißt dies: Die Beschlüsse des Zweiten Vatikanischen Konzils, die Bestimmungen des kirchlichen Gesetzbuches und die Ergebnisse der Gemeinsamen Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland sind die Rahmenbedingungen, an die wir uns zu halten haben, wenn wir pastorale Probleme bewältigen und nicht noch vermehren wollen. Die Qualität unseres Pastoralplans hängt also wesentlich davon ab, dass er in Einklang steht mit den verbindlichen gesamtkirchlichen Vorgaben. Das bedeutet unter anderem, dass Laien, auch wenn sie an kirchenamtlichen Aufgaben teilhaben, nicht so etwas wie ‚Priester ohne Weihe‘ sein können; ebenso wenig kann ein sonntäglicher Wortgottesdienst ohne Priester so etwas wie eine ‚Eucharistiefeier ohne Wandlung‘ sein [...]“.

Der Pastoralplan liegt jetzt vor. Ich bin dankbar, dass wir ihn haben und danke allen, die an seinem Zustandekommen mitgewirkt haben. Jetzt geht es um seine Anwendung und Verwirklichung. Dieser zweite Schritt ist keine geringere Herausforderung als der

erste. Der Pastoralplan ist eine pastorale Chance für das Bistum. Eine Chance darf nicht ungenutzt bleiben; sie muss genutzt und sie muss in rechter Weise genutzt werden. Der Pastoralplan verfehlt sein Ziel, wenn er verstaubt; er verfehlt aber auch sein Ziel, wenn er schlecht genutzt wird, d. h. nicht den Intentionen und dem Wortlaut entsprechend. Auf die richtige Umsetzung des Pastoralplans muss sich jetzt – wieder auf allen Ebenen des Bistums – unser Hauptaugenmerk richten. Wieder sind alle gefordert, und ich bin zuversichtlich, dass sich wieder alle fordern lassen. Einige erste Gedanken zur Umsetzung des Pastoralplans im Bistum, die mir als Bischof wichtig sind, möchte ich benennen:

1. Der Pastoralplan ist wie jedes Konferenzpapier – wie auch jedes Konzilsdekret – ein Kompromisspapier, auf das sich die diözesanen Räte einigen konnten und hinter dem auch der Bischof stehen kann und steht. Deshalb muss er, so wie er verabschiedet ist, von allen akzeptiert werden, auch wenn er nicht in allen Punkten den Vorstellungen eines jeden Einzelnen entspricht.
2. Der Pastoralplan erfordert eine neue und verstärkte Kooperation von Pfarrern, von Priestern, die nicht Pfarrer sind, von hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern, von ehrenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen.

Was Johannes Paul II. den deutschen Bischöfen beim Ad-limina-Besuch im Dezember 1992 sagte, hat mich – gerade im Blick auf unseren Pastoralplan – hellhörig gemacht:

„Die Anwesenheit der Priester ist an vielen Orten notwendig. Dennoch verlangt die pastorale Situation, dass die hauptberuflichen Mitarbeiter in den Pfarrgemeinden sich ihrer Verantwortung noch mehr bewusst werden [...] Die Sendung der Kirche erfordert eine bewusste Zusammenarbeit aller, die in der Seelsorge unter der Verantwortung der Bischöfe stehen [...] Eine fruchtbare Zusammenarbeit aller wird bei jedem Christen das Bewusstsein vermitteln, dass die Kirche, die Diözese und die Pfarrei seine eigene Sache ist und dass in der Tat sein Heil auf dem Spiel steht. Jeder Getaufte hat in der Kirche seinen Platz, denn Christus erwartet ihn dort. Dementsprechend gilt es, Mitverantwortung zu fördern, Schwerpunkte zu bilden, die gemeinsame Arbeit abzusprechen und aufzuteilen und einzelne Aufgaben und Verantwortungen sinnvoll zu delegieren ... Auf die territoriale Pfarrgemeinde kann nicht verzichtet werden [...] Achtet darauf, dass die Pfarrgemeinde lebendig bleibt und einen festen Ansprechpartner für die Gläubigen hat. Trotz der Probleme, die sich aus dem Priestermangel ergeben, sollten gewachsene Strukturen möglichst

nicht zerstört werden und kleinere Gemeinden nicht durch Zentralisierung geistlich ausgehungert werden“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls, 108, S. 30, 41).

Das heißt konkret für unsere pastorale Planung:

- Die Pfarrer müssen ihre Führungsverantwortung bewusst und voll wahrnehmen, und zwar in allen Pfarreien, für die sie eingesetzt sind.
- Die Pastoralteamleiter/innen müssen in der Pfarrei bzw. den Pfarreien, in denen sie eingesetzt sind, die ihnen zugewiesene Handlungsverantwortung voll und kooperativ wahrnehmen, im Bewusstsein, dass sie weder Pfarrer noch Priester sind und auch nicht als solche angesehen werden wollen. Auf diese Weise wird die Bildung einer Grauzone der Kompetenz- und Funktionsüberschneidung zwischen Laien und Priestern verhindert.

Im nachsynodalen Apostolischen Schreiben „Christifideles laici“ (1988) heißt es in Nr. 23:

„Wenn es zum Wohl der Kirche nützlich oder notwendig ist, können die Hirten entsprechend den Normen des Universalrechts den Laien bestimmte Aufgaben anvertrauen, die zwar mit ihrem eigenen Hirtenamt verbunden sind, aber den Charakter des Ordo nicht voraussetzen [...] Die Erfüllung einer solchen Aufgabe macht den Laien aber nicht zum Hirten: Nicht eine Aufgabe konstituiert das Amt, sondern das Sakrament des Ordo [...] Die Hirten dürfen darum zunächst bei der Übertragung der verschiedenen Dienste, Aufgaben und Funktionen an die Laien nicht versäumen, diese sorgfältig über die in der Taufe liegenden Wurzeln dieses Dienstes zu unterrichten. Die Hirten müssen zudem darüber wachen, dass nicht leichtfertig oder gar unrechtmäßig auf vermeintliche ‚Notsituationen‘ oder auf die Notwendigkeit einer ‚Stellvertretung‘ zurückgegriffen wird, wo sie in der Tat nicht vorhanden sind oder wo man sie mit einer rationelleren pastoralen Planung vermeiden könnte.“

Deshalb wird die im Pastoralplan vorgesehene Übertragung von liturgischen Handlungen an hauptamtliche Mitarbeiter/innen (z. B. Taufe, Eheassistenz, Beerdigung) auch künftig nur mit ausdrücklicher bischöflicher Beauftragung möglich sein.

Vorläufig möchte ich von der Möglichkeit, Pastoralteamleiter/innen mit der feierlichen Taufspendung zu beauftragen, noch keinen Gebrauch machen.

Die Delegation der Eheassistenz an Pastoral- und Gemeindereferenten/-innen bedarf zunächst der Empfehlung der Bischofskonferenz und der Erlaubnis des

Apostolischen Stuhls. Eine entsprechende Eingabe bei der Deutschen Bischofskonferenz werde ich machen.

3. Der Pastoralplan verlangt jetzt von allen Pfarreien,

- dass sie sich umgehend um den Aufbau eines Pastoralteams bemühen und die Grunddienste initiieren und ausüben;
- dass die Zahl der sonntäglichen Eucharistiefeiern einschließlich der Vorabendmessen überall neu überdacht und auf der Ebene der Pfarrverbände und der Pfarreiengemeinschaften neu geordnet wird. In vielen Pfarreien und Pfarrverbänden wird zweifellos zu häufig Eucharistie gefeiert. Auf keinen Fall darf an die Stelle jeder Eucharistiefeier, die am Sonntag oder Samstagabend nicht mehr gehalten werden kann, ersatzweise ein Wortgottesdienst eingeführt werden. Wo dies bereits geschehen ist, ist eine Revision angezeigt.

4. Pfarreiengemeinschaften nach dem Kooperationsmodell können nur dort gebildet werden, wo es aufgrund des Priestermangels pastoral geboten ist; dies geschieht immer im Einvernehmen mit der Bistumsleitung.

5. Inhaltlich scheint mir in der gesamten Seelsorge vorrangig notwendig zu sein:

- eine Berufungspastoral, d. h. die Befähigung aller, für Gott und sein persönliches Wort sensibel und hörfähig zu sein;
- eine Gebetspastoral, d. h. die Einübung des Dialogs mit Gott in der Gebetstradition der Kirche;
- eine Eucharistiepastoral, d. h. der Aufbau einer eucharistischen Kultur bei den Einzelnen und in der Gemeinde, wozu auch eine Wiederentdeckung des Bußsakramentes gehört;
- eine Ehe- und Familienpastoral, weil die christliche Familie, die eine christliche Ehe zum bleibenden Fundament hat, die erste und wichtigste Lebenszelle der Kirche ist.

Die gesamte Pastoral muss unter dem epochalen Imperativ einer Neuevangelisierung stehen, d. h. der Erkundung und Wahrnehmung aller Möglichkeiten, den Glauben der katholischen Kirche ebenso unverkürzt wie zeitnah zur Sprache zu bringen und zu vermitteln.

Unserem Bistum steht mit dem Pastoralplan eine neue Bewährungsprobe ins Haus. Wird das neue pastorale Zusammenspiel von Priestern und Laien gelingen? Werden wir zusätzlich Frauen, Männer und Jugendliche für die Mitarbeit in den kirchlichen Grunddiensten gewinnen und werden wir sie befähigen, motivieren und aktivieren

können? Wird der Rückgang der Priester aufgehalten – werden neue Priesterberufe geweckt? Dies sind die Lebens- und Überlebensfragen für unsere Diözese.

Ich hoffe und bete, dass sie in den nächsten Jahren eine positive Antwort finden, durch die richtige Umsetzung unseres Pastoralplans, durch einen neuen Motivationsschub bei Priestern und Laien, zuerst und zuletzt aber durch die Gnade Gottes, die uns für jeden Tag und für jede Situation verheißen ist.

Speyer, 28. Juni 1993, am Hochfest der Apostel Petrus und Paulus

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 10 vom 30. September 1993

Die Familie: Ort der rechten Menschwerdung und Kirche im Kleinen

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1994 im Internationalen Jahr der Familie

Liebe Mitchristen im Bistum Speyer!

Die Vereinten Nationen haben für 1994 ein Internationales Jahr der Familie ausgerufen. Alle, die Einfluss auf die Gesellschaft haben, sollen die Familie verstärkt in den Blick nehmen und fördern. Das ist erstaunlich. Hatte man sie doch schon totgesagt, zumindest zum auslaufenden Modell erklärt: die Familie, in der Mann und Frau ein Leben lang in Treue und Liebe zueinander stehen, Kindern das Leben schenken, sie durch Erziehung in das Leben einführen und mit ihnen eine Lebensgemeinschaft bilden.

Die Familie in der Diskussion

Wie Religion und Staat, so werde auch die Familie durch den gesellschaftlichen Fortschritt sich selbst überleben. Diese These gehörte zu den Grundlehren des Kommunismus. Heute zeigt sich: Die Geschichte hat den Kommunismus überholt, nicht aber Religion, Staat und Familie.

Auch in der sogenannten westlichen Welt gab und gibt es Ideologien, die auf die Abschaffung der Familie hinzielen. Mit dem Anspruch auf Wissenschaftlichkeit wird behauptet: Ehe als Dauerbindung zwischen Mann und Frau widerspricht der Freiheit des Menschen und schränkt sie in unerträglicher Weise ein. Freiheit verlangt, dass Mann und Frau ein Leben lang offen bleiben müssen für immer neue Optionen sexueller Beziehungen und Bindungen. Die Ehe muss daher privatisiert, die Familie sozialisiert werden. Für die Kinder ist die Gesellschaft zuständig. Nur sie ist – im Gegensatz zu den Eltern – in der Lage, eine von jeder Unterdrückung freie, emanzipatorische Erziehung zu gewährleisten. Die traditionelle Familie ist der Ort repressiver Autorität, wo Herrschaftsstrukturen stabilisiert werden, wo statt freier, selbstbestimmter, kritischer Menschen manipulierte und manipulierbare, angepasste und gehorsame Bürger heranwachsen. Solche Stimmen werden heute jedoch immer kleinlauter. Jüngste Umfragen ergaben einen ungebrochen hohen Stellenwert der Familie. Sie belegt einen geradezu einsamen Spitzenplatz.

Das natürliche Wissen des menschlichen Herzens

Ehe und Familie werden von den allermeisten Menschen nicht in Frage gestellt. Im Gegenteil, sie sind für sie der zentrale Lebenssinn. Die große Mehrheit hält es für ausgeschlossen, ohne Familie glücklich zu leben. Gerade von jungen Menschen wird das Leben in der Familie hoch geschätzt. Auch wenn sie infolge tiefgreifender Veränderungen, die unsere Familien erfahren haben, sowie eines gewandelten Rollenverständnisses von Mann und Frau in Ehe und Familie mitunter eine vom traditionellen Verständnis abweichende Vorstellung von Ehe und Familie haben, wünschen sie sich stabile Partnerschaft, zwei bis drei Kinder und möchten gerne, dass sich Familie und Beruf miteinander vereinbaren lassen.

Spricht in diesen Umfrageergebnissen letztlich nicht doch die natürliche Sehnsucht des menschlichen Herzens, das weiß: Sexuelle Beziehungen zwischen Mann und Frau erreichen nur dann ihre volle Würde und schenken nur dann auch das erhoffte Glück, wenn sie Ausdruck einer personalen Ganzhingabe, Bekenntnis der höchstmöglichen leib-seelischen Gemeinschaft ohne Vorbehalt sind, Ausdruck einer Liebe, die sagt: „Du, – nur Du“, und „Du für immer“? Und drückt sich in diesen Umfrageergebnissen nicht ebenso das tiefe, naturgegebene Verlangen aus, nicht nur Mann und Frau, sondern auch Ehegatte und Ehegattin, Vater und Mutter zu werden? Und schlagen sich in diesen Umfrageergebnissen nicht auch die vielen negativen Erfahrungen gescheiterter Ehen nieder? Scheidung bedeutet ja nicht nur Trennung, sondern auch tiefgehender und lang andauernder Trennungsschmerz, bittere Erfahrung von Enttäuschung und Entwürdigung. Ein Grund übrigens, uns geschiedenen Mitchristen in den Gemeinden mit Verständnis und Mitgefühl zuzuwenden, sie nicht auszugrenzen. Ihre Situation ruft nach unserer Solidarität.

Die Kinder aus geschiedenen Ehen leiden unter dem Verlust eines Elternteils. Viele werden zu Scheidungswaisen. Oft verlieren sie ihr Vertrauen zu anderen Menschen, wenn sie miterlebt haben, dass Beziehungen, die sie für unzerbrechlich hielten, brüchig wurden und sie sich auf die engsten Vertrauenspersonen nicht verlassen konnten.

Fern jeder Anklage und Schuldzuweisung können wir die Tatsache nicht leugnen: Kinder ohne Geschwister, Eheleute ohne Kinder, Großeltern ohne Enkel bedeuten einen Ausfall von wichtigen menschlich-natürlichen Grunderfahrungen, führen zu einer überalterten Gesellschaft, die in ihrer seelischen Gesamtheit und in ihrem sozialen Versorgungssystem gefährdet ist.

Auch die sogenannten Ehen ohne Trauschein sind in Wirklichkeit nicht so problemlos, wie sie meist hingestellt werden. Es sind oft labile Verbindungen, die leicht aufgegeben werden. Die Angst vor der Zerrüttung der Beziehung und vor dem Verlust des Partners ist unterschwellig eine ständige Belastung. Die Unsicherheit, da alles nur provisorisch und auf Abruf stattfindet, lässt kaum eine uneingeschränkte Vertrauensgemeinschaft und Geborgenheitserfahrung entstehen.

Verstärkt drängt sich die Erkenntnis auf: Jede Form von Abbau oder Schwächung der Ehe und Familie beeinträchtigt auf vielfache Weise die Reifung der betroffenen Erwachsenen und Kinder, senkt den Pegelstand der Menschlichkeit in einer Gesellschaft.

Die Botschaft der Kirche

Alle positiven wie negativen Erfahrungen mit Familie bestätigen die Wahrheit der kirchlichen Lehre. Von der biblischen Offenbarung und aufgrund einer tiefen Einsicht in das Wesen des Menschen weiß die Kirche: Die Familie gehört zum Schöpfungsplan und zur Schöpfungsordnung Gottes. Sie ist somit ein natürlicher, von Gott gewollter Grundwert genauso wie der Mensch selbst als ein von Natur aus familienbezogenes Wesen. Familienfeindlichkeit ist daher menschen- und schöpferfeindlich.

Die Familie entfaltet und vervollkommen das Mann- und Frausein der Ehepartner. In den Kindern weitet sich ihr Lebensraum mit einzigartigen neuen Möglichkeiten und Herausforderungen.

Für die Kinder, also für die ganze nachkommende Generation, ist die Familie der ursprüngliche Ort für die rechte Menschwerdung, der erste und wichtigste Lernort für Mitmenschlichkeit. Sie ist gleichsam der zweite Mutterschoß, wo dem Menschen das Leben in einem umfassenden Sinn geschenkt wird: nicht nur das biologische, sondern auch das geistige und kulturelle, das moralische, das soziale und das religiöse.

Durch die Annahme, die das Kind erfährt, gewinnt es Selbstbewusstsein und Selbstvertrauen, Freude am Leben und am Gutsein. In den Grundbeziehungen von Mann und Frau, Eltern und Kindern, Bruder und Schwester werden die Grunderfahrungen der Liebe und des Verzeihens, des Verzichtens und des Schenkens, der Ein- und Unterordnung, der liebenden Autoritätsausübung und der dialogischen Konfliktlösung gemacht. Dadurch wird das Kind gefestigt gegen psychische Fehlentwicklungen, Verhaltensstörungen und Suchtabhängigkeiten. Es erhält die Voraussetzung, ein vertrauender, liebender, verantwortlich handelnder Mensch zu

werden, ein Mensch mit Gewissen und Herz. So ist die Familie der wichtigste Biotop für eine menschliche Gesellschaft.

Solche Grunderfahrungen in der Familie sind auch Grundlage für die Erkenntnis und Annahme der christlichen Grundwahrheiten: dass Gott unser Vater ist, dass wir Söhne und Töchter Gottes und untereinander Geschwister sind, dass Gott uns ohne Vorleistung liebt, dass er uns in der Eucharistie an seinen Tisch lädt, dass wir die Verheißung der ewigen Wohnung bei ihm haben – wie will jemand Zugang zu dieser Frohen Botschaft gewinnen ohne entsprechende Familienerfahrung?

Die Familie als „Kirche im Kleinen“

Die Familie ist schließlich „Kirche im Kleinen“, „Hauskirche“, der erstrangige Ort für die religiös-kirchliche Sozialisation. Glaube und Gebet der Kirche leben wesentlich vom Glauben und Gebet der Familien. Die Gottes-, Christus- und Nächstenliebe der Kirche hat ihren Mutterboden in der Gottes-, Christus- und Nächstenliebe der christlichen Familie.

Ein bekannter Journalist erinnert sich: „Was wichtig im religiösen Leben war, das haben wir gemeinsam getan. Das Tischgebet, das gemeinsame Abendlob, die Feiern des Namenstages, die Gestaltung des Marienmonats Mai, die Kultivierung der Adventsbeziehungsweise Fastenzeit, das Einbinden kirchlicher Feiertage in unser Alltagsleben – bei all dem nahmen meine Eltern uns in ihr Leben mit. Es war, so muss ich heute dankend feststellen, weise und weitsichtig von ihnen, uns nicht nur Vitamine und Mineralien für das körperliche Wachstum zu geben, sondern ebenso selbstverständlich Nahrung für Seele und Geist. Beten, glauben, zur Kirche gehören – das war, solange ich denken kann, nichts Aufgesetztes in unserer Familie. Und, das scheint mir sehr wichtig, auch nichts Bedrohliches oder nur Lästiges. Meine Eltern nahmen uns, die Kinder, einfach mit hinein in ihren Gottesbezug.“

Die Schwierigkeiten der heutigen Familie – Herausforderung und Chance

Ich weiß natürlich auch, liebe Mitchristen, dass in unserer pluralen, sich schnell wandelnden Gesellschaft das ganze Leben schwieriger und anstrengender geworden ist, auch das Familienleben. Aber die Schwierigkeiten können auch Chancen sein. So ermöglicht zum Beispiel die Abkehr vom patriarchalischen Verständnis von Ehe und Familie für die Frau größere Eigenständigkeit und Teilnahme am wirtschaftlichen Leben. Dadurch können beide Ehegatten wichtige Inhalte des sozialen und kulturellen

Lebens in ihre Familie einbringen. Sie teilen die Aufgaben des Haushalts und der Erziehung.

Die personale Sicht der Ehe und Familie verstärkt die Einstellung der Eltern zum Kind als Person. Sie wollen ihren Kindern Zuwendung, Geborgenheit und eine angemessene Ausbildung gewährleisten. Das scheint vielen unter den heutigen Lebensverhältnissen am ehesten möglich zu sein, wenn die Familie weder zu groß noch zu klein ist.

Bisweilen sind die Heranwachsenden in manchen Bereichen an Wissen den Eltern überlegen. Sie bringen außerdem ihre Erlebniswelt, die draußen in der Gesellschaft vorfindlichen Wertvorstellungen in die Familie. Daraus entstehen nicht selten schwere Konflikte. Ich denke an die große Zahl der Eltern, denen es nicht mehr gelingt, ihre persönliche Glaubensüberzeugung und ihr eigenes Leben in und mit der Kirche ihren Kindern zu vermitteln. Ich kenne auch das stille Leid vieler Väter und Mütter, deren Kinder sich vom Glauben und Leben der Kirche entfernt haben. Nicht selten fragen sie dann, ob sie am Verhalten ihrer Kinder mitschuldig sind. „Was haben wir bloß falsch gemacht?“, ist eine häufig gestellte Frage.

Ich glaube, eine andere Frage ist viel wichtiger: Wie können wir unseren Kindern trotzdem noch helfen? Ein alter, erfahrener Seelsorger schreibt dazu einer Mutter: „Kinder sind uns nur für eine Weile von Gott anvertraut. Sie sind nicht unser Besitz; sie gehören dem, der sie schuf, ihnen Eltern schenkte und ihren fernerer Weg kennt. Auf ihn hin müssen wir das junge Leben von einer bestimmten Zeit ab freigeben. Unsere unmittelbare Verantwortung reicht nicht weiter. Unserem Herzen freilich bleiben sie eingeschrieben, und das kann Schmerz und Tränen bedeuten, und vor allem Gebet, wenn sie andere Wege gehen.“

Auch unter diesen Vorzeichen kommt das Internationale Jahr der Familie der Kirche sehr entgegen. Schon immer hat sie sich als Anwalt der Familie verstanden. Wir wollen uns deshalb in diesem Jahr besonders vornehmen, auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens den Wert und die Würde der Familie bewusztzumachen; uns um eine familien- und kinderfreundliche Gesellschaft und Kirche zu bemühen; den jungen Menschen zu helfen, die christliche Ehe und Familie als die beste Form der Lebensgemeinschaft von Mann und Frau und Kindern zu begreifen und anzustreben; den Alleinerziehenden und sogenannten Teilfamilien uneingeschränkt Hilfe und Zuwendung zu gewähren.

Die Politiker erinnern wir daran, dass nach dem Grundgesetz Ehe und Familie unter dem besonderen Schutz der staatlichen Ordnung stehen. Sie sind gefordert, die Keimzelle des Volkes zu schützen und zu stärken. Sie tragen auch Verantwortung, dass

der Jugend ethische Perspektiven, die sich aus der Werteordnung unserer Verfassung ergeben, aufgezeigt und vermittelt werden. Nicht zuletzt ist es ihre Pflicht, einen gerechten Familienlastenausgleich herbeizuführen, der in Wahrheit ein Familienleistungsausgleich ist und die Familien mit Kindern von Benachteiligungen befreit.

Zuerst aber soll das Internationale Jahr der Familie unsere Familien ermutigen, die gläubige, in das kirchliche Leben eingegliederte Familie als Ort und Hort der Liebe und des Lebens, des Glaubens und der Treue, der Freude und der Hoffnung, je nach ihren Möglichkeiten zu bezeugen.

Sehr hilfreich ist der Zusammenschluss von Familien, die sich regelmäßig zum Erfahrungsaustausch und auch zum gemeinsamen Gebet treffen. Sie teilen ihre Freude und Not und helfen einander. Ich bin dankbar für solche Familienkreise in vielen Pfarreien. Sie können auch für andere Gemeinden Anregung sein.

Von Herzen danke ich allen im Bistum, die sich bemühen, eine christliche Ehe und Familie zu leben; ebenso allen, die sich für die christliche Ehe und Familie einsetzen.

Im Gebet verbunden grüße und segne ich alle Gläubigen, besonders alle Väter und Mütter, die Großeltern, alle Jugendlichen und Kinder.

Speyer, 16. Januar 1994, am Familiensonntag der Katholischen Kirche in Deutschland

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 27. Januar 1994

Priesterberufe brauchen sorgsame Pflege und Förderung

Bischofswort zum Weltgebetstag um Geistliche Berufe am vierten

Ostersonntag, 24. April 1994

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Schwestern und Brüder in Christus, dem Herrn! „Not lehrt beten“, sagt ein Sprichwort. Was aber, wenn jemand die Not gar nicht wahrnimmt? Wie der Mann, der in panischer Angst lebt, sein Haus könnte in Brand gesteckt werden, dabei aber gar nicht merkt, dass er krebskrank ist. Oder wie die Dorfbewohner in einer bekannten Geschichte. Der Zirkusclown rennt durch die Straße und ruft: „Im Zirkus vor dem Dorf brennt es!“ Die Leute lachen über den scheinbar gelungenen Scherz, bis das Feuer auf das Dorf übergreift und keine Zeit mehr bleibt weder zum Löschen noch zum Beten.

Der Priestermangel in unserem Bistum hat noch nicht zu einem akuten Notstand geführt. Aber ein solcher zeichnet sich ab. Wir müssen ihn sehen und ernst nehmen. Über ein Drittel unserer 350 Pfarreien hat keinen eigenen Pfarrer am Ort. Zurzeit stehen nur 35 Seminaristen in der Vorbereitung auf den priesterlichen Dienst in unserer Diözese. Vor zehn Jahren waren es 96. In den letzten Jahren haben bei uns nur jeweils zwei junge Männer das Studium aufgenommen mit dem Ziel, Priester zu werden. In dieser Notsituation, die an die Substanz unseres Bistums geht, müssen wir beten, mehr beten als bisher.

1932 hatte der deutsche Salesianer Paschalis Schmid eine Eingebung: „Es stand ganz plötzlich folgender Gedanke deutlich und klar vor mir: Wie wäre es, wenn man alle Gläubigen unserer Kirche aufrufen würde, jeden Monat einen Tag vollständig aufzuopfern für die Heiligung aller Priesterkandidaten der ganzen Welt?“ Daraus entstand der Priestersamstag, aus dem sich der monatliche Gebetstag für die geistlichen und kirchlichen Berufe entwickelte. Es ist jeweils der erste Donnerstag im Monat vor jedem Herz-Jesu-Freitag. Ich rufe zur Verlebendigung und, wo es notwendig ist, zur Einführung des sogenannten Priesterdonnerstags in allen Gemeinden auf, besonders in jenen, in denen kein Priester mehr wohnt.

Darüber hinaus ist mein dringender Wunsch, dass sich Frauen, Männer und Jugendliche, die sich vom Priestermangel geistlich betroffen fühlen, in großer Zahl zu Gebetsgruppen zusammenschließen und sich der Gebetsgemeinschaft des Päpstlichen Werkes für Geistliche Berufe anschließen. Bei allen Wallfahrten im Bistum und zu den

Wallfahrtsorten der Weltkirche sowie beim Großen Gebet in den Pfarreien muss uns die Sorge um Priesterberufe als beständiges Gebetsanliegen begleiten.

In der oft leidenschaftlich geführten Debatte um die Zulassungsbedingungen zum priesterlichen Amt ist an das Zweite Vatikanische Konzil zu erinnern. Im Dekret über Dienst und Leben der Priester wird gesagt: „Der im Geheimnis Christi und seiner Sendung begründete Zölibat wurde zunächst den Priestern empfohlen und schließlich in der lateinischen Kirche allen, die die heiligen Weihen empfangen sollten, als Gesetz auferlegt. Diese Heilige Synode billigt und bekräftigt von neuem das Gesetz für jene, die zum Priestertum ausersehen sind. Dabei gibt ihr der Geist das Vertrauen, dass Gott die Berufung zum ehelosen Leben, das ja dem neutestamentlichen Priestertum so angemessen ist, großzügig geben wird, wenn nur die Priester zusammen mit der ganzen Kirche beständig und inständig darum bitten“ (Nr. 16).

Im Jahre 1963 hat Papst Paul VI. den vierten Ostersonntag, an dem jedes Jahr das Evangelium von Jesus, dem Guten Hirten, verkündet wird, zum Weltgebetstag um Geistliche Berufe erklärt. Seitdem richtet der Heilige Vater jährlich zu diesem Sonntag ein eigenes Schreiben an die ganze Kirche. Aus Anlass des Jahres der Familie weist Papst Johannes Paul II. in seinem Wort zum heutigen 31. Weltgebetstag um Geistliche Berufe auf die christliche Familie hin. Als Hauskirche ist sie der privilegierte Ort für das Wachstum geistlicher Berufe, ihr natürlicher Pflanzgarten. Ausdrücklich legt der Papst den Priestern und Bischöfen die Familienseelsorge ans Herz. Mit allen Mitteln sollen sie die Sorge um Berufungen in organischer Weise mit der Familienpastoral verbinden. Priesterberufe kommen zwar von Gott, aber sie fallen nicht vom Himmel. Sie brauchen guten Mutterboden, sorgsame Pflege und Förderung.

Schließlich möchte ich in Erinnerung rufen, dass die Sorge um geistliche und kirchliche Berufe im Rahmen der Gesamtseelsorge stehen muss, die wir – nach unserem Pastoralplan – als Berufungspastoral verstehen. Die Kirche ist die Gemeinschaft der von Gott unmittelbar Angesprochenen, der auf Gott Hörenden und Gott Gehorchenden. Der Prophet Jeremia überliefert das Gotteswort: „Hört auf meine Stimme, dann will ich euer Gott sein, und ihr sollt mein Volk sein. Geht in allem den Weg, den ich euch weise, damit es euch gut geht!“ (7, 23). Aus der Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus in Kontakt mit Gott zu stehen, sein je persönliches Heilswort zu vernehmen und anzunehmen: Das muss das oberste Ziel aller Seelsorge sein. Wir, die Priester, Diakone, Laienseelsorger und Laienseelsorgerinnen, die Religionslehrer und Katecheten, auch alle ehrenamtlich in der Seelsorge Tätigen, nicht zuletzt alle mit der

Erziehung Betrauten, wollen einander und unseren Mitchristen helfen, Gottes Spruch und Anspruch zu hören und Gottes Berufung zu leben. Dann wird uns nicht sein Wort beim Propheten Jesaja treffen: „Warum war niemand da, als ich kam, warum gab niemand Antwort, als ich rief? Denn ihr gabt keine Antwort, als ich euch rief, als ich zu euch redete, hörtet ihr nicht, sondern ihr habt getan, was mir missfällt, und habt euch für das entschieden, was ich nicht will“ (50, 2; 62, 12). Dann werden wir vielmehr Hörende und wahrhaft Glaubende sein. Dann werden auch junge Menschen sich dem Ruf Gottes zum Priesterberuf nicht verschließen.

Den Jugendlichen, bei denen sich der Gedanke an einen geistlichen Beruf eingestellt hat, möchte ich mit einem Wort des Jesuitenpaters Alfred Delp Mut machen. Am 2. Februar 1945 wurde er in Berlin-Plötzensee durch den Strang hingerichtet. Zuvor schrieb er am 6. Januar mit gefesselten Händen: „In dieser Stunde meines Lebens wird mir eines klarer als es einst manchmal war: Ein Leben ist verloren, wenn es nicht in ein inneres Wort, in eine Haltung, eine Leidenschaft sich zusammenfasst. Der Mensch muss unter einem geheimen Imperativ stehen, der jede seiner Stunden verpflichtet und jede seiner Handlungen bestimmt. Nur der so geprägte Mensch wird Mensch sein können, jeder andere wird Dutzendware, über den andere verfügen.“

Liebe Mitchristen! In der Sorge um alle Gemeinden bin ich mit dem ganzen Bistum dankbar verbunden. Ich grüße und segne Sie in österlicher Freude und Zuversicht.

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 7 vom 17. März 1994

Paul Josef Nardini: Priester – Sozialapostel – Fürsprecher bei Gott

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1995

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Liebe Mitchristen!

Es war vor 140 Jahren, am 2. März 1855: In Pirmasens werden zwei junge Frauen, Angehörige des Dritten Ordens des heiligen Franziskus, in eine Art Ordensgewand eingekleidet. Zugleich übernehmen sie die Aufgabe, für die Armen und Kranken in der Stadt zu sorgen. Eine neue Ordensgemeinschaft war damit entstanden: die „Kongregation der armen Franziskanerinnen von der Heiligen Familie“, heute als „Mallersdorfer Schwestern“ bekannt.

Sie sollte sich in den folgenden hundert Jahren zu dem größten sozialen Schwesternorden entwickeln, der im Bistum Speyer entstanden ist.

Zu verdanken ist diese Ordensgründung allein der Initiative und Tatkraft von Pfarrer Dr. Paul Josef Nardini, eines Priesters unserer Diözese. Vor fünf Jahren haben wir im Bistum Speyer mit den Vorbereitungen zur Einleitung seines Seligsprechungsprozesses begonnen. Das Verfahren ist inzwischen sehr weit vorangekommen. So kann wohl bald die Prüfung durch die zuständige Vatikanische Kongregation folgen.

Mit meinem Hirtenbrief möchte ich Sie heute auf die Gestalt dieses Sozialapostels unserer Diözese neu aufmerksam machen. Sein seelsorgliches und sein soziales Wirken können auch für unsere Zeit Anregung, Anruf und Ansporn sein.

Engagierter Seelsorger und sozialer Vorkämpfer

Paul Josef Nardini kam am 7. Mai 1851, noch nicht dreißigjährig, als Pfarrer nach Pirmasens. 1.800 Katholiken gehörten zu seiner neuen Pfarrei. Etwa tausend lebten in der Stadt unter 6.000 Protestanten, die übrigen 800 in 22 umliegenden Ortschaften. Gerne wäre er in Geinsheim geblieben, wo er erfolgreich gewirkt hatte und sehr beliebt war. Aber die Bitte seines Bischofs, die Pfarrei Pirmasens zu übernehmen, war für ihn ausschlaggebend.

An seinem neuen Wirkungsort fand er schlimme seelsorgliche und soziale Verhältnisse vor. Längere Zeit war die Pfarrei ohne eigenen Seelsorger gewesen. Zwei Jahre zuvor hatten sogenannte Freischärler das Pfarrhaus gestürmt, Fenster und Türen eingeschlagen, die Möbel auf die Straße geworfen und dabei gerufen: „So müssen die Köpfe der Pfaffen fliegen!“

Das schwerste Problem war die wirtschaftliche Not. Es war die Zeit der beginnenden Industrialisierung. Die Arbeiter waren unterbezahlt. Es gab keine Kranken- und Altersvorsorge, keinen Arbeiterschutz, keine Sozialgesetze. Kinder waren oft sich selbst überlassen, die Kranken und Alten ohne Pflege. Dazu kamen Missernten und eine Typhusepidemie.

In dieser Situation reagierte Nardini mit einer Doppelstrategie. Sein Einsatz galt in gleicher Weise dem seelischen wie dem leiblichen Wohl der Gläubigen. „Es müssen mit den Werken der geistigen Barmherzigkeit auch die der leiblichen Barmherzigkeit vereinigt werden“, schrieb er im „Christlichen Pilger“.

In das religiöse Leben brachte er neuen Aufschwung durch unermüdliche, systematische Evangelisierung in Predigt und Christenlehre, durch die Wiederbelebung des Bußsakramentes, durch eine möglichst feierliche Gestaltung der Liturgie. Auch an den nicht gebotenen Feiertagen hielt er festliche Gottesdienste mit Predigt und Beichtgelegenheit. Er förderte den Kirchenchor, kirchliche Vereinigungen und Bruderschaften. Die Fronleichnamsprozession gestaltete er als Fest der Glaubensfreude und des Glaubenszeugnisses. Er führte das vierzigstündige Gebet ein und machte es zu einem kirchlichen Hauptfest im Westrich. 1858 nahmen 21 Priester daran teil. Vom Morgen bis zum Abend wurde Beichtgelegenheit gegeben und wahrgenommen. 2.000 heilige Kommunionen wurden gespendet. Täglich wurde um 10, 14 und 18 Uhr über die Eucharistie gepredigt, die ganze Nacht hindurch eucharistische Anbetung gehalten.

Mit demselben Elan ging Nardini gegen die soziale Not vor. Zunächst suchte er ihr dadurch gegenzusteuern, dass er einen Vinzentius-Verein für die ehrenamtliche karitative Fürsorge gründete. Auch auf kommunaler Ebene setzte er sich für die Armenhilfe ein. Bald nach der Übernahme der Pfarrei schrieb er in einem Aufruf im Pirmasenser Wochenblatt: „Der Unterzeichnete hat [...] in hiesiger Stadt bei so vielen braven Familien eine Armut angetroffen, die ihm in der Seele wehtut und jedes fühlende Menschenherz zum Mitleid hinreißt und zur Hilfe auffordert.“ Bald aber wird ihm klar, dass diese extreme Not nur durch eine besondere Initiative aufzuarbeiten ist: durch die Gründung eines sozialen Schwesternordens.

Ordensstifter mit großer Wirkungsgeschichte

Am 2. März 1855 werden die zwei ersten jungen Frauen eingekleidet. Nardini nennt sie „Arme Franziskanerinnen von der Heiligen Familie“. Als Motto gab er ihnen mit: „Wir wollen uns derer annehmen, die sich noch nicht oder nicht mehr helfen können [...] Wir wollen unsere Kongregation unter den Schutz der Heiligen Familie stellen [...], weil sie die Heiligung der Familien, besonders durch Kranken- und Armenpflege und durch Kindererziehung zu ihrem Zweck hat.“ Am 1. Mai desselben Jahres zählte die Gemeinschaft schon zehn Mitglieder. Trotz vieler Widerstände von Seiten der Stadt, der bayerischen Regierung und anfangs auch des Bischofs wuchs die Zahl der Schwestern und Schwesternstationen weiter. Als Nardini, der inzwischen auch Dekan und Schulinspektor geworden war, am 27. Januar 1862 im Alter von erst 40 Jahren starb, hinterließ er 220 Schwestern in 36 Niederlassungen.

Niemand konnte, als Nardini nach Pirmasens kam, voraussehen, dass er nach nur zehn Jahren eine religiös erneuerte Pfarrei und ein großes karitatives Werk hinterlassen würde. Noch viel weniger konnte jemand, als er 1821 geboren wurde, vorausahnen, dass er ein großartiger Priester und Sozialapostel werden würde. Die Mutter musste ihn in Germersheim allein erziehen. Sein Vater, ein ausländischer Militäringenieur, der beim Festungsbau in der Stadt arbeitete, hatte sie bald wieder verlassen; nicht einmal sein Name ist bekannt. Eine Großtante nahm ihn in ihre Familie auf. Sein Pflegevater ließ ihn auf die Lateinschule gehen, nachdem weitblickende Menschen die Begabung des Jungen erkannt hatten und ihn finanziell förderten. Er konnte in Speyer das Gymnasium besuchen und, nachdem er sich entschlossen hatte, Priester zu werden, in München das Theologiestudium mit der Promotion abschließen.

Als Pfarrer Nardini starb, konnte wieder niemand wissen, welche Wirkungsgeschichte sein Leben haben würde. Sein Werk endete nicht mit seinem Tod. Eigentlich begann es nun erst. Weil die meisten Schwestern aus dem rechtsrheinischen Bayern kamen, wurde das Mutterhaus 1869 von Pirmasens nach Mallersdorf verlegt. Zwischen 1871 und 1903 traten nahezu 2.000 Schwestern ein. 1940 hatte die Ordensgemeinschaft die Höchstzahl von fast 4.000 Schwestern in 400 Filialen. 1941 wurden von der NS-Regierung alle Klosterschulen aufgehoben und Neueintritte verboten. Dennoch wurden 1944 zwölf junge Frauen insgeheim eingekleidet.

Heute gibt es ca. 1.700 Mallersdorfer Schwestern in 160 Niederlassungen. Schon seit 1864 arbeiten sie auch in Rumänien. 1949 wurden sie wie alle Orden von der kommunistischen Regierung aufgelöst. Die Schwestern konnten nur noch als

Privatpersonen in der Krankenpflege tätig sein. Seit 1990 bilden sie wieder eine Gemeinschaft mit 18 Kandidatinnen und 8 Novizinnen. 1955 zogen Mellersdorfer Schwestern in die Mission nach Südafrika. Dort unterhalten sie Schulen und Kindergärten, die schon lange vor der Aufhebung der Apartheid für alle Rassen offen waren. Inzwischen gehören auch Schwarzafrikanerinnen dem Orden an.

Herausforderung für die Kirche unserer Zeit

Liebe Schwestern und Brüder! Ich bin überzeugt: Der Priester Paul Josef Nardini ist ein Geschenk Gottes an unser Bistum. Wer sich auf ihn einlässt, begegnet einem Menschen, in dessen Leben, Werk und Wirkungsgeschichte die Hand Gottes sichtbar ist. Immer wieder ließ Gott seinen Ruf an ihn ergehen. Immer hat Nardini diesen Ruf gehört und in seinem Leben verwirklicht. So kann er auch uns die Augen öffnen für das geheimnisvolle, aber deutliche Rufen und Wirken Gottes in unserem Leben, in unseren Gemeinden, in der Kirche und in der Welt unserer Zeit. Sein priesterliches Mühen um die Verlebendigung seiner Pfarrei ist exemplarisch auch für die heute so dringliche Gemeindeerneuerung. Er zeigt, dass unermüdliche Glaubensverkündigung, schöne, ansprechende Gottesdienste, der Empfang des Bußsakramentes, die eucharistische Anbetung und die Option für die Hilfsbedürftigen wesentliche Grundelemente einer lebendigen Gemeinde sind. Er zeigt ferner, dass die Frauen für das Gemeindeleben einen spezifischen und unverzichtbaren Auftrag haben, dass eine lebendige Pfarrei getragen wird von tiefgläubigen, eifrigen Priestern und auch von selbstlosen Ordensleuten.

Nardini ist eine herausfordernde Seelsorgergestalt. Er kann und soll uns in unserem persönlichen christlichen Leben und in unserem pastoralen Bemühen inspirieren. Nach seinem Tod bestattete man seinen Leichnam mit ausdrücklicher Erlaubnis des Bischofs nicht auf dem Friedhof, sondern in der Kapelle des Kinderheimes in Pirmasens. Dort ist bis heute sein Grab. Offensichtlich war man von Anfang an überzeugt, dass Nardini nicht tot ist, sondern seine ewige Vollendung in der Gemeinschaft der Heiligen gefunden hat. In seinem Beileidsbrief nannte Bischof Weis den Verstorbenen „Fürbitter bei Gott für die Seinen“. Seiner Fürbitte möchte auch ich unser Bistum anvertrauen; besonders empfehle ich ihm das Wachstum der Priester- und Ordensberufe. Ich habe die Hoffnung, dass seine Wirkungsgeschichte weitergeht – noch eindrucksvoller als bisher.

Mit dem Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein frohes Osterfest segne und grüße ich Sie von Herzen.

Speyer, 27. Januar 1995, dem 133. Todestag von Pfarrer Dr. Paul Josef Nardini

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 8. Februar 1995

Unsere Bistumszeitung: Orientierungshilfe und Forum der Begegnung

Wort des Bischofs zum Welttag der sozialen Kommunikationsmittel am 10. September 1995

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Ich möchte heute, am „Welttag der sozialen Kommunikationsmittel“ oder – kurz gesagt – am Mediensonntag der Kirche, mit Ihnen über unsere Kirchenzeitung, den „Pilger“ sprechen. Er ist das älteste Bistumsblatt in Deutschland und seit seiner Gründung im Revolutionsjahr 1848 ein wichtiges Instrument der Seelsorge, ein unersetzliches Medium für Nachrichten aus Weltkirche, Bistum und Pfarrgemeinden.

Der „Pilger“ kann auf eine bewegte Geschichte zurückschauen. Gegründet von dem aus Bobenheim stammenden Domvikar und späteren Domkapitular Franz Hällmeyer, der in dem medienerfahrenen Bischof Nikolaus von Weis einen starken Rückhalt hatte, setzte sich das Blatt als oberstes Ziel, die Botschaft Christi weiterzutragen. In diesem Geist kämpfte der „Pilger“ gegen Armut und soziale Ungerechtigkeit und setzte sich insbesondere für die vollständige Abschaffung der Kinderarbeit sowie für die Einhaltung der Sonntagsruhe ein. Der „Pilger“ wandte sich aber entschieden gegen den Klassenkampf, wie ihn Karl Marx 1848 im „Kommunistischen Manifest“ formulierte, und gegen das Staatskirchentum, das in einer Fülle von Vorschriften die Kirchen zu gängeln versuchte.

Ebenso hat der „Pilger“ die großen sozial-karitativen Leistungen der Kirche und ihrer Orden, besonders bei der raschen Industrialisierung im Raum Ludwigshafen, Kaiserslautern, St. Ingbert und Pirmasens, journalistisch begleitet. Er trug auch in hohem Maße zum Zusammenwachsen der 1817/21 wiederbegründeten Diözese Speyer bei, die aus Teilen der Bistümer Mainz, Trier, Straßburg und Metz gebildet wurde.

Bewährt hat sich der „Pilger“ nicht minder im Kampf gegen den Nationalsozialismus. Das Blatt wurde 1941 verboten, die Pilger-Druckerei zwangsverpachtet. Gleich nach dem Zweiten Weltkrieg von der französischen Militärregierung wieder zugelassen, machten von 1945 bis 1955 die Grenze zum Saarland und – bis zur Währungsreform – die Papierbeschaffung große Schwierigkeiten. Dennoch stieg die Zahl der Abonnenten in dieser Zeit stetig an.

Heute ist die Situation eine andere. Dennoch ist der „Pilger“ für unser Bistum noch immer außerordentlich wichtig:

- Er trägt Woche für Woche das Sonntagsevangelium und die Lehre daraus in Tausende von Familien.
- Er veröffentlicht Beiträge zur religiösen Vertiefung, zu den Festtagen des Kirchenjahres, zur Marienverehrung, zum Leben der Heiligen. Er bietet Orientierungshilfe in einer Zeit, in der wie nie zuvor wahre Wolkenbrüche von Nachrichten und Kommentaren auf die Menschen niedergehen.
- Er nimmt Stellung zu Fälschungen, veröffentlicht, was andere bewusst verschweigen, korrigiert Nachrichten und Kommentare, die aus notorischer Kirchenfeindlichkeit oder wegen mangelnder Nachforschungen Geschehnisse in der Kirche entstellen.
- Er bringt Reportagen über Not und Unrecht in der Welt, aber auch die zupackende Hilfe unserer Missionare und Entwicklungshelfer.
- Er informiert über das Geschehen in der Weltkirche, aus Rom ebenso wie über die Arbeit von Mutter Teresa in Kalkutta. Als Bistumsblatt informiert er ganz besonders auch über Ereignisse in unserem Bistum. Um nur einige Beispiele zu nennen: über die Bischofsweihe unseres neuen Weihbischofs, über den Katholikentag in Johanniskreuz, über den Pastoralplan, über verstorbene Priester und Ordensleute, über Wallfahrten und Treffen der Verbände, über den Bau von Pfarrheimen und Kindergärten, über Vorträge und Diskussionen zu religiösen und gesellschaftspolitischen Themen.
- Er ist ein wichtiges Forum der Begegnung von Meinungen, ein Forum der Begegnung von Jungen und Alten, von Gesunden und Kranken, von Reichen und Armen, von Arbeitern und Akademikern.

Sicher, der „Pilger“ ist kein Blatt, das von Sensationen lebt, keine Boulevardzeitung und keine Illustrierte. Die Reportage über eine Missionsschwester, die ihr Leben ganz für andere einsetzt, verkauft sich nicht so gut wie die Story von den Berliner Bankräubern oder die Geschichte, wie ein skandalumwitterter Schauspieler seine Millionen verpulvert. Das Evangelium legt jedem Christen auf, sich für Kranke, Alte und Hungernde einzusetzen. Auch eine Kirchenzeitung muss von diesem Auftrag geprägt sein. Ich danke in diesem Zusammenhang dem „Pilger“ für die seit 1960 bestehende „Aktion Silbermöwe“, über die schon viele Millionen Mark in die Dritte Welt getragen wurden, Geld, das ausschließlich armen Menschen zugutekam.

Gewiss werden nicht alle Inhalte unserer Bistumszeitung von jeder Leserin und jedem Leser akzeptiert. Die stark gewachsene Meinungsvielfalt in der Kirche schlägt sich auch im „Pilger“ nieder. Dafür wird unsere Bistumszeitung kritisiert. Sie kann es nicht allen und jedem recht machen, aber sie ist für alle im Bistum da. Meinungsvielfalt in der Kirche muss respektiert werden. Aber wichtiger ist doch, dass wir eine Gemeinschaft in Glaube, Hoffnung und Liebe sind, von den gleichen Sakramenten leben, uns gemeinsam bei der Eucharistiefeier um den Altar scharen. Auch die Kirchenzeitung soll das Gemeinsame und Untrennbare verdeutlichen.

Leider findet die publizistische Arbeit des „Pilgers“ nicht die Resonanz, die ihm gebührt. Die Zahl der Abonnenten geht seit Jahren zurück. Nach dem Krieg belief sich die Auflage einmal auf 80.000 Exemplare pro Woche. Gemessen an der Zahl der Katholiken im Bistum lag der „Pilger“ damals mit an der Spitze aller deutschen Bistumsblätter. Heute beträgt die Auflage weniger als die Hälfte. Der ohnehin durch Zuschüsse aus der Kirchensteuer niedrig gehaltene Bezugspreis kann kaum der Grund für diesen Rückgang sein. Er scheint vielmehr im allgemeinen Trend der Zeit zu liegen. Sie wissen, dass seit Jahren die Teilnahme an der sonntäglichen Eucharistiefeier zurückgeht. Mit der Absage an den Sonntagsgottesdienst – aus welchen Gründen auch immer – lösen sich auch andere Bindungen an die Kirche. Im Sog dieser Entkirchlichung des Lebens leidet auch die gesamte Kirchenpresse.

Helfen Sie mit, dieser Entwicklung entgegenzuwirken, denn wir brauchen die Kirchenzeitung, in unserem Bereich den „Pilger“, wie eh und je. Ich appelliere hier besonders auch an die Männer und Frauen, die in den verschiedenen Diensten und Gremien unserer Gemeinden haupt- oder ehrenamtlich engagiert sind, und an die Mitglieder unserer Kirchenchöre und der Verbände.

Es gab eine Zeit, in der beinahe jeder katholische Haushalt im Bistum den „Pilger“ hielt. Dahin sollten wir wieder kommen. Es gab auch eine Zeit, über die in den letzten Monaten so oft mit Empörung und Trauer gesprochen wurde, in der unser „Pilger“, wie Sie vorhin hörten, von Staats wegen verboten war und sein Ausbleiben schmerzlich beklagt wurde. Aber, Zeiten entstehen nicht aus dem Nichts, sie werden von Menschen gemacht. Wir sind daher alle aufgerufen, mitzusorgen und mitzuhelfen, dass der „Pilger“, die Kirchenzeitung unseres Bistums, nicht an den Rand des Geschehens gedrängt wird. Noch haben wir sie, – erhalten wir sie.

Jeder trage das Seine dazu bei.

Ihnen allen in der Gemeinschaft der Kirche verbunden, grüße und segne ich Sie herzlich,

Speyer, 1. August 1995

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 9 vom 24. August 1995

Bischofsworte aus den Jahren 1996 bis 2002



Christfest 2000

Dem großen Jubiläumsjahr 2000 entgegen

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1996

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Schwestern und Brüder im Herrn!

Ein Tag ist nicht wie der andere. An jedem Neujahrstag, an unseren Geburtstagen, bei einer Hochzeit wird uns dies deutlicher als sonst bewusst. Erst recht an den Jahrestagen besonderer Ereignisse, an einem Jubiläum. Gefeierte wird dann ein Ereignis, das zurückliegt, aber in die Gegenwart hereinragt und hineinwirkt: die Hochzeit der Eltern, die Weihe einer Kirche, die Gründung einer Stadt.

Je länger das Ereignis zurückliegt und je stärker es die Gegenwart bestimmt, umso glanzvoller wird es gefeiert: die goldene Hochzeit festlicher als die silberne; das diamantene Priesterjubiläum dankbarer als das goldene; die Tausendjahrfeier einer Pfarrei festlicher als eine Hundertjahrfeier. Unsere großen Domjubiläen in diesem Jahrhundert haben wir sogar jeweils ein ganzes Jahr gefeiert, zuletzt den 950. Jahrestag seiner Grundsteinlegung 1980.

In Christus wird alle Zeit zur Heilszeit

Für uns Christen ist Jesus die wichtigste Person und seine Geburt das wichtigste Ereignis der Geschichte überhaupt. Vor und nach Christus, so zählen wir deshalb die Jahre. Er ist der Bezugspunkt aller Zeit; denn in ihm ist Gott selbst Mensch geworden und in die Zeit eingetreten. In ihm hat er alle Zeit zur Heilszeit gemacht. Es gibt keine gottlose, keine heillose Zeit und Geschichte mehr. „Als die Zeit erfüllt war, sandte Gott seinen Sohn, geboren von einer Frau“, schreibt Paulus im Galaterbrief (4, 4). „Der Geist Gottes ruht auf mir; er hat mich gesandt, damit ich den Armen eine gute Nachricht bringe, [...] und eine Gnadenzeit des Herrn ausrufe [...]“ (Lk 4, 18 ff.). So beginnt Jesus seine erste öffentliche Predigt in der Synagoge seiner Heimatstadt Nazareth.

In Jesus geht die tiefste Sehnsucht des Menschen in Erfüllung: die Sehnsucht nach einem Gott, der vorbehaltlos liebt; die Sehnsucht nach Sündenvergebung und Lebensorientierung; die Sehnsucht nach Auferstehung und ewigem Leben. In Jesus ist Gott Mensch geworden. Niemand kann deshalb mehr zu Menschlichkeit und Mitmenschlichkeit motivieren und aktivieren als er. Mit Jesus verbindet sich eine einzigartige Erfahrung von Erlösung und Heilung: Er befreit aus Gottlosigkeit und Gottesangst, aus Sünde und Schuld, aus Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit. In ihm, der von den Toten auferstanden ist, verheißt Gott jedem Menschen und der ganzen

Schöpfung österliche Vollendung. So ist er die nie versiegende Hoffnungsressource im Leben und im Sterben.

Mit Jesus ist die Gnadenzeit angebrochen, die kein Ende hat. Denn als der Auferstandene, der endgültig bei Gott ist, bleibt er jeder Zeit gleichzeitig. Jederzeit wirkt er in der Geschichte das Heil Gottes und macht so jedes Jahr zu einem Gnadenjahr. Das ist nicht nur Theorie und Lehre oder gar Phantasie und Ideologie, das lässt sich erfahren. Wer sich Jesus wirklich anschließt, an ihn glaubt, wer mit ihm und wie er zu leben versucht, dem wird es zur unumstößlichen Gewissheit: Es ist wahr, was er von sich sagt: „Ich bin das Licht der Welt [...], das Brot, das vom Himmel gekommen ist [...], der Weg und die Wahrheit, die Auferstehung und das Leben [...] Wer zu mir kommt, wird nicht mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben“ (vgl. Johannesevangelium). Wer Jesus wirklich begegnet, wird mit Petrus sprechen: „Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Wir sind zum Glauben gekommen und haben erkannt: Du bist der Heilige Gottes“ (Joh 6, 68 f.).

2000: Ein Jahr der frohen Christusfeier

„Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch der Retter geboren“ (Lk 2, 10 f.). Diese frohe Weihnachtsbotschaft steht nicht nur über der Geburtsstunde Jesu, sie steht über jeder Stunde, über jedem Tag, über jedem Jahr. Sie soll laut und hell über dem Jahr 2000 stehen, das auf uns zukommt. Es soll ein Jahr der frohen Christusfeier werden. Papst Johannes Paul II. hat es bereits 1994 als Heiliges Jahr angekündigt.

Schon früher feierte die Christenheit in festen Zeitabständen sogenannte Heilige Jahre: zuerst alle hundert, dann alle fünfzig und schließlich alle 25 Jahre. Diese Heiligen Jahre werden von der Kirche gesehen als Jahre der Freude und des Dankes für die Erlösung in Jesus Christus. Die Christen versöhnen sich mit Gott und untereinander. Mit neuer Glaubensfreude stellen sie sich den Herausforderungen der Zeit und bemühen sich um ein überzeugtes christliches Leben.

All das gilt verständlicherweise in herausragender Weise für das Heilige Jahr 2000. Es wird ganz im Zeichen des lebendigen Christus stehen: „Jesus Christus gestern, heute und in Ewigkeit“ (Hebr 13, 8). Es soll ein außerordentliches „Großes Jubeljahr“ werden, ein überreiches Gnadenjahr, ein großes Lob- und Dankgebet für das Geschenk der Menschwerdung des Gottessohnes, ein auf das ganze Jahr ausgedehntes Weihnachtsfest, geprägt von Freude und Hinwendung zu Gott und den Mitmenschen.

So wird es nicht nur das Jahr 2000 nach Christus sein, sondern ein besonderes Jahr mit Jesus Christus: für uns persönlich, für unsere Pfarreien, für unser Bistum Speyer.

Ein Jubiläum fordert Vorbereitung

Damit sich dies wirklich ereignen kann, müssen wir uns jubiläumsfähig machen. Ein großes Jubiläum fordert eine lange, intensive Vorbereitung. Schon manchem Fest lässt man ein Triduum vorangehen, drei Tage mit Besinnung, Predigt und Beichte. Das Große Jubeljahr 2000 möchten wir mit einem Triennium, mit einer dreijährigen Hinführung vorbereiten. Dabei wollen wir uns auf Jesus Christus besinnen, den Glauben an ihn und die Gemeinschaft mit ihm vertiefen.

Zur besseren Erkenntnis von Jesus Christus verhilft die Heilige Schrift. Auch der ErwachsenenKatechismus und der Sonntagsschott bieten hierzu gute Dienste. Die Gemeinschaft mit Jesus Christus lebt vom Gebet und der Begegnung mit ihm in der Feier der Sakramente. Das Gotteslob mit seinen zahlreichen Christusgebeten, Christusliedern, Christuslitaneien und -andachten sowie mit seinem Teil über das christliche Leben aus den Sakramenten kann dabei sehr hilfreich sein.

1997 sollen Person und Wort Jesu der Schwerpunkt sein; ebenso Taufe und Taufenerneuerung. **1998** werden wir uns auf Jesus Christus und den Heiligen Geist, sein Wirken in der Kirche, sein Drängen zur Verwirklichung der christlichen Werte besinnen. Dementsprechend werden auch Firmung und Firmerneuerung ein wichtiges Anliegen sein. Im Jahr **1999** wollen wir uns auf Jesus Christus und seinen Vater konzentrieren. Wir wollen uns im Bußsakrament zu Gott bekehren und uns neu zum sozialen Apostolat senden lassen.

Dies sind sehr allgemeine Hinweise. Entscheidend ist, dass wir für die Herausforderung und die Chance des Jubiläumsjahres 2000 sensibel werden – in den Pfarreien, in den Gremien und Verbänden, in den Familien und Gruppen. Alle sind angesprochen: Bischof, Priester, Diakone und Ordensleute, Religionslehrerinnen und Religionslehrer, Erzieherinnen und Erzieher, Seelsorgerinnen und Seelsorger, Junge und Alte, Frauen und Männer. Ich bin zuversichtlich: Wenn wir alle hellhörig werden für das, „was der Geist den Gemeinde sagt“ (vgl. Offb 2, 7 u.a.), dann werden in unseren Gemeinden ungeahnte Initiativen entstehen, und es wird ein adventlicher Aufbruch im ganzen Bistum stattfinden. Es könnte sich endlich der seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erwartete Frühling des kirchlichen Lebens einstellen.

Besondere Hoffnungen setze ich auf die Jugend. Für euch, liebe Jugendliche, sind die Jahre bis 2000 entscheidende Jahre eurer Lebensorientierung. Orientiert euch an Jesus Christus! Dann wird euer Leben nie ohne Licht, ohne Weg, ohne Hoffnung sein. Dann wird euer Lebenshaus krisen- und wetterfest sein. Dann werdet ihr am Haus der Kirche, am Haus einer humanen Gesellschaft, am Haus Europa und am Haus der Einen Welt erfolgreich mit bauen. Ihr werdet das Beste aus eurem Leben machen.

Den Weg beherzt unter die Füße nehmen

1996 soll im Blick auf 2000 zu einem Gebetsjahr werden. Inständig wollen wir Gott um Erleuchtung und um die rechten Impulse bitten, dass wir den Weg zum Jubiläumsjahr beherzt unter die Füße nehmen. Maria, die Mutter Jesu und Patronin unseres Bistums, der heilige Pirminius, der heilige Bernhard, die selige Edith Stein, die uns besonders verbunden sind, mögen unser Gebet durch ihre Fürsprache bei Gott unterstützen.

Äußerlich sichtbarer Auftakt des Aufbruchs zum Jubeljahr 2000 soll unsere Diözesanwallfahrt nach Trier zur sogenannten Heilig-Rock-Ausstellung sein. Sie findet statt am 24. April, dem Mittwoch in der dritten Osterwoche. Wenn aus jeder Pfarrei, aus jeder Ordensgemeinschaft und jedem kirchlichen Verband eine Abordnung, wenn aus jedem Pfarrverband wenigstens ein Priester teilnimmt, dann wird die ganze Diözese aufbrechen. „Mit Jesus Christus auf dem Weg“ – dieses Motto der Heilig-Rock-Wallfahrt kann uns Losung für den ganzen Weg nach 2000 und in das dritte christliche Jahrtausend hinein sein.

Mit allen guten Wünschen für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein frohes Osterfest grüße und segne ich Sie alle.

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 4 vom 15. Februar 1996

1997: Ein Jahr des verlebendigten Christusglaubens

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1997

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Schwestern und Brüder im Volke Gottes!

Das Jahr 2000 nach Christus rückt näher. Es lässt niemanden kalt, am wenigsten uns Christen. Für uns ist es ein großes Christusjubiläum. Wir loben und danken Gott, dass sein ewiger Sohn vor 2000 Jahren in Jesus von Nazaret unser Mitmensch geworden ist; dass Jesus Christus als der Auferstandene bei uns geblieben ist, und dass er uns in der Gemeinschaft der Kirche zur österlichen Vollendung führt. In den drei Jahren vor 2000 wollen wir uns gleichsam jubiläumsfähig machen. In diesem Jahr 1997 wollen wir uns im Glauben an Jesus Christus stärken, damit wir, oft genug in einer wenig christlichen Umwelt, Christen bleiben und noch mehr werden. Unseren Glauben an Jesus Christus wollen wir dadurch verlebendigen, dass wir zu Jesus Christus beten, bewusst aus unserer Taufe leben und die Begegnung mit dem Herrn in der Bibel suchen.

Gemeinschaft mit Jesus Christus im Gebet

Jesus lebt als der Auferstandene in der Herrlichkeit Gottes. Er steht aber auch zu seinem Versprechen: „Siehe ich bin bei euch alle Tage bis zum Ende der Welt“ (Mt 28, 20). Er ist uns also immer gleichzeitig. Unser Christsein hängt daran, dass auch wir ihm gleichzeitig sind, indem wir ihm in unserem Bewusstsein und Leben Raum geben.

Unsere Gleichzeitigkeit mit Jesus Christus äußert sich vor allem im Gebet zu Jesus Christus. Das Christusjahr 1997 lädt uns ein, das Christusgebet zu einem festen Bestandteil unseres täglichen Frömmigkeitslebens zu machen. Eine große Hilfe dazu ist das „Gotteslob“ mit den vielen Christusgebeten, Christusliedern, Christuslitaneien, Christusandachten, mit den Anregungen zur Eucharistie- und Herz-Jesu-Verehrung. Auch „Der Engel des Herrn“ und der Rosenkranz sind Christusgebete.

Wäre es nicht eine Möglichkeit, wenigstens in der Fastenzeit täglich fünf Minuten über einen Christustext aus dem „Gotteslob“ betend mit Jesus Christus Kontakt aufzunehmen? Wäre es nicht ein Schritt zur Verchristlichung unserer Gemeinden, wenn wöchentlich eine halbe Stunde eucharistische Anbetung mit dem „Gotteslob“ gehalten würde?

Das Christusjahr erinnert uns auch an die Verantwortung, unsere Kinder von klein auf Jesus zuzuführen, sie anzuleiten, zu Jesus zu beten und Jesus zu lieben. Dies kann schon in den ersten Lebensjahren geschehen und hat einen Höhepunkt in der Vorbereitung

auf die Erstkommunion. Man tut einem Kind nichts Gutes an, wenn man ihm Jesus vorenthält und verschweigt, wenn man es sozusagen um Jesus betrügt, obwohl man es taufen ließ.

Verlebendigung der Christusgemeinschaft durch erneuertes Taufbewusstsein

Unser Christusbeweise bleibt lebendig, wenn wir bewusst aus der Taufe leben. Die allermeisten von uns haben sie schon in früher Kindheit empfangen. Auch wenn wir keine bewusste Erinnerung an sie haben, war sie in Wahrheit eine zweite Geburt. Bei der Geburt verlässt das Kind den Mutterschoß und erhält dadurch eine ungeheure Weitung des Lebensraumes, ungeahnte neue Lebens- und Selbstverwirklichungsmöglichkeiten. Ähnliches geschah bei unserer Taufe. Der Lebensraum, in den wir hineingeboren wurden, heißt Jesus Christus. Ihm wurden wir gleichsam einverleibt und so verchristlicht. „Ihr alle, die ihr auf Christus getauft seid, habt Christus als Gewand angelegt“, sagt der Apostel Paulus (Gal 3, 27; vgl. Röm 13, 14). Durch die Taufe gehören wir nicht mehr uns selbst, sondern Christus. Weil dieser aber unzertrennlich eins ist mit Gott, dem Vater, und mit seinem erweiterten Leib, der Kirche, deshalb hat uns die Taufe auch Gemeinschaft mit Gott, dem Vater, und mit der Kirche vermittelt. Als Getaufte sind wir durch Jesus Christus, den Auferstandenen, in Gott und in der Kirche beheimatet. In diesem Lebensraum, der ein Heilsraum ist, sind wir erlöst von Sinnlosigkeit und Hoffnungslosigkeit, haben wir Halt und Orientierung, die Verheißung der Auferstehung und damit die höchsten Möglichkeiten des Menschseins.

Wie zum Christsein das Getauftsein gehört, so zum christlichen Selbstbewusstsein das Taufbewusstsein. Verlebendigung unseres Taufbewusstseins ist deshalb ein guter Weg zur Verlebendigung unseres Christseins und unserer Beziehung zu Jesus Christus. Im Christusjahr 1997 wollen wir diesen Weg bewusst gehen. Dazu gibt es zahlreiche Möglichkeiten: Persönlich können wir jedes Jahr unseren Tauftag, den wir kennen sollten, ähnlich wie unseren Geburtstag zu einem besonderen Gedenktag machen. Dasselbe gilt auch von unserem Namenstag. Wenn wir uns mit geweihtem Wasser bekreuzigen, dann ist dies eine tägliche Tauferinnerung und Taufverinnerlichung.

Viele Anregungen bietet auch hier das „Gotteslob“. Dort findet sich eine Einführung in das Taufsakrament, die Tauf liturgie, ein Dankgebet für die Taufe und ein Taufgedächtnislied (vgl. Nr. 43, 50, 635). In der Gemeinde kann das Taufbewusstsein neu geweckt werden durch das Taufgedächtnis am Beginn des Sonntagsgottesdienstes

mit dem Ausspenden des Weihwassers, durch erweiterte Taufvorbereitung der Eltern und Paten an mehreren Abenden sowie durch gemeinsame Tauffeiern von mehreren Täuflingen am geschmückten Taufstein.

In diesem Jahr wollen wir die Taufe auch dadurch erlebnismäßig herausstellen, dass wir im ganzen Bistum an drei Sonntagen in allen Gottesdiensten gemeinsam Taufferneuerung feiern, und zwar an Ostern, am Sonntag des Diözesankatholikentages in Johanniskreuz (6. Juli) und am letzten Sonntag des Kirchenjahres, dem Christkönigsfest (23. November). Mit dieser Taufferneuerung, die wir in den Gemeinden gut vorbereiten müssen, ratifizieren wir auch neu unsere Taufentscheidung: die Absage an das Böse und an den Bösen („Ich widersage“) und unsere Selbstzusage an Jesus Christus, an Gott und an die Kirche („Ich glaube“).

Begegnung mit Jesus Christus in der Bibel

Wir können 1997 auch dadurch zu einem Christusjahr machen, dass wir es zu einem Jahr der Bibel machen. Das Zweite Vatikanische Konzil sagt: „Die Kirche hat die Heiligen Schriften immer verehrt wie den Herrenleib selbst, weil sie vom Tisch des Wortes Gottes wie des Leibes Christi ohne Unterlass das Brot des Lebens nimmt und den Gläubigen reicht [...] Die Schrift nicht kennen heißt Christus nicht kennen [...] Wie das Leben der Kirche sich mehrt durch die ständige Teilnahme am eucharistischen Geheimnis, so darf man neuen Antrieb für das geistliche Leben erhoffen aus der gesteigerten Verehrung des Wortes Gottes, welches bleibt in Ewigkeit“ (Konstitution über die Offenbarung 21, 25, 26).

Die Bibel, das Buch des Lebens, noch mehr zum Lebensbuch zu machen, ist ein seelsorglicher Schwerpunkt in unserem Bistum im Blick auf 2000. Eindrucksvolles Symbol dafür ist die Wallfahrt des kostbaren Goldenen Evangeliars Heinrichs III. aus unserem Dom durch 260 Pfarreien. Von dieser großartigen Aktion könnte ein biblischer Frühling ausgehen: Im Kindergarten und daheim werden die biblischen Geschichten erzählt; Ministranten- und Jugendgruppen beschäftigen sich regelmäßig mit dem Neuen Testament und – etwa anhand des Sonntags-Schotts – mit den Lesungen des Sonntags; in den Pfarreien wird der monatliche Bibeltag eingeführt und dabei die gute Arbeitshilfe unseres Seelsorgeamtes verwendet; alle Jugendlichen besitzen mit Beginn der Firmvorbereitung ein eigenes Neues Testament; in jeder Familie gibt es eine Vollbibel, die vielleicht sogar, ähnlich wie das Kreuz, einen Ehrenplatz hat.

Wer schon in frühen Jahren zum persönlichen Umgang mit der Heiligen Schrift, besonders mit dem Neuen Testament angeleitet wurde, der hat für sein ganzes Leben eine unersetzliche Glaubens- und Lebenshilfe. Die kurze tägliche Bibellesung, eingeleitet mit einem Gebet – das „Gotteslob“ gibt auch dazu Gebetsmuster (s. Nr. 19) – kann eine Gottes- und Christusvereinigung von großer Intensität und Tiefe sein. Wir werden inne, dass der Herr mit seinem Geist uns anspricht und anregt, nährt und aufrichtet. Über dem gläubigen Lesen der Heiligen Schrift allein oder in einer Gruppe steht die Verheißung Jesu: „Wenn ihr in meinem Wort bleibt, seid ihr wirklich meine Jünger“ (Joh 8, 31). [...] „Wer meine Worte hört und danach handelt, ist wie ein kluger Mensch, der sein Haus auf Fels baute. Als ein Wolkenbruch kam und die Wassermassen heranfluteten, als die Stürme tobten und an dem Haus rüttelten, da stürzte es nicht ein; denn es war auf Fels gebaut“ (Mt 7, 24 f.). Je regelmäßiger wir Christus in der Heiligen Schrift finden, umso öfter werden wir aus innerer Erfahrung mit dem Apostel Petrus rufen: „Herr, zu wem sollen wir gehen. Du hast Worte des ewigen Lebens“ (Joh 6, 68).

Liebe Mitchristinnen und Mitchristen! Dass 1997 für unser Bistum ein Christusjahr sei, ein Jahr des verlebendigten Christusglaubens durch Wiederbelebung des Christusgebetes, des Taufbewusstseins und der Bibellesung, das ist mein besonderer Wunsch und meine beständige Gebetsbitte.

Maria, die jungfräuliche Mutter Jesu und die Patronin unseres Bistums, der heilige Pirmin, der heilige Bernhard, die selige Edith Stein, die mit der Diözese Speyer besonders verbunden sind, mögen den Weg unserer Glaubenserneuerung mit ihrer Fürbitte bei Gott begleiten.

Speyer, Fest der Taufe des Herrn 1997

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 21. Januar 1997

Die Gnade unserer Taufe neu aufleben lassen

Bischofswort zur bistumsweiten Tauferneuerung zum Abschluss des Kirchenjahres

Das Christkönigsfest ist das feierliche Finale jedes Kirchenjahres. Mit ihm nähert sich in diesem Jahr auch das Ende des ersten Vorbereitungsjahres auf das große Christusjubiläum 2000. Im Blick auf dieses Jahrtausendereignis haben wir uns als Bistum gemeinsam auf einen Weg der geistlichen Erneuerung gemacht, um gut vorbereitet das Jubiläumsjahr 2000 feiern zu können. Der Start war die große Heilig-Rock-Wallfahrt am 26. April 1996 nach Trier. Alle Pfarreien unserer Diözese waren vertreten und stellten sich dabei unter das Motto: Das Bistum Speyer mit Jesus Christus auf dem Weg in das dritte christliche Jahrtausend.

In diesem nun bald zu Ende gehenden Jahr haben wir verstärkt auf Jesus Christus geschaut. Er ist das Wort des lebendigen Gottes, der uns in der Bibel anspricht, und mit dem wir schon bei unserer Taufe in eine bleibende Lebensgemeinschaft eingetreten sind. Die Christwerdung in der Taufe hat uns auch die Heilsgemeinschaft mit Gott und mit der Kirche geschenkt, zu der auch die Heiligen gehören.

Um Christus als das fleischgewordene Wort Gottes in der Bibel neu bewusztzumachen, ist das Goldene Evangeliar, der Codex Aureus, den Kaiser Heinrich III. 1056 unserem Dom zum Geschenk gemacht hatte, das Jahr über in einer Art Wallfahrt in fast alle Pfarreien unseres Bistums gekommen. Überall wurde und wird er festlich empfangen. Seine Anwesenheit ist Anlass, bisweilen auch zusammen mit den evangelischen Christen, das Heilswort Gottes, das in der Bibel an uns ergeht, zu feiern. An vielen Orten sind die monatlichen Bibeltage entstanden oder haben neuen Aufschwung bekommen. Sicher hat auch meine diesbezügliche Erwartung in meinem diesjährigen Fastenhirtenbrief Resonanz gefunden, wo ich schrieb: „Von dieser großartigen Aktion könnte ein biblischer Frühling ausgehen: Im Kindergarten und daheim werden biblische Geschichten erzählt; Ministranten- und Jugendgruppen beschäftigen sich regelmäßig mit dem Neuen Testament und mit den Lesungen des Sonntags [...] alle Jugendlichen besitzen mit Beginn der Firmvorbereitung ein eigenes Neues Testament; in jeder Familie gibt es eine Vollbibel, die sogar, ähnlich wie das Kreuz, einen Ehrenplatz hat.“

Ein anderer pastoraler Schwerpunkt in diesem ersten der drei Vorbereitungsjahre auf 2000 war die Besinnung auf die Taufe als beständige sakramentale Grundlage unseres Christseins. Immer wieder haben wir Tauferinnerung und Tauferneuerung vollzogen, um uns unserer Würde als getaufte Christen neu bewusstzuwerden, um für den Reichtum unseres christlichen Glaubens zu danken und um die Gnade unserer Taufe in uns wieder aufleben zu lassen. Es war immer eine Freude zu erleben, wie in den Pfarrkirchen bei der Firmung der Taufstein geschmückt war und wie vor der Firmspendung nicht nur die Firmlinge, sondern die ganze Gemeinde mit dem Bischof den Taufglauben bezeugten.

Am Ostersonntag und am Sonntag unseres diesjährigen Diözesankatholikentages in Johanniskreuz am 6. Juli haben wir bei allen Sonntagsgottesdiensten in allen Pfarreien feierlich Tauferneuerung gehalten. Dies wollen wir nochmals zum Abschluss des Kirchenjahres am kommenden Christkönigsfest, am 23. November, bistumsweit tun. An Stelle des sonntäglichen Glaubensbekenntnisses wollen wir in der urchristlichen Form von Frage und Antwort, von Absage und Zusage unsere Taufe ratifizieren. Wir wollen uns Jesus Christus, seinem Vater, seinem Geist und seiner Kirche neu zusagen und uns abwenden von allem, was unsere Gemeinschaft mit Jesus Christus, seinem Vater, seinem Geist und seiner Kirche stört oder gar zerstört. Dabei wollen wir uns auch dankbar erinnern an unseren Tauftag, an unsere Taufkirche, an unseren Taufpriester und an die Heiligen, mit deren Namen wir seit der Taufe gerufen werden. Überdies lade ich ein, dass am Christkönigsfest in allen Eucharistiefeiern nach der Kommunionspendung das offizielle Vorbereitungsgebet unserer Diözese „Dem Heiligen Jahr 2000 entgegen“ gesprochen wird. Es wendet sich an Christus und bringt die wesentlichen Anliegen der Verlebendigung und Erneuerung unseres Bistums ins Gebet.

Ende letzten Jahres starb in Rom der holländische Kurienkardinal Hamer. Sein Testament begann mit den Worten: „Ich sterbe in der Gemeinschaft der Kirche [...] Ich danke meinen Eltern, dass sie mich taufen ließen.“ Ähnlich wie wir als Menschen von unserer Geburt leben, so, ja noch mehr, leben wir als Christen von unserer Wiedergeburt aus dem Wasser und dem Heiligen Geist in der Taufe. Mit der Gewissheit, als Getaufte in Lebensgemeinschaft mit dem auferstandenen Jesus Christus und seiner Kirche zu stehen, die richtige Lebensorientierung zu haben, Söhne und Töchter Gottes und Erben des ewigen Lebens zu sein, können wir als Bistum Speyer

mit großer Zuversicht den Weg der geistlichen Erneuerung zum großen Jubiläumsjahr 2000 weitergehen.

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVb Nr. 10 vom 2. Dezember 1997

1998: Ein Jahr des Offenwerdens für den Heiligen Geist

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 1998

Liebe Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens und der Kirche!

Zu Beginn der österlichen Bußzeit sende ich Ihnen Gruß und Segen.

In unserem Bistum haben wir uns auf einen geistlichen Weg gemacht, um uns für die Feier des großen Jubiläumsjahres 2000 zu bereiten. Im vergangenen Jahr haben wir durch die Begegnung mit der Heiligen Schrift und durch die Erneuerung unserer Taufe die Lebensgemeinschaft mit Jesus Christus gestärkt. Wir wollen auch weiterhin in Verbundenheit mit Christus aus dem Wort Gottes und aus der Gnade unserer Taufe leben.

In diesem Jahr 1998 richtet die Kirche zur Vorbereitung auf die christliche Feier der Jahrtausendwende ihren Blick verstärkt auf den Heiligen Geist. Von ihm spricht die Bibel von der ersten bis zur letzten Seite. Vor allem ist immer dort von ihm die Rede, wo Gott nach außen wirkt und Heil schafft. Die Bibel beginnt mit dem Satz: „Im Anfang schuf Gott Himmel und Erde [...] Finsternis lag über der Urflut, und der Geist Gottes schwebte über dem Wasser“ (vgl. Gen 1, 1-3). Gott Vater hat durch seinen ewigen Sohn – das Johannesevangelium sagt: durch sein Wort – in seinem Geist die Schöpfung ins Dasein gerufen und sie geordnet. Wenn wir Jahr für Jahr die Fruchtbarkeit der Erde als Geschenk erfahren, dann rühren wir an den Gottesgeist. Wenn die Naturwissenschaft die Naturgesetze des Kosmos erforscht, dann denkt sie nach, was Gott in seinem Geist vorgedacht und in die Materie investiert hat.

Das Evangelium nach Matthäus, mit dem die Schriften des Neuen Testaments eröffnet werden, beginnt damit, dass es – ähnlich wie auch das Lukasevangelium – den menschlichen Ursprung Jesu auf eine besondere schöpferische Tat des Heiligen Geistes zurückführt. „Empfangen durch den Heiligen Geist, geboren von der Jungfrau Maria“, formuliert das Apostolische Glaubensbekenntnis diese Botschaft.

In allen vier Evangelien wird berichtet, wie bei seiner Taufe im Jordan durch Johannes offenbar wurde, dass Jesus bleibend vom Geist Gottes erfüllt war. Weil die Menschen, die sich auf Jesus einließen, in seinen Worten und Taten dem Geist Gottes begegneten, nannten sie ihn Messias, den Gesalbten, d. h. den mit dem Geist Gottes Erfüllten. Messias – latinisiert Christus – ist gleichsam der Zuname für Jesus bis heute. Noch mehr als in der Schöpfung ist also in Jesus Gottes Geist erfahrbar.

Am Anfang der Apostelgeschichte wird berichtet, wie an Pfingsten der Heilige Geist die Jüngergemeinde Jesu in Jerusalem erfüllte und sie zur lebendigen, missionarischen Kirche machte. Schon im Apostolischen Glaubensbekenntnis wird sie zusammen mit dem Heiligen Geist genannt: „Ich glaube an den Heiligen Geist, die heilige, katholische Kirche.“ Das Wirken des Heiligen Geistes in der Kirche verleiht sich sozusagen in der Verkündigung des Evangeliums, in der Spendung der Sakramente, im karitativen Dienst, im Bemühen um den Aufbau einer Kultur der Liebe und einer humanen Welt. Am deutlichsten zeigt sich im Leben der Kirche das Wirken des Heiligen Geistes in den Heiligen, besonders in den Märtyrern; so z. B. bei Edith Stein, die am 11. Oktober in Rom heiliggesprochen wird.

Der Heilige Geist Gottes ist eine Wirklichkeit in der Schöpfung, im irdischen Jesus, im auferstandenen Jesus Christus, in der Kirche und in der Menschheit. Wenn wir erleben, wie die Kirche weltweit wächst, wie sie sich um Selbsterneuerung bemüht, wie in ihr neue geistliche Gemeinschaften aufbrechen, wie sie auf die nichtkatholischen Kirchen zugeht, wie sie den Dialog sucht mit den nichtchristlichen Religionen, wie sie sich einsetzt für Frieden, Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung; wenn wir sehen, wie in der Welt von heute das Bewusstsein für die Einheit der Menschheit, das Bestreben nach universaler Anerkennung der Menschenrechte, das Bemühen um die Gleichberechtigung der Frau, um umfassende Entwicklungshilfe, um eine gerechtere Weltwirtschaftsordnung und um ökologische Zukunftsverantwortung wächst, dann sind das Signale für die Anwesenheit und Wirksamkeit des Heiligen Geistes in unserer Zeit.

Der Heilige Geist ist auch eine Wirklichkeit in uns, er definiert und bestimmt unser christliches Dasein. In der Taufe und noch mehr in der Firmung wurde er uns ganz persönlich mitgeteilt als bleibende Gabe, die uns in Bewegung halten und immer neu in Bewegung setzen will. Er verbindet uns mit Jesus Christus, mit Gott, dem Vater, und mit der kirchlichen Gemeinschaft. Er drängt uns, in dieser Verbindung zu bleiben und sie zu leben. Er lässt uns Jesus Christus, seinen Vater und seinen Leib, die Kirche, als beglückende Heilswirklichkeit erfahren. Er macht uns in einer oft entkirchlichten, entchristlichten, gottvergessenen Umwelt zu Zeugen Gottes, zu Zeugen Christi und seiner Kirche. Er aktiviert uns, das Lebensprogramm Jesu, zusammengefasst in der Gottes- und Nächstenliebe, zu unserem eigenen Lebensprogramm zu machen. Er will – wie der Apostel Paulus im Galaterbrief (5, 22 f.) bildkräftig sagt – an unserem Lebensbaum „die Früchte des Geistes“ reifen lassen: „Liebe, Freude, Friede, Langmut,

Freundlichkeit, Güte, Treue, Sanftmut und Selbstbeherrschung.“ Wie der Heilige Geist der beständige Impuls für eine bessere Kirche und Welt, für eine bessere Gesellschaft und Menschheit ist, so ist er auch der nie ruhende Antrieb in uns, dass wir bessere Menschen und bessere Christen werden.

Zum Schluss möchte ich noch einige konkrete Anregungen geben, wie wir dieses Jahr bewusst zu einem Jahr des Heiligen Geistes machen können:

Wir besinnen uns auf unsere Firmung und feiern auch gemeinsam – besonders an Pfingsten – Firmerneuerung.

Wir öffnen uns im Gebet dem Heiligen Geist und seinem Wirken. Das „Gotteslob“ mit seinen Heilig Geist-Gebeten, Heilig Geist-Liedern und der Heilig Geist-Andacht ist hierzu eine gute Hilfe.

Auch der Initiative „Exerzitien im Alltag“ wünsche ich in unserem Bistum eine starke Resonanz.

Persönlich und in allen Pfarreien wollen wir die sogenannte Pfingstnovene, die neun Tage vor Pfingsten, zu intensiven Gebetstagen um den Heiligen Geist und seine Gaben machen. Auch die Kranken sollen sich daran beteiligen.

Wir sollten die eigene Lebensgeschichte, die Lebensgeschichte unserer Namenspatrone, die Geschichte unserer Pfarrei und unseres Bistums mit der Frage durchgehen, wo und wie sich dort immer wieder das Wirken des Heiligen Geistes gezeigt hat. Das kann uns Augen und Herz öffnen für das, was der Heilige Geist auch heute von uns erwartet.

Höhepunkt unserer Bemühungen, 1998 zum Jahr des Heiligen Geistes zu machen, wird im Juli unsere große Diözesanwallfahrt nach Lourdes sein. Jede Pfarrei soll dabei vertreten sein. Sie wird eine Bewegung unseres Bistums im Heiligen Geist sein, geistlich begleitet von allen, die zu Hause bleiben. Bei der Vorbereitung und bei der Wallfahrt selbst wollen wir unaufhörlich an Jesus Christus die Bitte aus unserem Diözesangebet „Dem Heiligen Jahr 2000 entgegen“ richten:

„Lass uns nicht überhören, was dein Geist heute zu den Gemeinden spricht, welche Wege der Erneuerung er uns weist in unserem persönlichen Leben, in unseren Familien, Pfarreien und Ordensgemeinschaften. Dann wird unser Bistum das Jahr 2000 in Dankbarkeit für deine Menschwerdung und für den christlichen Glauben und in neuer Bereitschaft zum Glaubenszeugnis feiern.“

Liebe Mitchristen! Der Heilige Geist erleuchte, tröste und stärke Sie. Er schenke Ihnen allen eine begnadete österliche Bußzeit und ein von christlicher Freude erfülltes

Osterfest. Dazu segne ich Sie und alle, mit denen Sie sich verbunden wissen, besonders die Kranken und die Kinder, im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Fest der Taufe des Herrn 1998

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 5. Februar 1998

Beratungsscheine dürfen den Einsatz der Kirche nicht verdunkeln

Erklärung des Bischofs zur kirchlichen Schwangerschaftskonfliktberatung

Das Schreiben von Papst Johannes Paul II. zur kirchlichen Schwangerschaftskonfliktberatung in Deutschland stellt das Ergebnis eines langen und intensiven Gesprächsprozesses der deutschen Bischöfe mit dem Vatikan dar. Der Papst teilt das Anliegen der Bischöfe, weiterhin in der gesetzlichen Schwangerschaftskonfliktberatung präsent zu bleiben und so Schwangeren in Konfliktsituationen mit Rat und Tat helfen zu können. Bezüglich der Beratungsbescheinigung verweist er jedoch auf die im Gesetz verankerte „Zweideutigkeit“ des Beratungsscheines. Diese Bescheinigung ist einerseits der Nachweis für eine Pflichtberatung im Sinn des Lebensschutzes, die auch im Interesse der Kirche liegt. Auf der anderen Seite aber stellt sie die einzige notwendige Bedingung für eine straffreie Abtreibung dar. Durch die Ausstellung eines solchen Scheines in kirchlichen Beratungsstellen wird die Klarheit und Eindeutigkeit des Zeugnisses der Kirche für die Unantastbarkeit des menschlichen Lebens in all seinen Phasen verdunkelt. Für den Papst lässt der unbedingte Einsatz der Kirche für jedes ungeborene Leben keine Abstriche, Kompromisse oder Zweideutigkeiten zu. Aus diesem Grund bittet er die Bischöfe eindringlich, „Wege zu finden, dass ein Schein solcher Art in den kirchlichen oder der Kirche zugeordneten Beratungsstellen nicht mehr ausgestellt wird“. Mit den anderen Bischöfen teile ich die Sorge des Papstes bezüglich der Zweideutigkeit des Beratungsscheines. Wie sie bin ich ebenso entschlossen, keine Abstriche im Angebot und in der Qualität unserer 13 Beratungsstellen für schwangere Frauen zu machen. Wie der Papst möchten wir Bischöfe keinen Ausstieg aus der gesetzlichen Beratung. Wir werden deshalb nach Wegen suchen, in Konfliktsituationen eine wirksame Beratung durchzuführen, ohne einen Schein der bisherigen Art ausstellen zu müssen. Die deutschen Bischöfe werden bei ihrer Frühjahrskonferenz eine Arbeitsgruppe einsetzen, die Richtlinien erarbeiten wird, die diesem Anliegen Rechnung tragen. Bis zu einer entsprechenden Neuregelung werden die Beratungsstellen unserer Diözese nach den bisherigen Vorläufigen Bischöflichen Richtlinien weiterarbeiten, einschließlich der Ausstellung der Beratungsbescheinigung.

Speyer, 27. Januar 1998

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 3 vom 18. März 1998

Ein geistlicher Höhepunkt und ein Fest des ganzen Bistums

Bischofswort zur Feier der Heiligsprechung Edith Steins am 11. Oktober 1998

Liebe Katholiken im Bistum Speyer, liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Seit ihrer Seligsprechung am 1. Mai 1987 in Köln, die mit ein Grund für den damaligen Besuch von Papst Johannes Paul II. in Speyer war, ist Edith Stein in unserem Bistum auf eine neue Weise geistig und geistlich präsent geworden. Ihr Andenken und ihre Verehrung sind wohl nirgendwo so lebendig wie hier.

Ihre Taufkirche in Bad Bergzabern wurde – besonders nach ihrer Umgestaltung – eine vielbesuchte Taufkirche. In der Taufkapelle des Speyerer Domes gibt es eine Edith-Stein-Gedenkstätte. Ein Teil des Domplatzes trägt ihren Namen. Im Kloster St. Magdalena in Speyer wurde in zwei Klassenzimmern, in denen sie unterrichtet hat, eine Edith-Stein-Dauerausstellung eingerichtet. Ihr ehemaliges Wohnzimmer im Klostergebäude ist zu einem Meditationsraum umgestaltet worden. Zu ihrem hundertsten Geburtstag 1991 fand im Speyerer Dom ein Triduum, eine dreitägige Feier statt. Ebenso gedachten wir auch 1992 in besonderer Weise ihres 50. Todestages. In Speyer hat die 1994 gegründete Edith-Stein-Gesellschaft Deutschlands ihren Sitz, und in Wachenheim wurde die weltweit erste Edith-Stein-Kirche geweiht. Edith Stein ist in diesen Jahren zu einer wirklichen Bistumsheiligen und Diözesanpatronin geworden.

Ihre Heiligsprechung am 11. Oktober 1998 ist für unsere Diözese erneut ein besonderes Geschenk, eine pastorale Chance und Herausforderung. Sie wird dem Gedächtnis und der Verehrung Edith Steins einen zusätzlichen Schub geben: Noch mehr als bisher wollen wir auf die neue Heilige schauen, uns von ihrer Person, ihrem Leben und Sterben sowie von ihren Schriften inspirieren lassen; noch vertrauensvoller wollen wir sie um ihre Fürsprache bei Gott anrufen, noch öfter wollen wir die Jugendlichen auf diese große jüdisch-christliche Frauengestalt unseres Jahrhunderts als Lebens- und Glaubenshilfe aufmerksam machen.

Ich freue mich sehr, dass ich mit mehreren hundert Gläubigen aus unserem Bistum die Heiligsprechung in Rom mitfeiern kann. Der Sonntag danach, also der 18. Oktober, soll dann für unsere ganze Diözese Speyer zu einem großen Edith-Stein-Fest werden. In allen Pfarreien wollen wir an diesem Sonntag die Eucharistiefeiern, auch die Vorabendmessen, zu Ehren der neuen Heiligen feiern. Dabei wird das Hirtenwort der deutschen Bischöfe zur Heiligsprechung Edith Steins verlesen.

Zur geistlichen Einstimmung auf dieses Fest soll am späten Abend des Samstags in allen Kirchen des Bistums, auch wenn schon eine Vorabendmesse gehalten wurde, eine „Nachtliturgie“ stattfinden. Bausteine für die Gestaltung einer liturgischen Nacht wurden in alle Pfarreien verschickt. Da Edith Stein ein tief eucharistisch geprägter Mensch war, legt sich auch eine Andacht mit eucharistischer Anbetung nahe. Doch sind ebenso andere Formen der liturgischen Gestaltung möglich.

Herzlich bitte ich alle Gläubigen, am Sonntag, 18. Oktober, in ihren Pfarreien die Heiligsprechung Edith Steins mitzufeiern und sich in der vorhergehenden Nacht innerlich darauf vorzubereiten. Ganz besonders bitte ich die Priester, die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Seelsorge sowie die Liturgiekreise, sich dieses Anliegen zu eigen zu machen.

In unserem Dom werden wir ein Triduum veranstalten, das am Freitag, 16. Oktober, abends mit der Aufführung einer Edith-Stein-Kantate beginnt und mit einem feierlichen Pontifikalamt am Sonntag, 18. Oktober um 10.30 Uhr, abschließt. Hauptzelebrant bei diesem festlichen Gottesdienst zu Ehren der Heiligen Edith Stein wird der Apostolische Nuntius in Bonn, Erzbischof Dr. Giovanni Lajolo, sein.

Wenn wir die Heiligsprechung Edith Steins auf die vorgesehene Weise zu einem Fest des ganzen Bistums machen, dann wird dies nach unserer großen Lourdes-Wallfahrt ein weiterer geistlicher Höhepunkt im Jahr des Heiligen Geistes 1998 und auf unserem Weg zum Heiligen Jahr 2000 werden. Möge die heilige Edith Stein uns auf diesem Weg Begleiterin und Fürsprecherin bei Gott sein!

Speyer, 11. Oktober 1998

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 12 vom 29. September 1998

Den Menschen nahe sein

Aufruf des Bischofs zur Aktion „Leben mit Sozialhilfe“

Liebe Schwestern und Brüder im Glauben,

„Um Gottes willen: den Menschen nahe“ – dieses Motto begleitet uns im Rahmen der „Initiative 2000“ durch das ganze Jahr 1999. Es ist das letzte Jahr der Vorbereitung auf die Jahrtausendwende. „Um Gottes willen: den Menschen nahe“ – das Motto macht uns bewusst, dass Gott uns nahe gekommen ist durch die Menschwerdung seines Sohnes in Jesus von Nazareth. In ihm hat sich Gott unüberbietbar und für immer mit uns und mit allen Menschen solidarisiert. Deshalb begegnen wir in allen, auch den fremden und fernstehenden Mitmenschen dem menschenfreundlichen Gott. „Den Menschen nahe“ sind wir, wo immer wir uns von dieser Menschenfreundlichkeit Gottes ergreifen lassen und sie anderen erfahrbar machen.

Den Menschen nahe sein wollen wir in der bevorstehenden Fastenzeit vor allem durch unsere diözesanweite Aktion „Leben mit Sozialhilfe“. Dabei möchten wir versuchen, einmal einen Monat lang testweise von dem Geldbetrag zu leben, der uns von der Sozialhilfe her zustünde. Wir können damit ein Zeichen der Solidarität mit den Menschen unter uns setzen, die oft „arm dran“ sind und deren äußere und innere Not meist unbeachtet bleibt. So bitte ich Sie herzlich: Machen Sie bei unserer Monatsaktion mit! Wie das im Einzelnen geht, darüber informiert Sie ein Faltblatt, das in diesem Gottesdienst verteilt wird.

Liebe Schwestern und Brüder, schon immer war die Fastenzeit für uns Christen eine Zeit, unser Leben, unser Verhältnis zu Gott und den Mitmenschen zu überprüfen. Ich wünsche Ihnen und mir, dass uns in diesem Bemühen die Aktion „Leben mit Sozialhilfe“ eine gute Hilfe sein kann.

Möge uns der menschenfreundliche Gott mit seinem Segen begleiten!

Speyer, 17. Januar 1999

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 1 vom 4. Februar 1999

Das Bußsakrament neu beleben

Bischofswort zur österlichen Bußzeit

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Liebe Mitchristinnen und Mitchristen!

„Wer ein richtiger Christ ist, der danke Gott, dass er die Beichte haben kann und gebrauche sie mit Freude und Lust. Ich gäbe um alle Schätze der ganzen Welt die Beichte nicht her; denn ich weiß, was für Stärke und Trost ich ihr zu verdanken habe.“

Man ist einigermaßen erstaunt, wenn man erfährt, dass diese Worte von Martin Luther stammen.¹ Eher würde man sie von einem Papst erwarten, etwa von Johannes XXIII., der sein Leben lang jede Woche zur Beichte ging. Und das sicher nicht wegen der Vielzahl seiner Sünden, sondern weil er die wunderbare Kraft kannte, die von diesem Sakrament ausgeht.

Auch der jetzige Papst, Johannes Paul II., wird nicht müde, auf die Bedeutung des Bußsakramentes hinzuweisen: So geht er jeden Karfreitag ostentativ in der Peterskirche in Rom selbst in einen Beichtstuhl, um dieses Sakrament zu spenden. Bei seinem ersten Deutschlandbesuch 1980 in Fulda sagte er den Priestern: „Zusammen mit mir werdet Ihr mit schmerzlicher Sorge feststellen, dass der persönliche Empfang des Bußsakramentes in Euren Gemeinden während der letzten Jahre sehr stark zurückgegangen ist. Herzlich bitte ich Euch, ja, ich ermahne Euch, alles zu tun, dass der Empfang des Bußsakramentes in der persönlichen Beichte wieder selbstverständlich wird für alle Getauften [...] Bemüht Euch aber auch selbst um den regelmäßigen Empfang des Bußsakramentes.“

Den deutschen Bischöfen sagte er damals: „Ich bin überzeugt, dass ein Aufschwung des sittlichen Bewusstseins und christlichen Lebens eng, ja unlöslich an eine Bedingung gebunden ist: an die Belebung der persönlichen Beichte. Setzt hier eine Priorität Eurer pastoralen Sorge!“²

¹ Zitiert in Alfred Läßle, Lesebuch zum Katholischen Erwachsenenkatechismus, Pattloch 1986, S. 448. Dort heißt es auch in der Fußnote 5: „Martin Luther hat bis zum Ende seines Lebens bei Johannes Bugenhagen (1485-1558), dem zum evangelischen Glauben übergetretenen Stadtpfarrer von Wittenberg, gebeichtet. In den Schmalkaldischen Artikeln (1536/38) schreibt er im dritten Teil der Artikel ‚Von dem Schlüssel‘ und ‚Von der Beichte‘: ‚Weil die Absolution oder Kraft der Schlüssel auch eine Hilfe und Trost ist wider die Sünde und bösen Gewissen, im Evangelium von Christus gestiftet, so soll man die Beichte oder Absolution beileibe nicht lassen abkommen in der Kirche‘.“

² Verlautbarungen des Apostolischen Stuhls 25, Papst Johannes Paul II. in Deutschland, S. 112 und S. 126.

Liebe Mitchristen! Im letzten Vorbereitungsjahr auf das Heilige Jahr 2000 ist in der ganzen Kirche das Bußsakrament ein pastoraler Schwerpunkt, ähnlich wie es in den beiden vorausgegangenen Jahren die Taufe bzw. die Firmung waren. Der Empfang des Bußsakramentes ist auch eine wesentliche Voraussetzung, um den Jubiläumsablass im Heiligen Jahr zu erlangen. Deshalb drängt es mich, in meinem diesjährigen Fastenhirtenwort einige Hinweise und Anregungen zum Bußsakrament zu geben.

Zunächst möchte ich dankbar feststellen, dass immer noch gebeichtet, stellenweise sogar wieder mehr gebeichtet wird. Es gibt auch bei uns eine beachtliche Zahl von Gläubigen, auch Jugendlichen, für die die regelmäßige Beichte zum Grundbestand ihres geistlichen Lebens gehört. Bei Besinnungs- und Einkehrtagen wird oft die Möglichkeit zum Empfang des Bußsakramentes genutzt; ebenso vor der Erstkommunion, vor der Firmung und zusammen mit der Krankensalbung. In allen sogenannten neuen geistlichen Gemeinschaften und Bewegungen ist die regelmäßige Beichte ein gemeinsames Element. Klöster und Wallfahrtsorte sind auch heute noch Beichtzentren, und in vielen Pfarreien werden regelmäßige Beichtzeiten angeboten, die von den Gläubigen auch wahrgenommen werden.

Dennoch ist das Bußsakrament bei uns in eine Krise geraten, wie sie sich vor vierzig Jahren niemand hätte vorstellen können. Von vielen Gläubigen wird es übersehen, verdrängt und vergessen. Es gibt Gemeinden, wo man nüchtern den Zusammenbruch der sakramentalen Beichte feststellen muss. Noch schlimmer ist, dass dieser Tatbestand kaum als Problem und Herausforderung empfunden wird, dass er kaum beklagt, sondern eher tabuisiert wird. Wo er zur Sprache kommt, erklärt man ihn nicht selten mit unguten Erfahrungen, die man beim Beichten gemacht hat. Man hat die Beichte nicht als Sakrament der Barmherzigkeit, sondern mehr als Ort der Härte und der Auslösung falscher Schuldgefühle erlebt. Andere waren enttäuscht vom ungenügenden geistlichen Zuspruch durch den Beichtvater.

Doch haben auch andere Entwicklungen dazu beigetragen, dass das Bußsakrament vernachlässigt wurde: So wurde die Entkoppelung von Kommunionempfang und Beichte dahingehend missverstanden, als gäbe es hier überhaupt keinen inneren Zusammenhang. Eine Verunsicherung in der Beurteilung von Schuld und Sünde hat sich breit gemacht. Die neu eingeführten Bußandachten wurden oft fälschlich als Beichtersatz verstanden. Auch in der Verkündigung, im Religionsunterricht und in der kirchlichen Bildungsarbeit wurde das Bußsakrament zu selten und nicht gründlich genug behandelt.

Dazu kommt, dass die Wesenselemente des Bußsakramentes, nämlich Sündenbewusstsein, Sündenbekenntnis und Sündenvergebung dem vorherrschenden gesellschaftlichen Bewusstsein fremd geworden sind. Wo es Gott nicht gibt, gibt es auch keine Sünde, die wesentlich Entfremdung von Gott und Beschädigung der Gottesbeziehung ist. Wo alles Versagen des einzelnen ausschließlich auf Veranlagung, Erziehung, Milieu und Gesellschaft zurückgeführt wird, kann sinnvollerweise nicht mehr von Verantwortung und deshalb auch nicht mehr von Verantwortungslosigkeit und persönlicher Schuld gesprochen werden. Treffend spricht man von einem „heimlichen Unschuldswahn, der sich in unserer Gesellschaft ausbreitet“, der nicht nur den Glauben an Gott, sondern auch die Mitmenschlichkeit gefährdet.³

Was ist angesichts dieses Befundes zu tun?

Das Erste, meine ich, wäre, dass wir den Bedeutungsverlust des Bußsakramentes im Bewusstsein und in der Praxis nicht einfach hinnehmen, sondern ihn als einen geistlichen Verlust erkennen, mit dem wir uns nicht abfinden dürfen. Alle Elemente des christlichen Glaubens und des kirchlichen Lebens, besonders aber die sieben Sakramente, sind organisch miteinander vernetzt. Daher ist der Ausfall eines Sakramentes nicht nur eine punktuelle Leerstelle, sondern er beeinträchtigt negativ das gesamte Glaubensbewusstsein und den gesamten christlichen Glaubensvollzug. Das Aufgeben der Beichtpraxis ist daher sicher auch Mitursache für andere Defizite in unserem persönlichen und gemeindlichen Leben.

In einem zweiten Schritt müssten wir uns neu des einzigartigen Heilswertes des Bußsakramentes vergewissern. Es ist die Ostergabe des Herrn an seine Kirche. Das Johannesevangelium beschreibt, wie Jesus am Tag seiner Auferstehung seine Apostel anhauchte und sagte: „Empfangt den Heiligen Geist! Wem ihr die Sünden vergebt, dem sind sie vergeben“ (20, 22).

Im Bußsakrament nimmt Gott mich in meiner Verantwortlichkeit persönlich und radikal ernst. Er gibt mir die Möglichkeit, meine Schuld auszusprechen, was schon eine starke Entlastung bedeutet; er lässt mich durch die Stimme des Priesters seine wirksame Lossprechung von der Sünde hören; er schenkt mir Versöhnung und volle Wiedereingliederung in die Gemeinschaft der Kirche; er gibt mir Kraft zu einer besseren Beziehung zu Gott, zu den Mitmenschen, zu mir selbst und meinen Aufgaben. In der christlichen Kunst gibt es ein Gemälde, das den Vorgang der sakramentalen Lossprechung auf bewegende Weise ins Bild bringt: Die Heimkehr des verlorenen

³ Vgl. Würzburger Synode, Beschluss: Unsere Hoffnung I. 5.

Sohnes von Rembrandt. Der Vater beugt sich in Liebe und Freude über den heimgekehrten Sohn, legt seine Hände auf seine Schultern und zieht ihn an sein Herz. Bei näherem Hinsehen erkennt man, dass der Vater zwei verschiedene Hände hat: die Hand eines Mannes und die Hand einer Frau, Vater- und Mutterhände!

Aus einer langen Erfahrung heraus schreibt ein Psychotherapeut: „Um meinen Seelenfrieden zu erhalten, muss ich noch ein Wort einfügen, das radikal gegen die Zeitströmung steht: Ich bin überzeugt, dass die Aufgabe der persönlichen Beichte mindestens psychologisch ein großer Verlust und Schaden ist [...], dass mir ein anderer im Namen Gottes und der Gemeinschaft Lossprechung erteilt, ist eine Verleiblichung des Heils, eine besiegelnde Erfahrung, auf die zu verzichten nicht weise und nicht heilsam wäre.“⁴ Auch Außenstehende ahnen die Gnade des Bußsakramentes. So bekennt der bekannte Schriftsteller Max Frisch: „Ein Katholik hat die Beichte, um sich von seinem Gewissen zu erholen, eine großartige Einrichtung; er kniet nieder und bricht sein Schweigen, ohne sich den Menschen auszuliefern, und nachher erhebt er sich, tritt wieder seine Rolle unter den Menschen an, erlöst [...] Ich habe bloß meinen Hund, der schweigt wie ein Priester.“⁵

Zur Wiederbelebung des Bußsakramentes ist weiterhin eine ehrliche Selbstbefragung unerlässlich: Welchen Stellenwert hat das Bußsakrament in meinem Glaubensbewusstsein, in meiner persönlichen Glaubenspraxis, in meiner Glaubensvermittlung? Die Priester und alle für die Seelsorge Verantwortlichen sollten sich zudem die Frage stellen, welches Gewicht die Thematik in ihrer pastoralen Tätigkeit hat. Aus der redlichen Antwort müssten dann eventuell die notwendigen Konsequenzen gezogen werden.

Notwendig sind ein neues Bemühen um ein eigenes tieferes Verständnis des Bußsakramentes und eine verstärkte Thematisierung in der Verkündigung, im Religionsunterricht, in der Erwachsenenbildung, im Pfarrgemeinderat und im Pfarrverbandsteam. Dazu bietet uns der Katholische Erwachsenenkatechismus (S. 363-374) eine ausgezeichnete Hilfe, nicht weniger aber auch das Gotteslob. Dieses kann uns in hervorragender Weise das Verständnis für das Bußsakrament neu erschließen. Unter den Nummern 54 bis 67 werden umfassende Verstehenshilfen gegeben für Sünde, Umkehr und Vergebung, für Bußgottesdienst und Bußsakrament, für den

⁴ Albert Görres, Schuld und Schuldgefühle, in: Internationale Katholische Zeitschrift, September 1984, S. 440.

⁵ Max Frisch, Mein Name sei Gantenbein, S. 152 – zitiert im neuen evangelischen Gesangbuch, bayerische Ausgabe, Nr. 884.

Vollzug des Bußsakramentes in Gewissenserforschung, Gebet und Bekenntnis. Vor allem geben die vier ausführlichen Gewissenspiegel für Erwachsene, die Anregungen zur Kinder-, Schüler-, und Jugendbeichte auf einfühlsame Weise Hilfestellung zur Selbsterkenntnis. Sie sind wie eine ausgefaltete christliche Lebenslehre und damit auch eine gute Lebens- und Beichthilfe. Wer sich vom Bußsakrament entfremdet hat, kann hier wieder einen ersten Zugang gewinnen.

Liebe Schwestern und Brüder!

1999, das letzte Vorbereitungsjahr auf das Heilige Jahr zur Jahrtausendwende ist in besonderer Weise Gott, dem Vater aller Menschen, geweiht. Jesus hat uns und aller Welt unüberbietbar Gott als liebenden und barmherzigen Vater geoffenbart. Nirgendwo begegnen wir seiner Liebe und Barmherzigkeit so handgreiflich wie in der Beichte. Suchen wir wieder neu und wieder öfter diese nicht bequeme, aber beglückende Begegnung.

Im Gebet und im Glauben Ihnen allen herzlich verbunden, grüße und segne ich Sie im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes.

Speyer, am Fest der Bekehrung des Apostels Paulus, 25. Januar 1999

28. Februar 1999

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 4. Februar 1999

Für Mutter und Kind

Bischofswort zur Thematik der Schwangerenberatung vom 16. Oktober 1999

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Liebe Mitchristen!

Seit Monaten gibt es kaum eine Frage, die in unserer Gesellschaft und in der katholischen Kirche in Deutschland so heiß und so kontrovers diskutiert wird wie die kirchliche Schwangerenkonfliktberatung. Nach den Beratungen der Bischofskonferenz vor drei Wochen ist nun die Entscheidung jedes einzelnen Bischofs gefordert.

Nach reiflicher Überlegung und vielen internen Gesprächen habe ich den Entschluss gefasst, die Schwangerenberatung im Bistum Speyer neu zu regeln. Auch weiterhin werden wir schwangere Frauen in Not- und Konfliktsituationen beraten und unterstützen. Wir werden in unseren Beratungsstellen aber keine Beratungsbescheinigungen nach Paragraph 7 des Schwangerschaftskonfliktgesetzes mehr ausstellen. Mit diesem Bischofswort möchte ich meine Entscheidung, die zu den schwierigsten meiner 16 Bischofsjahre gehört, begründen.

Die Kirche hat von Anfang an das ungeborene Kind als kostbares Gut, als schutzberechtigten Menschen im ersten Stadium seiner Entwicklung angesehen und deshalb immer auch die Würde der Mutterschaft betont. Liturgischer Ausdruck dafür ist zum Beispiel die Feier der Empfängnis Jesu („Mariä Verkündigung“) und die Feier der Geburt Jesu an Weihnachten.

Es ist heute auch wissenschaftlich erwiesen, dass das ungeborene Kind bereits alle Möglichkeiten seiner späteren Entwicklung in sich trägt. Es ist ein und derselbe Mensch, der vom Augenblick der Zeugung an in einem kontinuierlichen Prozess seine Anlagen entfaltet, bis er – erst lange Jahre nach der Geburt – zu einem eigenverantwortlichen, selbständigen Dasein heranwächst. Von daher ist Abtreibung Tötung eines ungeborenen menschlichen Wesens, also ein schweres Unrecht und für die Mutter, aber auch für den Vater, ja für die ganze Gesellschaft ein großes Unglück. Deshalb sah sich die Kirche von ihrem Auftrag und Menschenverständnis her immer auch verpflichtet, die gesetzliche Abtreibungsregelung des Staates kritisch zu begleiten.

Als in Deutschland der Gesetzgeber, um Abtreibungen zu verhindern, im Jahr 1976 eine Beratungspflicht einführte, hat die Kirche sofort Schwangerenberatungsstellen eingerichtet. Dort fanden Mütter in Not- und Konfliktsituationen eine Beratung, die auf

das Lebensrecht des Kindes und die Würde der Frau ausgerichtet war. Zugleich wurden den Frauen Hilfen zur Behebung der Not vermittelt. Diese Beratung hatte für eine straffreie Abtreibung noch keinen zentralen Stellenwert. Entscheidend für eine abtreibungswillige Frau war vielmehr, dass sie von einem Arzt eine sogenannte Indikationenfeststellung erhalten konnte, die unter bestimmten Voraussetzungen eine straffreie Abtreibung ermöglichte. Schon damals gab es bei den deutschen Bischöfen Bedenken, eine solche Beratung zu bescheinigen; man meinte aber, dies verantworten zu können, da weder die Beratung noch die Bescheinigung darüber eine Schlüsselfunktion in der damaligen Gesetzeskonzeption hatten.

Durch die gesetzliche Neuregelung von 1995 erhielt die Beratungsbescheinigung jedoch eine völlig neue Bedeutung und Gewichtung: Der schriftliche Beratungsnachweis wurde eine direkte Voraussetzung für die Vornahme einer straffreien Abtreibung. Abtreibung blieb zwar weiter rechtswidrig, wurde aber durch Vorlage des Beratungsscheines straffrei.

Dennoch meinte ich damals, die Ausstellung der Beratungsbescheinigungen zunächst weiterhin tolerieren zu können: Denn zum einen hatte die Gesetzgebung Vorläufigkeitscharakter und war verbunden mit der Pflicht der Überprüfung und des Nachbesserns. Zum andern setzte unter den deutschen Bischöfen in Rückbindung an den Papst ein neues Nachdenken und Suchen über die pastorale und moralische Beurteilung der einschlägigen Beratungsbescheinigung ein. Entsprechend hatten auch die Richtlinien für die katholischen Schwangerenberatungsstellen nur vorläufigen Charakter.

Der Heilige Vater hat nun in einem Brief vom 18. September 1999 „nach einer Zeit des Hörens, des Überlegens und des Gebetes [...] auch in seiner Verantwortung als Hirte der ganzen Kirche“ die deutschen Bischöfe inständig gebeten, den rat- und hilfesuchenden Müttern in Not- und Konfliktsituationen weiter, ja verstärkt zu helfen, jedoch eine Beratungsbescheinigung nicht weiter auszustellen, da diese eine Schlüsselfunktion für die Ermöglichung einer straflosen Abtreibung hat.

Diese dringende Bitte muss auch im Zusammenhang gesehen werden mit den politischen, gesellschaftlichen und bewussteinemäßigen Veränderungen, die in Deutschland, was die Abtreibung angeht, in den letzten Jahren stattgefunden haben. Die vom Gesetzgeber angezielte Verbesserung des Lebensschutzes durch die Pflichtberatung ist nicht erreicht worden. Die Zahl der Abtreibungen hat sich nicht verringert. Das neue Gesetz ermöglicht sogar in bestimmten Fällen legale

Abtreibungen ohne Beratungspflicht fast bis zur Geburt – ein Tatbestand, der den Rechtsstaat an einer vitalen Stelle in seiner Substanz trifft. Unmenschliche Spätabtreibungen von behinderten Kindern – selbst wenn eine Behinderung nur vermutet wird – führen zu keiner Gesetzesänderung. In einer breiten Öffentlichkeit geht das Bewusstsein immer mehr verloren, dass nach geltendem Recht Abtreibung nach wie vor Unrecht ist. Vielmehr neigt das vorherrschende Bewusstsein dazu, Abtreibung, weil straflos, auch als rechtens, als erlaubt, hilfreich und ethisch verantwortbar, ja sogar als Rechtsanspruch anzusehen. Die Politik lässt keine Bereitschaft erkennen, ihrer vom Bundesverfassungsgericht auferlegten Beobachtungs- und Nachbesserungspflicht der Abtreibungsgesetzgebung nachzukommen. Ebenso wenig nimmt sie ihre Aufgabe wahr, öffentlich für den Unrechtscharakter der Abtreibung zu sensibilisieren.

Es ist sogar so weit gekommen, dass nach dem Bundesverfassungsgericht ein Kind als Schadensquelle angesehen werden kann und dass es einem Arzt erlaubt ist, sein gesamtes Einkommen aus der Tötung ungeborener Kinder zu bestreiten. Unübersehbar gibt es hier erschreckende Anzeichen einer Zivilisation des Todes.

In diesem Kontext, der noch lange nicht ganz ausgeleuchtet ist, habe ich mich in meinem Gewissen verpflichtet gefühlt, die weitere Ausstellung von Beratungsscheinen in unserem Bistum zu beenden. Nach Rücksprache mit dem zuständigen Ministerium von Rheinland-Pfalz und dem Saarland, die ich erbeten habe, wird diese Entscheidung am 1. Januar 2000 wirksam.

Unabhängig davon werden wir unsere bisherige Beratung durch unsere qualifizierten und hochmotivierten Beraterinnen, denen ich herzlich für ihren Dienst danke, ohne Abstriche weiterhin anbieten. Wir werden unsere Hilfeleistungen für schwangere Frauen wie bisher in vollem Umfang, sogar noch verstärkt weiterführen. Wir werden unsere Pfarreien bitten, ihre Mitverantwortung für alle ungeborenen Kinder und ihre Mütter wahrzunehmen und ihre Hilfsangebote vor Ort zu erweitern. Das Bewusstsein muss neu geweckt werden, dass einer Mutter nur geholfen ist, wenn ihrem Kind geholfen wird, und dass einem Kind nur geholfen ist, wenn seiner Mutter geholfen wird. Wir wollen ein noch größeres Hilfswerk und Hilfsnetz aufbauen und noch stärkeren Einfluss nehmen auf das gesellschaftliche Bewusstsein. Wir werden uns noch weniger als bisher mit der bestehenden Gesetzgebung abfinden. Wir werden uns aber noch mehr als bisher dafür in Pflicht nehmen lassen, mit zu sorgen, dass in unserem Lebensbereich jede Frau, die ein Kind unter ihrem Herzen trägt, guter Hoffnung sein

kann, d. h. dass sie ihr Kind annehmen, zur Welt bringen, es versorgen, es erziehen und sich an ihm freuen kann.

Ich bin mir bewusst, dass es manchen von Ihnen Schwierigkeiten bereiten wird, meine Darlegungen uneingeschränkt zu übernehmen. Ich kenne die Einwände, die man durchaus dagegensetzen kann, und habe sie mitbedacht. Dennoch bitte ich alle, die mein Wort erreicht, herzlich, meine Entscheidung zu respektieren und den Gründen dafür Verständnis entgegen zu bringen. Noch wichtiger ist, dass wir auch in Zukunft, ja noch mehr als bisher, uns für Mutter und Kind, für Kind und Mutter einsetzen.

Am wichtigsten bleibt unser Glaube, dass unser Leben von Gott kommt und zu Gott führt; es ist kraft der Auferstehung Jesu Christi von der Herrschaft des Todes befreit und zur Teilhabe am ewigen Leben des dreieinigen Gottes bestimmt. Dieses Bekenntnis darf für uns Christen kein leeres Wort bleiben. Es fordert uns alle auf, dem menschlichen Leben in all seinen Phasen mit Ehrfurcht zu begegnen, besonders dort, wo es unserer Hilfe bedarf.

Speyer, 16. Oktober 1999, am 16. Jahrestag meiner Bischofsweihe

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 1 vom 18. Januar 2000

Ein großes Jubiläumsjahr für Christus und die Christen

Bischofswort zum Heiligen Jahr 2000

Liebe Katholiken in unserem Bistum Speyer, liebe Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens und der Kirche!

Noch wenige Tage trennen uns vom Jahr 2000. Papst Johannes Paul II. hat es zum „Heiligen Jahr“ erklärt. Seit 1300 gab es 25 sogenannte „Heilige Jahre“. Doch zum ersten Mal ist ein Heiliges Jahr mit einem Jahrtausendwechsel verbunden: Wir feiern das Jahr 2000 nach Christi Geburt und damit ein besonderes Christusjahr, ein großes Jubiläumsjahr für Christus und die Christen. Deshalb lautet sein Leitwort: „Christus gestern – heute – in Ewigkeit. Sein ist die Zeit“. Deshalb sprengt sein zeitlicher Rahmen auch das übliche Kalenderjahr. Es beginnt am Fest der Geburt, am 24./25. Dezember 1999, und endet mit Epiphanie, dem Hochfest der Erscheinung des Herrn Jesus Christus am 6. Januar 2001. So wird durch die zeitliche Rahmung des Großen Jubiläumsjahres das zweite christliche Jahrtausend mit dem dritten christlichen Jahrtausend zusammengebunden.

Die Christusbezogenheit des bevorstehenden Heiligen Jahres kommt besonders zum Ausdruck in zwei symbolhaften Bildern: In unserem Diözesanlogo führt das Kreuz, das für Jesus Christus steht, in die Sonne, also zu Gott, dem Vater. Das weltkirchliche Logo zeigt ein Kreuz, das über den Erdkreis gelegt ist. Seine fünf Erdteile sind als fünf miteinander verbundene Tauben dargestellt. Damit wird ausgedrückt: Christus ist durch seinen Heiligen Geist zu allen Zeiten und an allen Orten heilswirksam.

Zum ersten Mal soll das Heilige Jahr nicht nur wie sonst allein in Rom, sondern auch im Heiligen Land und in jeder Ortskirche gefeiert werden. Das geschieht, wenn wir es als Einzelne, als Familien, als Pfarreien, als Bistum zu einem besonderen „Jahr mit Christus“ machen. Wir wollen deshalb auch in unserer Diözese gemeinsame Akzente setzen, die natürlich durch zusätzliche Initiativen vor Ort ergänzt werden können und sollen.

Zum Auftakt des großen Christusjubiläums wird in allen Kirchen – auch in die evangelischen – zur Feier der Christmette ein Kerzenlicht aus Betlehem gebracht. Dieses „Licht aus Bethlehem“ bindet uns an den Geburtsort Jesu zurück. Es kann weitergetragen werden in die Familien, in Krankenhäuser, Altenheime und Kindergärten sowie in andere kirchliche Häuser und auf die Friedhöfe; es sollte an allen Hauskrippen brennen und kann auch bei der Sternsinger-Aktion mitgeführt werden.

Mit ihm kann man das ewige Licht vor dem Tabernakel unserer Kirchen entzünden und das ganze Jahr über erhalten.

Offiziell wird das Heilige Jahr 2000 für die Diözese wie in allen Bischofskirchen der Weltkirche durch das Pontifikalamt im Dom am ersten Weihnachtstag eröffnet. Damit ist auch ein besonderer Ritus verbunden.

Der Silvestergottesdienst, der an das Schwellenjahr zum dritten christlichen Jahrtausend heranführt, hat in diesem Jahr einen besonderen Stellenwert. Auch wenn das weltliche Feiern nicht zu kurz kommen soll, wollen wir als Christen Sorge tragen, dass Silvester 1999 nicht nur ein profanes Fest wird. Ich bin überzeugt, dass liturgisch besonders gestaltete Gottesdienste zum großen Datumswechsel und Gebetswachen in der Silvesternacht überall Zuspruch finden werden.

Wo immer Geburtstag gefeiert wird, wird die Mutter mitgeehrt. Das Heilige Jahr 2000 als besonderes Christusjahr lenkt deshalb unseren Blick auch auf Maria, die Mutter Jesu. Wäre es nicht gut, den „Engel des Herrn“ beim täglichen „Angelusläuten“ wieder zu beleben? Erinnert dieses Gebet doch an den Kerngedanken des Jubiläumsjahres, die Menschwerdung des ewigen Gottessohnes aus Maria, der Jungfrau! Im Heiligen Jahr herausgehoben werden sollte auch das Fest der Empfängnis Jesu, also der Ankündigung seiner Geburt, neun Monate vor Weihnachten am 25. März. Am 15. August, dem Hochfest der in den Himmel aufgenommenen Mutter Jesu, der Patronin unseres Domes und unseres Bistums, wollen wir, wie es schon frühere Bischöfe taten, unser Bistum neu und feierlich Maria anvertrauen.

In der ganzen Weltkirche wird im Heiligen Jahr 2000 die Verehrung und Feier der Eucharistie sakramentaler Schwerpunkt sein. Ist diese doch Zeichen und Ort der intensivsten Gegenwart und Heilswirksamkeit des Erlösers Jesus Christus. Es ist mein Herzenswunsch, dass im Jahr des Großen Jubiläums das Große Gebet in allen Pfarreien neu belebt und wieder ein großes Gemeindefest wird, ebenso, dass überall wieder eucharistische Andachten und Gebetsstunden gehalten werden.

Die Fronleichnamsprozession soll in allen Pfarreien unter dem Thema des zur gleichen Zeit in Rom stattfindenden Eucharistischen Weltkongresses stehen: „Jesus Christus, einziger Erlöser der Welt – Brot für das neue Leben“. Am darauffolgenden Sonntag sollen ebenfalls alle Eucharistiefeier im Bistum in geistlicher Verbundenheit mit der Statio Orbis, dem Schluss- und Höhepunkt des Eucharistischen Weltkongresses, begangen werden.

Natürlich verlangt auch das Weihnachtsfest 2000 als eigentlicher Jubiläumstag im Jubiläumsjahr eine entsprechend herausragende Gestaltung. Während des ganzen Jahres soll das Gebet zum dreifaltigen Gott, das der Papst eigens für die Weltkirche verfasst hat, auch in unserem Bistum zu einem gemeinsamen Grundgebet werden.

Zielpunkt unserer dreijährigen „Initiative 2000“ und damit auf Bistumsebene auch Höhepunkt unserer Veranstaltungen im Laufe dieses Jahres soll der Pfingstsonntag werden. Wie sonst nach Johanniskreuz werden die Gläubigen aus allen Teilen des Bistums nach Speyer eingeladen. Im Schatten des Domes werden wir am Vormittag Eucharistie feiern. Zur gleichen Zeit kommen in verschiedenen Speyerer Gotteshäusern Christen aus den anderen christlichen Konfessionen unserer Region, mit denen wir ökumenisch verbunden sind, zu ihren Gottesdiensten zusammen. Anschließend feiern alle ein Fest der Begegnung und einen gemeinsamen ökumenischen Gottesdienst. Der Tag steht unter dem Leitwort: „Christus prägt, sein Geist bewegt“. Als Christen verschiedener Konfessionen wollen wir uns auf unsere gemeinsamen Wurzeln besinnen und der Entschlossenheit Ausdruck geben, im Hören auf Gottes Geist die Kirchentrennungen zu überwinden. Schon heute lade ich das ganze Bistum zu diesem „Christ-Fest 2000“ herzlich ein.

Bereits an den beiden Vortagen veranstalten die katholischen und evangelischen Jugendverbände in Speyer ein ökumenisches Jugendfestival. In diesem Zusammenhang lädt unser BDKJ zu einer „Spirit’n’Fun Night“ in der Nacht zum Sonntag im Dom ein, die an das Jugendprogramm unserer Lourdes-Wallfahrt vor einem Jahr anknüpft.

Seit jeher hatte das Heilige Jahr drei spezifische Kennzeichen: die Heilige Pforte, die Wallfahrt und den Ablass. Das Heilige Jahr wird für die ganze Kirche durch die „Öffnung der Heiligen Pforte“ durch den Papst im Petersdom in Rom eingeleitet. Diese wird zur Beendigung des Heiligen Jahres wieder geschlossen. Die geöffnete Heilige Pforte ist eindrucksvoller Hinweis auf Jesus Christus, der von sich sagt: „Ich bin die Tür“ (Joh 10, 9). Er ist auch im neuen Jahrtausend für uns und für alle Welt der Zugang zu Gott, dem Vater, zu unserer eigenen Tiefe, zu allen unseren Mitmenschen und zum ewigen Leben. Im Hinblick darauf könnte es ein schönes Zeichen sein, wenn die Hauptportale unserer Kirchen, besonders an Festtagen, geschmückt würden. Noch mehr sollte uns daran gelegen sein, unsere leider oft verschlossenen Kirchen wieder zu geöffneten Kirchen zu machen. So könnten sich während des Heiligen Jahres täglich zu einer bestimmten Zeit Gläubige in ihrer Kirche zusammenfinden und sie stellvertretend für die Pfarrei zum Gebets- und Anbetungshaus machen. Diese sogenannte „Aktion Geöffnete

Kirchen“ soll ein Markenzeichen aller deutschen Diözesen im Heiligen Jahr werden. Dabei kann man sich auch betend und erinnernd die Geschichte und religiöse Botschaft des Gotteshauses neu aneignen, wie das die andere Aktion der deutschen Diözesen „Kirchenbauten predigen“ anregt.

Schon immer gehörte zum Heiligen Jahr die Wallfahrt, und zwar die Wallfahrt nach Rom zu den Gräbern der Apostel Petrus und Paulus. Deshalb wollen wir in diesem Jahr auch unsere traditionellen Wallfahrten im Bistum verstärkt wahrnehmen – sozusagen als Nachklang zu unserer diözesanen Heilig-Rock-Wallfahrt 1996 nach Trier und zu unserer Lourdes-Wallfahrt 1998. Gerade im Heiligen Jahr könnten so die über dreißig Wallfahrtsorte unseres Bistums noch mehr als bisher zu Orten des Gebetes, der Bekehrung und der Glaubenserneuerung werden.

Anstelle einer großen diözesanen Wallfahrt wollen wir im Bistum das Patrozinium und Hauptwallfahrtsfest unseres Domes, das Fest der Aufnahme Mariens in den Himmel am Dienstag, 15. August 2000, ausweiten: Auch die folgenden Wochentage einschließlich Sonntag, 20. August, sollen zu Wallfahrtstagen in unserem Dom werden. An jedem dieser Tage wird ein Wallfahrtsgottesdienst mit dem Bischof angeboten, zu dem die Gläubigen aus dem ganzen Bistum eingeladen sind.

Zum Heiligen Jahr gehört schließlich der sogenannte Jubiläumsablass. Gewiss steht er nicht im Zentrum der katholischen Glaubenswahrheiten. Auch muss er wohl wegen früherer Missbräuche und immer noch bestehender Missverständnisse erst wieder erschlossen werden. Die Ausführungen des Erwachsenenkatechismus (S. 372-374) bieten dazu eine gute Hilfe. Wichtig ist die Einsicht, dass der Ablass untrennbar mit dem Empfang des Bußsakramentes verbunden ist, dass er also Gewissenserforschung, Reue, Bekenntnis und sakramentale Lossprechung durch den Priester voraussetzt. Der Ablass selbst in Form eines Gebetes oder Bußwerkes erinnert daran, dass jede Sünde, auch wenn sie bereits von Gott durch die Kirche vergeben ist, negative Spuren hinterlässt. Er bietet uns die Möglichkeit, die unheilvollen Folgen unserer Sünden, die wir oft leidvoll erfahren müssen, aufzuarbeiten. Dies können wir leichter in der bewussten Gemeinschaft mit der Kirche, zu der auch die Heiligen gehören und die mit uns an unserer Heiligung und an unserem Heil interessiert sind.

Gerade auch, um den Zusammenhang des Jubiläumsablasses mit Wallfahrt und Bußsakrament herauszustellen, lege ich als Orte zur bevorzugten Gewinnung des Jubiläumsablasses 2000 fest:

- den Marien- und Kaiserdom zu Speyer,
- die Wallfahrtskapelle und die Wallfahrtskirche in Maria Rosenberg,
- die Wallfahrtskapelle und die Wallfahrtskirche „Unsere Liebe Frau mit den Pfeilen“ in Blieskastel,
- die Kirche „Maria Schutz“ in Kaiserslautern,
- die Wallfahrtskirche „Maria Himmelfahrt“ in Ludwigshafen-Oggersheim.

Liebe Schwestern und Brüder, ich möchte dieses Schreiben beschließen mit den Sätzen aus der päpstlichen Verkündigungsbulle des Großen Jubiläums des Jahres 2000:

„Den Blick fest auf das Geheimnis der Menschwerdung des Gottessohnes gerichtet, schickt sich die Kirche an, die Schwelle des dritten Jahrtausends zu überschreiten. Die Geburt Jesu in Betlehem ist kein Ereignis, das sich in die Vergangenheit verbannen ließe: unsere Gegenwart und Zukunft werden von seinem Dasein erleuchtet. Durch die Begegnung mit Christus entdeckt jeder Mensch das Geheimnis seines eigenen Lebens. Jesus ist die wahre Neuheit, die jede Erwartung der Menschheit übersteigt.“

Verbunden im Gebet und mit dem Wunsch für eine gesegnete Adventszeit, für eine gnadenbringende Weihnachtszeit und für ein begnadetes Heiliges Jahr 2000 grüße und segne ich Sie alle – besonders die Kinder und die Kranken.

Speyer, 12. Dezember 1999

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 10 vom 7. Dezember 1999

Mit Jesus Christus ins neue Jahrtausend

Bischofswort zur österlichen Bußzeit im Heiligen Jahr 2000

Liebe Katholiken im Bistum Speyer!

Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens und der Kirche!

Wir schreiben das Jahr 2000. Diese faszinierende Zahl erinnert zuerst an Jesus Christus, nach dessen Geburt sie sich rechnet. Als in der vergangenen Silvesternacht die ganze Menschheit von Zeitzone zu Zeitzone 24 Stunden lang rund um die Erde das Jahr 2000 begrüßte, hat sie – wenn auch vielfach unbewusst – Jesus Christus und seinen Geburtstag mitgefeiert.

Im Kind von Betlehem, in Jesus von Nazareth ist das Unausdenkliche Wirklichkeit geworden; in ihm findet alle Sehnsucht letzte Erfüllung: Gott hat alle Zeit mit seiner Ewigkeit und Liebe, mit seiner Anleitung zum rechten Menschsein und mit der Verheißung der österlichen Vollendung erfüllt. Weil es Jesus Christus in der Geschichte gibt, deshalb gibt es in ihr Sinn und Hoffnung, deshalb ist alle Nacht der Welt und unseres Lebens heilige Nacht, Weihnacht.

Das Jahr 2000 markiert auch die zweitausendjährige Wirkungsgeschichte Jesu Christi. Schon rein historisch betrachtet, hat Jesus eine einzigartige Bewegung ausgelöst. Für uns Christen sind die 2000 Jahre nach Christus zugleich 2000 Jahre mit Christus. Der in Betlehem Geborene ist als der Auferstandene eine Geschichtsmacht. Er lebt und herrscht mit dem Vater im Heiligen Geist. Er macht Geschichte, überall da, wo Menschen an ihn glauben, wo sie in der Gemeinschaft der Kirche mit ihm leben, sich an seiner Person und an seiner Lehre orientieren, die Begegnung mit ihm suchen im Gebet, in der heiligen Schrift und in den Sakramenten; er ist am Werk, wo sie sich in christlicher Verantwortung um eine humane Welt mühen und in der Hoffnung auf die Auferstehung leben und sterben.

Die Wirkungsgeschichte, die Jesus Christus initiiert hat und trägt, zeigt sich in der Ausbreitung des christlichen Glaubens. Im ersten Jahrtausend hat er sich vor allem in Ost- und Westeuropa inkulturiert. Im zweiten Jahrtausend hat er in Amerika, Afrika und Ozeanien Fuß gefasst. Heute hat er Weltdimension angenommen. Nach neuen Statistiken gehören 30 Prozent der Menschheit dem Christentum an, 28 Prozent den fernöstlichen Religionen, 17 Prozent dem Islam. Die Zahl der Christen beträgt knapp zwei Milliarden; von ihnen sind über eine Milliarde römisch-katholisch. Zum ersten Mal in ihrer Geschichte ist die Kirche Welt-Kirche geworden.

Eindrucksvoll zeigte sich dies in den letzten Jahren bei den sogenannten Kontinentalsynoden. Bischöfe aus allen fünf Erdteilen besprachen in Rom jeweils wochenlang die Situation und die Zukunftsperspektiven des kirchlichen Lebens auf ihrem Kontinent. Insgesamt ist unsere Kirche mit 4.500 Bischöfen, 400.000 Priestern, 800.000 Ordensfrauen und 80 Millionen Mitgliedern in neuen geistlichen Gemeinschaften in den meisten Teilen der Erde eine wachsende Kirche, selbst in Ländern, wo sie unterdrückt wird. Die Papstreisen zeigen die weltweite Bedeutung der katholischen Kirche und ihres Petrusamtes. Die Weltjugendtage machen unübersehbar deutlich, dass unsere Kirche nicht nur 2000 Jahre alt, sondern auch 2000 Jahre jung ist und Zukunft hat.

Die geschichtliche Wirksamkeit des lebendigen Christus zeigt sich in Menschen, die in jeder Generation den christlichen Glauben konsequent und radikal lebten, ob sie kirchenamtlich heiliggesprochen sind oder nicht. Sie leuchtet auf in den christlichen Blutzeugen. Besonders zahlreich waren sie am Beginn der Geschichte des Christentums und im 20. Jahrhundert, in dem es allein 700 deutsche katholische Märtyrer gab, unter ihnen sechs aus unserem Bistum. Heute müssen ungefähr 230 Millionen Christen auf Grund ihrer Religion Benachteiligung oder sogar Verfolgung erleiden. Anfang des Jahres war zu lesen, dass 1999 schätzungsweise 164.000 Christen wegen ihres Glaubens getötet wurden. Darunter waren auch 37 katholische Missionare.

Beweis für die Geschichtsmächtigkeit von Jesus Christus sind Menschen, die dem Christentum neue und nachhaltige Impulse geben. Dazu zählen besonders die Ordensgründer wie Benedikt von Nursia, der Vater des Abendlandes, Franz von Assisi, den viele als „Mann des zweiten Jahrtausends“ ansehen, Ignatius von Loyola und die vielen Frauen und Männer, die im 19. Jahrhundert Missions- und Sozialorden ins Leben gerufen haben. Erinnert sei auch an die drei Frauen, die Papst Johannes Paul II. kürzlich zu Patroninnen Europas erklärt hat: Brigitta von Schweden, Katharina von Siena und Edith Stein.

Ebenso steht Jesus Christus als Impulsgeber hinter der christlichen Gebetskultur und Liturgie, ist er Inspirator für die vielen Formen der christlichen Kunst und für alles Nachdenken in der christlichen Philosophie und Theologie.

Jesus Christus ist die Kraft, die dem Glauben von Anfang an auch eine soziale und humanisierende Stoßrichtung gab. Die Liebe Gottes, die in Jesus Mensch geworden ist und sich unterschiedslos und ausnahmslos allen Menschen zuwendet, führte zur Erkenntnis der einmaligen Personenwürde jedes Menschen. Sie nimmt gerade auch

die Benachteiligten in den Blick. Das Schulwesen, das Krankenhaus- und Fürsorgewesen, die rechtsstaatliche Demokratie und die Sozialstaatlichkeit, auch eine menschendienliche Naturwissenschaft und Technik wurzeln im Christentum. In der katholischen Soziallehre wird beständig weiter nachgedacht über die Würde von Mann und Frau, über Ehe und Familie, über Arbeit und Beruf, über Friede und Entwicklung, über Gerechtigkeit und Bewahrung der Schöpfung, über Einheit und Solidarität in einer globalisierten Menschheit.

Besonders handgreiflich war die Präsenz und Wirksamkeit des Herrn der Kirche beim Zweiten Vatikanischen Konzil. Dort hat sich unsere Kirche jahrtausendfähig gemacht. Sie hat sich auf eine neue und wirksame Weise geöffnet für die Heilige Schrift und die gesamte Glaubenstradition, für den verständnisbereiten Dialog mit den nichtkatholischen Christen, mit den nichtchristlichen Religionen und mit allen, die sich für mehr Menschlichkeit einsetzen.

Dass Christus bei den Seinen lebt und wirkt, zeigt auch die Tatsache, dass der christliche Glaube sich in allen Krisen von außen und von innen behauptet hat, zum Beispiel gegenüber den atheistischen Ideologien der Neuzeit und nicht zuletzt gegenüber den militant antichristlichen Diktaturen des Nationalsozialismus und des Kommunismus. Ironisch aber treffend bemerkt Gilbert Chesterton: „Wenigstens fünfmal ist mit den Arianern und Albigensern, den humanistischen Skeptikern, mit Voltaire und mit Darwin der christliche Glaube allem Anschein nach vor die Hunde gegangen. Doch stets war es der Hund, der starb.“

2000 Jahre Christentum sind jedoch nicht nur eine erfreuliche Geschichte. Immer blieb die Kirche auch zurück hinter den Erwartungen, die Christus gegenüber seiner Jüngerschaft hatte und hat. Immer haben sich Christen gegenüber Christus verschlossen, haben sie versagt und das Zeugnis von ihm verdunkelt. Ausdrücklich fordert der Heilige Vater in diesem Heiligen Jahr zur Gewissenserforschung und zur Reinigung des Gedächtnisses auf. Mehr als 90 Mal hat er bereits vor dem Großen Jubiläumsjahr ausdrücklich von der Schuld der Christen gesprochen und Vergebung erbeten für Gewalt und Intoleranz, für Kirchenspaltung und Antijudaismus, für die Vernachlässigung der Armen, für Mitschuld an Sklaverei, an Nationalismus und Krieg, und für vieles andere mehr. Mit Recht erwartet der Papst jedoch auch eine Gewissensprüfung der Kirche für die Gegenwart. Er mahnt uns, aus dem christlichen Glauben heraus Stellung zu beziehen gegen religiöse Gleichgültigkeit, gegen Säkularismus und ethischen Relativismus, gegen Ungerechtigkeit und soziale

Ausgrenzung, gegen die Schuldenbelastung armer Völker, gegen die mangelnde Annahme des letzten Konzils und die Gehorsamsverweigerung gegenüber dem kirchlichen Lehramt (vgl. *Tertio millennio adveniente* Nr. 36).

Liebe Schwestern und Brüder, der Jahrtausendwechsel öffnet uns neu die Augen für Jesus Christus und seine zweitausendjährige Wirkungsgeschichte. Auch wir sind eingeladen, diese Wirkungsgeschichte für heute und morgen mitzugestalten. Nehmen wir Jesus Christus und seine Botschaft neu zum Maßstab! Dann werden wir erkennen, was Christus in dieser Stunde der Weltzeit und Kirche von uns erwartet. Dann wird uns der Herr die Visionen und Energien schenken, damit auch durch uns das dritte Jahrtausend nach Christus ein Jahrtausend mit Christus wird.

Beherzigen wir, was Papst Johannes Paul II. in der Verkündigungsbulle des Großen Jubiläums des Jahres 2000 schreibt: „Durch die Begegnung mit Jesus Christus entdeckt jeder Mensch das Geheimnis seines eigenen Lebens. Jesus ist die wahre Neuheit, die jede Erwartung der Menschheit übersteigt. Er wird es durch die aufeinanderfolgenden Geschichtsepochen hindurch für immer bleiben. Der Gang der Gläubigen in das dritte Jahrtausend leidet keineswegs unter einer Ermüdung, wie sie die Last von 2000 Jahren Geschichte mit sich bringen könnte; vielmehr fühlen sich die Christen ermutigt, der Welt das wahre Licht zu bringen: Jesus Christus, den Herrn“ (Nr. 1 und 2).

Mit dem herzlichen Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein christlich-frohes Osterfest grüße und segne ich Sie alle, besonders die Kranken und die Kinder.

Speyer, 19. März 2000

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 5 vom 29. Februar 2000

Mutter des Erlösers und Mutter der Erlösten

Bischofswort zur Erneuerung der Weihe des Bistums an Maria am 15.

August 2000

Liebe Schwestern und Brüder in der Gemeinschaft des Glaubens und der Kirche!

Am Pfingstsonntag haben wir in Speyer einen Höhepunkt des Großen Jubiläumsjahres 2000 gefeiert. Dass dieses überwältigende Christ-Fest ökumenisch, also – soweit möglich – gemeinsam mit den nichtkatholischen Christen unserer Region begangen wurde, war für alle ein beglückendes Erlebnis und ein großes Hoffnungszeichen.

Mit diesem Brief möchte ich Sie auf eine andere Initiative hinweisen, die mir in diesem Jahr des Großen Jubiläums ebenfalls sehr am Herzen liegt.

Die herausragende Jahreszahl 2000 nach Christi Geburt lenkt unseren Blick besonders deutlich auf Jesus Christus: auf seine Person, seine Lehre, sein Werk, seine Wirkungsgeschichte, die an Ostern universal geworden ist. Eine Geburt aber gibt es nicht ohne eine Mutter. Das Jahr 2000 nach Christi Geburt lässt uns deshalb auch in besonderer Weise auf Maria, die Mutter Jesu schauen, auf ihre Person, ihre Bedeutung und ihre Wirksamkeit.

Von Anfang an gehört Maria zum christlichen Glauben. Schon im Apostolischen Glaubensbekenntnis hat sie ihren Platz. Wenn immer die Kirche, aufgrund theologisch-geistlicher Entwicklungen oder entstehender Irrlehren, tiefer über Jesus Christus und über ihren Glauben an ihn nachdachte, erweiterte und vertiefte sie auch ihr Glaubenswissen über Maria. Das zeigt sich z.B. auf dem Konzil von Ephesus im Jahr 431, wo ihr Titel „Gottesmutter“ definitiv bestätigt wurde, oder beim Zweiten Vatikanischen Konzil im Kapitel mit der Überschrift „Die selige jungfräuliche Gottesmutter Maria im Geheimnis Christi und der Kirche“.

Der Blick der gläubigen Christenheit auf Maria brachte mit innerer Logik die Marienverehrung und die Marienfrömmigkeit hervor. Sie, die durch ihr Jawort die Menschwerdung des Gottessohnes ermöglichte und dieses Jawort bis unter das Kreuz Jesu durchhielt, ist die Urform des Christseins. Von ihrer Empfängnis bis zu ihrer Aufnahme in den Himmel zeigt sie den Erlösungsplan, den Gott Vater durch Jesus Christus im Heiligen Geist an der ganzen Menschheit und Schöpfung durchführen will. Sie, die mit ihrem auferstandenen Sohn in der Herrlichkeit Gottes lebt, ist auf eine besondere Weise auch am Heilswirken Gottes in der Geschichte beteiligt. Den Heilswillen Gottes für alle Menschen hat sie sich ganz zu eigen, zu ihrem mütterlichen

Herzenswunsch gemacht. Das heißt: Als Mutter des Erlösers will sie ohne jede Ausnahme auch Mutter der Erlösten sein. Das letzte Konzil lehrt: „Die Mutterschaft Marias in der Gnadenökonomie dauert unaufhörlich fort [...] bis zur ewigen Vollendung aller Auserwählten. In den Himmel aufgenommen fährt sie durch ihre vielfältige Fürbitte fort, uns die Gaben des ewigen Heils zu erwirken. In ihrer mütterlichen Liebe trägt sie Sorge für die Brüder und Schwestern ihres Sohnes, die noch auf der Pilgerschaft sind und in Gefahren und Bedrängnissen weilen, bis sie zur seligen Heimat gelangen. Deshalb wird die selige Jungfrau in der Kirche unter dem Titel der Fürsprecherin, der Helferin, des Beistandes und der Mittlerin angerufen“ (Dogmatische Konstitution über die Kirche Nr. 62).

Wie Maria in ihrem irdischen Leben nach Jesus das größte Vorbild ist, so ist die im Himmel vollendete Gottesmutter Maria nach und unter Christus die beste Hilfe zum Glauben, Leben und Sterben. In dieser Glaubensüberzeugung wurzeln alle Mariengebete und Marienlieder, alle Marienkirchen und Marienwallfahrten, alle Marienverehrung und Marienliebe der Christenheit. Sie gab der ganzen christlichen Kultur eine marianische Dimension.

Unser Bistum Speyer hatte schon immer eine marianische Prägung. Die älteste Erwähnung einer Bischofskirche in Speyer um das Jahr 665 bezeugt, dass diese Maria geweiht war. Unser heutiger Dom aus dem 11. Jahrhundert wurde nicht nur als Kaiserdom, sondern auch als Mariendom gebaut. Das Wallfahrtsbild des Domes ist ein Geschenk von Papst Pius XI. zur 900-Jahr-Feier der Grundsteinlegung 1930.

Von den über dreißig Wallfahrtsorten im Bistum sind fast zwanzig Stätten der besonderen Marienverehrung. Über siebzig Kirchen unserer Diözese sind Marienkirchen. Unser früheres Diözesangesangbuch bis zur Einführung des Gotteslobs hatte den Titel „Salve Regina“. Auch die marianischen Farben blau/weiß im Wappen des Bistums bezeugen sein marianisches Profil.

Eine von vielen Formen, die besondere Verbundenheit mit Maria zu bekunden, ist die Weihe an Maria. Wenn man Kirchen oder Klöster oder auch ein Land, wie z. B. Ungarn durch den heiligen König Stephan, Maria weihte und weiht, dann stellt man diese unter ihren besonderen Schutz. Auch gläubige Menschen haben sich als Einzelne oder in Gemeinschaft, z. B. als Ordensgemeinschaft, immer wieder in besonderer Weise Maria geweiht, ihr also anempfohlen und anvertraut.

In einem Hirtenbrief vom 7. April 1943, also in der Schreckenszeit des Zweiten Weltkrieges, hat Bischof Ludwig Sebastian angekündigt, dass er am Sonntag, den 30. Mai, das Bistum Speyer feierlich dem Herzen Mariens weihen werde. Gleichzeitig bestimmte er, dass am selben Tag die Marienweihe in allen Pfarreien und Seelsorgestellen mitvollzogen werden sollte. Da Bischof Ludwig Sebastian am 20. Mai verstorben war, nahm sein Nachfolger Josef Wendel die angekündigte Weihe im Speyerer Dom vor.

In einem Adventshirtenbrief 1953 hat Bischof Isidor Markus Emanuel die Gläubigen auf Maria und ihre Verehrung hingewiesen. Anlass war das Marianische Jahr der ganzen Kirche hundert Jahre nach der päpstlichen Lehrentscheidung über die Freiheit Marias von der Erbschuld. Bischof Isidor Markus schrieb: „Zum würdigen Ausklang des Gnadenjahres erneuern wir dann am 8. Dezember 1954, dem hundertsten Jahrestag der Dogmaverkündigung, unsere feierliche Weihe an die unbefleckte Mutter des Herrn.“ So ist es dann auch im Dom und in allen Kirchen des Bistums erfolgt.

Das Jahr des Großen Jubiläums 2000 wollen wir zum Anlass nehmen, wieder einmal öffentlich und zeitgleich zu bezeugen, dass unser Bistum Speyer in besonderer Weise Maria zugehört und ihr in dem beschriebenen Sinne geweiht ist. Wir wollen dies am 15. August tun, dem Hochfest der Aufnahme Marias in den Himmel, dem Patronatsfest des Domes und der Diözese. Ich werde in unserem Dom bei der abendlichen Marienfeier unser Bistum erneut Maria anempfehlen. Dieser Akt möge dazu beitragen, dass das kostbare Erbe des christlichen Glaubens auch im neuen Jahrhundert und Jahrtausend bei uns lebendig bleibt.

In allen Gemeinden soll bei allen Gottesdiensten dieses Tages oder, wenn die Feier des Festes verschoben wird, am darauffolgenden Sonntag diese Weihe an Maria mit dem vorgesehenen Gebet mitvollzogen werden. Durch entsprechende Gestaltung könnte sie eine ganz besondere Stern- und Gnadenstunde im Heiligen Jahr werden.

Die folgenden Tage bis einschließlich Sonntag, den 20. August, werden besondere Wallfahrtstage in unserem Dom sein. Herzlich lade ich zur Teilnahme ein.

Alle Gläubigen, besonders die Priester und alle in der Seelsorge Tätigen bitte ich, die Marienweihe unseres Bistums in ihrem Verantwortungsbereich gut vorzubereiten, diese selbst innerlich und äußerlich überzeugend mitzuvollziehen. Maria, „die Hilfe der Christen“, wird auch uns helfen, das christliche Glaubenszeugnis abzulegen, das uns rettet und das wir und unsere Mitmenschen in dieser Stunde der Geschichte und der Kirche brauchen.

Auf die Fürsprache der Jungfrau und Gottesmutter Maria segne Sie der dreieinige Gott,
der Vater und der Sohn und der Heilige Geist.

Speyer, 25. März 2000, am Hochfest der Verkündigung des Herrn

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 7 vom 4. Mai 2000

**Gebet zur Erneuerung der Weihe der Diözese Speyer
an die Bistumspatronin Maria am 15. August im Heiligen Jahr des großen
Jubiläums 2000**

Der Herr sei mit euch! *Und mit deinem Geiste.*

Erhebet die Herzen! *Wir haben sie beim Herrn.*

Lasset uns danken dem Herrn, unserem Gott! *Das ist würdig und recht.*

In Wahrheit ist es würdig und recht, dich, Heiliger Vater, Herr des Himmels und der Erde, mit dankbarem Herzen zu preisen.

Du hast dein Schöpfungswerk durch Maria gekrönt. Denn: Um die Welt zu erlösen, hat dein ewiger Sohn Fleisch angenommen aus der Jungfrau Maria.

Dein Heiliger Geist hat sie vom Beginn ihres Lebens an geheiligt und in besonderer Weise in dein Heilswirken an der Menschheit und an der Welt, besonders an den Gläubigen und an der Kirche einbezogen.

Sie ist die Ersterlöste und die Vollerlöste. Sie ist das Urbild der Glaubenden und der Kirche. Im Himmel verherrlicht, ist sie die Hilfe der Christen und mütterlich besorgt um das Heil aller Menschen.

In ihr leuchtet unsere Hoffnung auf, dass auch wir in Christus erwählt sind, um durch die Nachfolge Jesu zur Auferstehung und zum ewigen Leben zu gelangen.

Wir haben uns versammelt, um in diesem Jahr des Großen Jubiläums uns, unsere Gemeinde und unser Bistum ihr aufs Neue anzuempfehlen und zu weihen.

Segne unser Tun, reinige uns von aller Sünde und mache uns würdig, der Mutter deines Sohnes, die du auch uns als Mutter gegeben hast, anzugehören. Darum bitten wir durch Christus, unseren Herrn im Heiligen Geist.

Jungfrau und Gottesmutter Maria! Wir wenden uns jetzt an dich. Durch Gott, den Vater, hast du bei deinem auferstandenen Sohn im Heiligen Geist die österliche Vollendung gefunden. Wie die Liebe des himmlischen Vaters und deines erhöhten Sohnes uns und die ganze Schöpfung zum Heil führen will, so bist auch du uns und allen Menschen in mütterlicher Liebe zugetan. Niemals wirst du uns und der Welt deine liebende Zuwendung entziehen.

Diese Liebe aufs Neue und öffentlich zu erwidern, sind wir heute zuversichtlich mit all unseren Anliegen zu dir gekommen.

Wir stehen nicht allein vor dir. Zusammen mit unseren Vorfahren und mit allen, die seit vielen Jahrhunderten dich an diesem Ort und in dieser Region geehrt und angerufen haben, danken wir dir für deine liebevolle Nähe und Wegbegleitung.

Wir vertrauen uns, aber auch alle, die uns nahe stehen, und unser Bistum Speyer dir, der Patrona Spirensis, an. Wir stellen es auch für das neue christliche Jahrhundert und Jahrtausend unter deinen besonderen Schutz und empfehlen es weiterhin deiner fürbittenden Kraft und Liebe.

Wir empfehlen dir den Diözesanbischof und seine Mit Bischöfe, die Priester, Diakone und Ordensleute, alle Frauen und Männer, die im pastoralen Dienst stehen, und alle, die in vielfältiger Weise in der Glaubensverkündigung, der Feier der Gottesdienste und im Dienst der Caritas tätig sind. Wir empfehlen dir unsere Pfarreien, dass sie den überkommenen Glauben bewahren und in Einheit mit dem Bischof und dem Bistum, mit dem Papst und der Weltkirche zu lebendigen christlichen Gemeinden werden.

Wir empfehlen dir unsere Familien, dass die Eheleute in ihrer Liebe und Treue und in der Bereitschaft zur Weitergabe des menschlichen Lebens und zur christlichen Erziehung der Kinder die Kraft des Ehesakramentes bezeugen. Wir empfehlen dir die Kinder, die geborenen und die ungeborenen, die gesunden und die behinderten.

Wir empfehlen dir die jungen Menschen in ihrer Suche nach Lebensorientierung und Lebensglück, in ihren Ängsten vor der Zukunft und vor falschen Lebensentscheidungen. Wecke in vielen jungen Menschen die Bereitschaft zu einem vorbehaltlosen Dienst für Gott und die Menschen. Erbittle uns Berufungen zum priesterlichen Dienst und zur besonderen Nachfolge Jesu in den Ordensgemeinschaften. Hilf, dass die Berufenen in unseren Gemeinden Ermutigung finden, dem besonderen Ruf Gottes zu folgen.

Wir empfehlen dir alle Getauften, die nicht mehr am kirchlichen Leben teilnehmen, die religiös Gleichgültigen und alle, die an Gott vorbeileben.

Sei Zuflucht, Aufrichtung und Trost allen, die in leiblicher oder seelischer Not sind, den Alleinstehenden und Vereinsamten, den Zweifelnden und Verzweifelten, den vom Leben Enttäuschten und Verbitterten, die keinen Ausweg sehen, den Gefangenen, Obdachlosen, Flüchtlingen und Asylsuchenden, den Kranken und Sterbenden.

Du Trösterin der Betrübten: Nimm sie unter deinen Schutz, damit sie in der Begegnung mit guten Mitmenschen Annahme erfahren.

Bewahre in uns allen den Glauben an Gott, die Liebe zu Jesus Christus, die Offenheit für Gottes Geist und seine Führung, die Hoffnung auf das ewige Leben, den Geist des Gebetes und der Nächstenliebe. Lass dein Lob in unserem Herzen und unserem Mund

nie verstummen. Stärke uns, unerschrocken den Glauben zu bekennen, auch im Beruf und im öffentlichen Leben. Unterstütze unser Bemühen um die Einheit der getrennten Christen und um ein gutes Zusammenleben mit den Nichtchristen. Lass uns unsere Verantwortung wahrnehmen für Gerechtigkeit, Frieden und Bewahrung der Schöpfung, für den Aufbau einer Kultur des Lebens, der Liebe und der Solidarität in der einen Welt.

Schließlich empfehlen wir dir unsere Toten. Sei du bei Gott ihre Fürsprecherin, damit nichts verloren gehe von dem Guten, das sie gewirkt, und von dem Schmerz, den sie erlitten haben. Bitte für sie, dass Gott sie in der himmlischen Herrlichkeit vollende.

Heilige Jungfrau Maria! Noch einmal bekennen wir dich als die Patrona Spirensis, die Schutzherrin unseres Bistums Speyer, das mit seinem Marienwallfahrtsdom, mit seinen vielen anderen Wallfahrtsorten und Marienkirchen, mit seiner Marienfrömmigkeit immer in lebendiger Beziehung zu dir gestanden hat. Es sei auch heute und in Zukunft für immer dir anempfohlen und geweiht.

Breite deinen Mantel aus über unsere Diözese und über unser Land. Bitte für uns bei Gott, jetzt und in der Stunde unseres Todes. Lass uns am Ende unseres irdischen Lebens die himmlische Vollendung finden, in die du uns vorausgegangen bist.

Mit dem ältesten Mariengebet, das uns überliefert ist, sprechen wir wie die Generationen vor uns:

Unter deinen Schutz und Schirm fliehen wir, heilige Gottesmutter. Verschmähe nicht unser Gebet in unseren Nöten, sondern errette uns jederzeit aus allen Gefahren, o du gloriwürdige und gebenedeite Jungfrau, unsere Frau, unsere Mittlerin, unsere Fürsprecherin. Führe uns zu deinem Sohne, empfiehl uns deinem Sohne, stelle uns vor deinem Sohne. Amen.

Speyer, 15. August 2000

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 7 vom 4. Mai 2000

Der bleibende Impuls des Großen Jubiläums: Glaubt an Jesus Christus!

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2001

Liebe Schwestern und Brüder auf dem Weg des Glaubens!

Die Jahrtausendwende liegt nun hinter uns. Den Übergang haben wir vom Weihnachtsfest 1999 bis zum Dreikönigstag dieses Jahres als Heiliges Jahr des Großen Jubiläums 2000 gefeiert. Auch in unserem Bistum haben wir es herausgehoben. Ich denke an das „Licht aus Bethlehem“, das wir zu Weihnachten 1999 in alle Pfarreien bringen ließen, an das große ökumenische Christ-Fest am Pfingstsonntag in Speyer oder an die Erneuerung der Weihe unserer Diözese an Maria mit der anschließenden Wallfahrtswoche im Dom. Herzlich danke ich allen, die sich darum bemühten, persönlich und in Gemeinschaft das Heilige Jahr zu einem besonderen Gnadenjahr werden zu lassen.

Vom Heiligen Jahr und von den drei vorausgegangenen Vorbereitungsjahren sind viele Impulse ausgegangen. Der Hauptimpuls war immer: Glaubt an Jesus Christus! Dieser Aufruf ergeht an uns auch nach dem Jahr des Großen Christus-Jubiläums, und zwar täglich. Er ergeht an Euch, liebe Kinder und Jugendliche, und an Sie, liebe Erwachsene; er ergeht an Ihre Pfarrei und an unser Bistum. In dem Maß, wie wir Jesus Christus ankommen und wirksam werden lassen, bekommen wir, bekommen unsere Gemeinden und die ganze Diözese ein christliches Profil.

Im deutschen Wort „glauben“ sind mitgemeint die Worte „leben“, „geloben“, „sich angeloben“. An Jesus Christus glauben heißt deshalb mit Jesus Christus in einer lebendigen Beziehung stehen, eine Lebensgemeinschaft mit ihm haben. Dies ist möglich, denn Jesus ist keine Gestalt der Vergangenheit. Er ist zwar vor 2000 Jahren geboren worden und gestorben; aber als der von den Toten Auferstandene ist er jeder Zeit und jedem Menschen gegenwärtig. Ich kann ihn ansprechen und lieben, weil er selbst mich anspricht und liebt. Er will mein Wegbegleiter sein, der mich vor Verirrungen bewahrt. Er ist der beste Lebenslehrer und Lebenshelfer, weil er durch den Tod hindurch zur Auferstehung und zum ewigen Leben führt.

Wer an Jesus glaubt, wer also sich ihm angelobt und mit ihm lebt, der macht einzigartige Erfahrungen. Er ist nie ganz ohne Licht, nie ganz ohne Weg und Orientierung, nie ganz ohne Hoffnung. Ihm geht nämlich auf, dass es wahr ist, wenn Jesus sagt: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolgt, geht nicht in der Finsternis, sondern hat das Licht des Lebens. Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben. Ich bin

die Auferstehung; wer an mich glaubt, wird leben, auch wenn er stirbt. Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel gekommen ist; wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben.“

Ein anderes Ich-Wort Jesu lautet: „Ich bin die Tür. Wer durch mich eintritt, wird gerettet.“ Der Glaube an Jesus Christus schenkt die Erfahrung: Er ist tatsächlich wie eine Tür. Er öffnet den Zugang zu Gott, der allein unsere tiefste Sehnsucht erfüllen kann. Denn Gott ist die Liebe und nur die Liebe. In seinem Heiligen Geist wendet er sich mir und allen Menschen ohne Vorbedingung, ohne Vorleistung und ohne Ende aus ganzem Herzen zu. Er nimmt meine Schuld weg. Er befreit von Angst und bietet einen Halt und eine Geborgenheit an, die so nirgendwo zu finden sind.

Jesus öffnet auch immerwährend den Zugang zur Kirche, die, wie schon der Apostel Paulus erkannt hat, sein „Leib“ ist. In ihr finden wir ein Beziehungsnetz, das tiefer verbindet als alle zwischenmenschlichen Unterschiede trennen, das sogar über den Tod hinausreicht und gegenseitige Gemeinschaft auch mit den Toten, mit den Heiligen im Himmel ermöglicht.

Jesus eröffnet nicht zuletzt die Perspektive eines erfüllten und gelungenen Lebens. Der Schlüssel dazu ist sein Hauptgebot: „Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus ganzem Herzen und deinen Nächsten – also jeden Mitmenschen, bevorzugt den hilfsbedürftigen Mitmenschen – wie dich selbst.“ Wer sich an Jesus hält und sich von ihm immer neu und immer mehr zur Gottes- und Nächstenliebe bewegen lässt, der braucht nicht mehr zu fürchten, dass sein Leben leer und sinnlos bleibt; der braucht keinen Sinnersatz in Form von Drogen, sexueller Ungebundenheit, banalem Konsum oder Ideologien; der wird auch bei offenen Fragen und bedrängenden Problemen nie ganz vom rechten, das heißt menschendienlichen Lebensweg abkommen.

Wer im Glauben an Jesus Christus lebt und stirbt, erfährt, dass sein Wort wahr ist: „Wer zu mir kommt, wird nicht mehr hungern, und wer an mich glaubt, wird nie mehr Durst haben [...] Wer von dem Wasser trinkt, das ich ihm gebe, wird niemals mehr Durst haben; vielmehr wird das Wasser, das ich ihm gebe, in ihm zur sprudelnden Quelle werden, deren Wasser ewiges Leben schenkt.“

An Jesus Christus glauben heißt mit Jesus Christus leben. Leben aber braucht Nahrung, sonst stirbt es ab. Das körperliche Leben braucht Speise und Trank, Luft und Licht; das geistige Leben braucht Denken, Nachdenken, Lesen, Gesprächsaustausch, alle Formen der Information. So bleibt auch unsere Gemeinschaft mit Jesus Christus nur lebendig, wenn wir immer wieder die Begegnung mit ihm suchen: im Gebet, beim gläubigen

Lesen der Heiligen Schrift, in den heiligen Sakramenten, besonders in der Eucharistie und im Bußsakrament. Dabei dürfen wir nicht vergessen, dass Jesus uns gleichsam auch leibhaftig entgegentritt, nämlich in unseren Mitmenschen, vor allem in den Schwestern und Brüdern, die unsere Hilfe brauchen.

Nicht zuletzt setzt ein lebendiger Glaube an Jesus voraus, dass wir ständig ihn und seine Lehre in Beziehung bringen zu den vielen Fragen, Anfragen, Herausforderungen unserer heutigen Zeit. Dies gilt erst recht im Umfeld einer pluralistischen, oft diesseits fixierten, nicht selten unchristlichen Umwelt. Eine wertvolle Hilfe dabei kann uns die Beschäftigung mit den beiden Bänden des Deutschen Erwachsenenkatechismus oder mit dem Katechismus der katholischen Kirche oder mit anderen Mitteln der Glaubensbildung sein. Denn in einer Situation, in der die christliche Prägung unserer Kultur und Gesellschaft immer mehr verloren geht, kann ein Christ nur bestehen, wenn er in seinem Glauben überzeugt und überzeugend zugleich ist.

Liebe Mitchristen, wenn wir unserem Leben mit Christus die nötige Nahrung zukommen lassen, dann werden wir auch am Beginn des dritten christlichen Jahrtausends den christlichen Glauben als wahr, gut und schön erfahren; wir werden ihn überzeugt und überzeugend leben; wir werden auch um seine Nachhaltigkeit besorgt sein und alles tun, damit die Generationen nach uns das Leben mit Jesus Christus finden und so ihr Heil.

Mutter Teresa von Kalkutta wird von vielen, gerade auch von Jugendlichen, nicht nur als der beliebteste und großartigste Mensch, sondern auch als die vorbildlichste Verwirklichung des Christseins im 20. Jahrhundert angesehen. Ein Gebet von ihr könnte auch unserem Glauben an Jesus Christus Nahrung geben:

„Herr, du bist das Wort, das Fleisch wurde,

das Brot des Lebens,

das Opfer für unsere Sünden.

Du bist das Wort, das verkündet werden will,

die Wahrheit, die offenbar werden will,

der Weg, der begangen sein will,

das Licht, das angezündet werden will,

das Leben, das sich entfalten will,

die Liebe, die sich verschenken will,

die Freude, die geteilt werden will.

Du bist der Hungrige, der Nahrung braucht,

der Kranke, der Heilung braucht,
der Einsame, der Liebe braucht,
der Unerwünschte, der aufgenommen werden will,
der Bettler, der auf ein Lächeln wartet,
das Kind, das in die Arme genommen werden möchte,
der Drogensüchtige, der auf Beistand wartet,
der Alte, der Unterstützung braucht.

Jesus ist das Wichtigste in meinem Leben.

Jesus ist mein ein und alles.“

Mit dem herzlichen Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein glaubensfrohes Osterfest grüße und segne ich Sie.

Speyer, 11. März 2001

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 1. Februar 2001

Unser Pastoralplan: Kursbuch für die Seelsorge

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2002

Wie soll es weitergehen? Immer schon stellten die Menschen diese Frage, wenn sie auf die Gegenwart schauten und an die Zukunft dachten.

Wie soll es weitergehen? Diese Frage drängt sich in Zeiten eines Umbruchs, wie wir ihn heute in Kirche und Welt erleben, besonders auf.

Wie soll es weitergehen in unserer Diözese Speyer? So fragten wir ausdrücklich und nachdrücklich vor zehn Jahren in der Bistumsleitung. Veränderungen des kirchlichen Lebens waren unübersehbar. Die Zahl der Katholiken, die Zahl des sonntäglichen Gottesdienstbesuches, die Zahl der Ordensleute und der Priester nahmen ab. Ein Ende dieses Rückgangs war nicht in Sicht. Verunsicherungen, auch Unzufriedenheit und Kritik machten sich breit. Andererseits gab es erfreulich viel Engagement in den Pfarreien. Ministranten- und Jugendgruppen, Frauen- und Männerverbände, Gemeindekatechese, Krankenbesuchsdienste, dazu eine ungebrochene Spendenfreudigkeit waren Zeichen großer Lebendigkeit in vielen Pfarreien.

Angesichts dieses Befundes suchten wir die seelsorgliche Gesamtsituation in unserem Bistum in den Blick zu nehmen, gründlich zu bedenken und Wege zu finden, die der aktuellen Herausforderung gerecht werden. Nach einem langen Dialogprozess in allen Pfarrverbänden und kirchlichen Gremien verabschiedeten wir 1993 in einer großen diözesanen Konferenz ein Programm für die nächsten Jahre, das wir verkürzt „Pastoralplan“ nannten. Er sollte mittelfristig das Kursbuch für die gesamte Seelsorge im Bistum sein.

Ich möchte mit diesem Bischofsbrief den Pastoralplan nicht nur in Erinnerung rufen, sondern darüber hinaus auf die Dringlichkeit seiner Verwirklichung hinweisen. Er ist heute aktueller, akuter als im Jahr seiner Verabschiedung.

Der Pastoralplan leitet sich von folgenden Grundentscheidungen ab: Zunächst wollen wir, von Einzelfällen abgesehen, die bestehenden Pfarreien erhalten. Da aber in der Regel ein Pfarrer für mehrere Pfarreien zuständig sein wird, müssen diese in hohem Maße kooperieren. Weiterhin wollen wir helfen, die Pfarrgemeinden zu verlebendigen. Wie? Indem wir die Verantwortung aller Gläubigen für ihre Gemeinde fördern. Und indem wir insbesondere die Grunddienste, in denen die Kirche Christi sich verwirklicht und darstellt, verstärken und weiterentwickeln:

- Den Glaubensdienst; durch ihn kommen Menschen zum Glauben, durch ihn wird der Glaube der Kirche vertieft, bezeugt und weitergegeben.
- Den Gottesdienst; in ihm wird der Glaube der Kirche auf die verschiedensten Weisen, vor allem in den heiligen Sakramenten, gefeiert.
- Den Caritasdienst; durch ihn wird der Glaube der Kirche in allen Formen der Nächstenliebe realisiert, von der persönlichen Nachbarschaftshilfe bis zur organisierten Hilfe vor Ort und weltweit, auch bis zum gesellschaftspolitischen und gesetzpolitischen Engagement.

Diese drei Grunddienste des kirchlichen Lebens gibt es in allen Gemeinden – zumindest in Ansätzen, sonst wären unsere Gemeinden ja tot. Diese Grunddienste gilt es immer aufs Neue auszubauen, um so die Gemeinden zu verlebendigen. Dazu, so die Perspektive des Pastoralplans, benötigen wir mehr als bisher Frauen, Männer und Jugendliche, die sich ehrenamtlich für die Wahrnehmung dieser Grunddienste zur Verfügung stellen. Natürlich müssen sie hierzu auch eine Anleitung erhalten und ein Team bilden, wo sie Hilfestellung finden.

Nach dem Pastoralplan gibt es – ebenfalls ehrenamtlich – für jeden Grunddienst einen Verantwortlichen oder eine Verantwortliche. Diese gehören dem Pastoralteam an, das alle seelsorglichen Aufgaben koordiniert. Die Leitung des Pastoralteams hat der Pfarrer, oder, wo dieser für mehrere Pfarreien zuständig ist, ein vom Bischof beauftragter hauptamtlicher pastoraler Mitarbeiter beziehungsweise eine pastorale Mitarbeiterin. Denn auch wenn wir in unserem Bistum zu wenige Priester haben, gibt es heute doch eine größere Zahl an Seelsorgepersonal als noch vor dreißig Jahren. 1968 arbeiteten nach der Statistik 523 Priester und 12 Gemeindereferentinnen als pastorale Kräfte im Bistum. Heute sind es in der Seelsorge und Katechese rund 25 Stellen mehr. Der Pastoralplan sieht sodann vor, dass sich mehrere Pfarreien mit nur einem Pfarrer zu einer Pfarreiengemeinschaft zusammenschließen können, um sich so in ihren Aufgaben gegenseitig zu unterstützen. Dort nehmen Pastoralteamleiter beziehungsweise Pastoralteamleiterinnen noch zusätzlich organisatorische und liturgische Aufgaben wahr. Die letztverantwortliche pastorale Leitung bleibt beim Pfarrer.

Mit dem Pastoralplan besitzen wir also ein wirksames Instrument, das kirchliche Leben in den Pfarrgemeinden zu aktivieren und ihm neue Impulse zu geben. Statt zu klagen, wozu es immer Anlass gab und gibt, sollte man in allen Pfarreien den Pastoralplan zur Hand nehmen und die Verwirklichung der kirchlichen Grunddienste vor Ort

überprüfen. Für alles, was schon verwirklicht ist, dürfen wir dankbar sein; für das, was noch fehlt, aber möglich wäre, gilt es Initiativen zu ergreifen. Der Pastoralplan bietet hierzu eine Fülle von Anregungen und zählt konkrete Schritte auf. Tatsächlich sind in den letzten Jahren in nicht wenigen Pfarreien viele geistliche Erneuerungsprozesse in Gang gekommen. Ich denke an die Hospizbewegung, an die Exerzitien im Alltag, an die Vernetzung verbandlicher und pfarrlicher Caritasarbeit und anderes mehr. Allen, die dabei mittun, gilt meine Anerkennung und mein herzlicher Dank.

Ganz besonders danke ich auch den mehr als 350 Frauen und Männern, die sich inzwischen in Kursen für die Ausübung der kirchlichen Grunddienste ausbilden ließen. Bei der Inkraftsetzung des Pastoralplans habe ich auf fünf inhaltliche Schwerpunkte hingewiesen, die gleichsam als Querschnittsthemen bei allen seelsorglichen Bemühungen mit gesehen werden sollen.

- Die Verlebendigung unserer Gemeinden durch die Verlebendigung der drei kirchlichen Grunddienste verlangt nach einer kooperativen Pastoral. Priester, Diakone, Ordensleute, hauptamtliche und ehrenamtliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter müssen eine seelsorgliche Kooperative bilden – in Einheit mit dem Bischof und der Weltkirche.
- Die Verlebendigung unserer Gemeinden muss durchgehend getragen sein von einer sogenannten Berufungspastoral. Jeder und jede von uns steht unter einem persönlichen Ruf Gottes. Ihn gilt es zu hören und anzunehmen. Ihn zu entdecken, sollen wir auch unseren Mitchristen helfen. Unser Leben gelingt umso mehr, je ausgeprägter es im Einklang mit diesem Anruf Gottes steht.
- Die Verlebendigung unserer Gemeinden braucht eine ständige Gebetspastoral. Ein Christ, der nicht betet, ist tot. Eine christliche Gemeinde ist wesentlich eine Gebetsgemeinschaft. Gebetsfähigkeit, Gebetspraxis, Gebetsfreude sind ihre Kennzeichen.
- Alles seelsorgliche Bemühen um die Verlebendigung unserer Pfarreien bedarf als durchgehende Perspektive einer Eucharistiepastoral. Die Eucharistie ist das Fundament und die Quelle allen kirchlichen Lebens. Um wirklich als Christen leben zu können – als Einzelne und als Gemeinde – brauchen wir eine eucharistische Kultur. Sie darf sich nicht auf die sonntägliche Eucharistiefeier beschränken. Zu ihr gehört auch die Wiederentdeckung des Bußsakramentes.
- Eine vorrangige Zielsetzung aller Seelsorgstätigkeit zur Verlebendigung unserer Gemeinden ist schließlich die Ehe- und Familienpastoral. Die christliche Familie, die

eine christliche Ehe zum bleibenden Fundament hat, ist die erste und wichtigste Lebenszelle nicht nur der Kirche, sondern auch einer humanen Gesellschaft und einer humanen Menschheit. Dafür scheint bei uns leider das Verständnis immer mehr verloren zu gehen, bis in die Gesetzgebung hinein. Die überzeugt gelebte christliche Ehe und Familie und die Erziehung hierzu sind deshalb geradezu eine Existenzfrage für Staat und Kirche.

Wie soll es weitergehen in den 350 Pfarreien unserer Diözese Speyer, die eine weit über eineinhalbtausendjährige Geschichte überdauert und schon viele Krisen überstanden hat? Unser Pastoralplan gibt uns auf diese brennende Frage hilfreiche Antworten. Wenn wir sie hören und gemeinsam in der Pfarrei umzusetzen versuchen, wird unsere Diözese auch am Beginn des dritten christlichen Jahrtausends eine gute Zukunft haben.

Verbunden im Glauben und im Gebet, danke ich Ihnen für alle Mitarbeit im kirchlichen Leben.

Ich grüße und segne Sie!

Speyer, den 24. Februar 2002

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 2 vom 31. Januar 2002

Bischofsworte
aus den Jahren 2003 bis 2007



Pfarrer Paul Joseph Nardini

Der heilige Pirminius: Apostel unseres Bistums und Vorbild im Glauben

Bischofswort zur österlichen Bußzeit im Pirminius-Jahr 2003

Liebe Katholiken im Bistum Speyer! Schwestern und Brüder im Herrn!

Südlich von Zweibrücken, nahe der französischen Grenze, liegt Hornbach. Am 3. November 753 herrschte im dortigen Kloster Trauer. Pirminius, der mehr als zehn Jahre zuvor das Kloster gegründet und seitdem geleitet hatte, war gestorben – vermutlich im Alter von 77 Jahren. Noch an seinem Todestag wurde er in der Klosterkirche beigesetzt. Mit der Trauer um Pirminius verband sich jedoch auch Zuversicht und Freude. Alle waren überzeugt: Ein Heiliger ist gestorben und endgültig zu Gott gekommen. Sofort setzt seine Verehrung ein. Es entstehen Wallfahrten zu seinem Grab. Sein Name erscheint in Heiligenkalendern. Ein jährliches Pirminius-Fest wird eingeführt. Bald wird er im ganzen südwestdeutschen Raum als Heiliger verehrt und angerufen – in Baden, im Elsass, sogar in Franken, Bayern und Tirol.

Besonders lebendig ist bis heute sein Andenken in der Pfalz und in der Saarpfalz. Das beweisen allein schon die neun Pirminius-Kirchen in unserem Bistum. Auch die Pirminius-Plakette, die höchste kirchliche Auszeichnung unserer Diözese, ist nach ihm benannt. Wir sehen in Pirminius den Apostel unseres Bistums und einen seiner Patrone. Er ist einer unserer Glaubensväter, dem wir ganz wesentlich den christlichen Glauben und das kirchliche Leben verdanken. Sein Erbe ist uns kostbar und eine Verpflichtung. Deshalb soll seine Gestalt im Jahr 2003, dem 1250. Jahr nach seinem Tod, das Bistumsgeschehen besonders prägen. Wir haben das Gedenkjahr unter das Leitwort „Zeit von Gott zu reden“ gestellt. Denn die Besinnung auf Gott und die Verkündigung des Evangeliums sind heute nicht weniger dringlich als zur Zeit Pirmins. In diesem Bischofswort möchte ich auf die Kennzeichen eingehen, mit denen der heilige Pirminius dargestellt wird. Denn sie erzählen symbolhaft von seinem Leben und Wirken, sie geben Zeugnis von seinem Glauben und enthalten wichtige Hinweise für unseren eigenen Glaubensweg.

Alle Darstellungen zeigen Pirminius mit Mitra und Stab. Er war also Bischof; allerdings kein Ortsbischof im heutigen Sinn, sondern ein Wanderbischof in Begleitung von Mönchen. Wir kennen weder den Ort noch das genaue Jahr seiner Geburt. 724 trat er in das Licht der Geschichte. Auf der Insel Reichenau gründete er ein Kloster, das zu einem der größten Kulturzentren Europas wurde. Vorher hatte er mit seinen Begleitern weite Gegenden durchwandert und so eine besondere Form der Nachfolge Jesu gelebt.

Jesus, der während seines öffentlichen Wirkens immer auf der Wanderschaft war, der oft nicht wusste, wohin er sein Haupt legen sollte, hatte es Pirminius angetan. Das Jesuswort „Wer Vater, Mutter, Kinder und Äcker um meines Namens willen verlässt, wird hundertfachen Lohn empfangen und das ewige Leben erlangen“ (Mt 19, 29) hatte ihn mit vielen anderen seiner Zeit getroffen. Sie wollten die Heimatlosigkeit Jesu nachahmen und für die Menschen ihrer Zeit sichtbar machen. Dabei ging es ihnen natürlich auch darum, Nichtchristen mit Christus zu konfrontieren und andere Christen in ihrem Glauben zu bestärken.

Pirminius weiß sich durch das Bischofsamt mit der Sendung der Apostel ausgestattet. Nach einigen Jahren verlässt er die Reichenau und durchwandert die Gebiete rechts und links des Oberrheins. Er gründet andere Klöster, versucht schon bestehende Klöster zu erneuern und vor der Verweltlichung zu bewahren. Um das Jahr 737 wird er gebeten, in Hornbach ein Kloster zu gründen. Darauf geht er im Einvernehmen mit dem Bischof von Metz ein. Hier bleibt er. Sein Bischofsstab, der bisher eher Wanderstab war, wird zum Hirtenstab. Sein Kloster entwickelt sich zu einem religiösen und kulturellen Zentrum mit weiter Ausstrahlung. Wie seine früheste Lebensbeschreibung berichtet, hat ihn in Hornbach sogar Bonifatius, der Apostel Deutschlands, von Mainz aus besucht.

In vielen Darstellungen hält Pirminius die Bibel in der Hand. Bisweilen drückt er sie an die Brust. Offensichtlich ist ihm die Bibel ans Herz gewachsen. Das Wort Gottes den Menschen zu bringen, das war sein Herzensanliegen. Das Jahr 2003 wird bei uns in Deutschland als ökumenisches Jahr der Bibel begangen. Der heilige Pirminius kann uns in dieser Initiative Vorbild sein. In der Bücherflut, die uns umgibt, muss für uns Christen die Bibel das Buch der Bücher bleiben, das wir regelmäßig lesen und verinnerlichen. Nur so können auch wir wie Pirminius vom Gott der Bibel reden. In jedes Haus gehört deshalb eine Bibel. Die persönliche Schriftlesung ist ein unverzichtbares Kennzeichen eines mündigen Christen. Bibelgruppen, die es in jeder Pfarrei geben sollte, helfen uns, die frohe Botschaft für unser Leben zu erschließen. Gut gestaltete Kinderbibeln können schon den Kleinsten das Wort Gottes nahe bringen.

Oft wird Pirminius mit dem Kreuz in der Hand dargestellt, das er über sich hinaushebt. Das Kreuz steht für Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Er war für Pirminius Lebensinhalt, Lebensvorbild, Lebensbegleiter. Mit dem heiligen Paulus konnte er sprechen: „Seinetwegen habe ich alles aufgegeben, um Christus zu gewinnen und in ihm zu sein [...] Christus will ich erkennen und die Macht seiner Auferstehung

und die Gemeinschaft mit seinen Leiden [...] Ich strebe danach, es zu ergreifen, weil auch ich von Jesus Christus ergriffen worden bin“ (Phil 3, 7–12). Den Menschen Jesus Christus zu verkünden, sie mit ihm in Kontakt und Lebensgemeinschaft zu bringen, dafür war Pirminius kein Weg zu weit, kein Opfer zu groß. Wie Paulus war er überzeugt: Der Mensch ist auf Jesus Christus hin angelegt. Erst durch die Glaubensgemeinschaft mit ihm werden wir zu vollkommenen Menschen, weil allein Jesus Christus der Erlöser und die Erlösung ist (vgl. Eph 4, 13; Kol 1, 28). Der heilige Pirminius mit dem Kreuz möge uns helfen, diese Grundwahrheit unseres Glaubens tiefer zu erfassen und zu leben.

Statt Bibel oder Kreuz trägt Pirminius in vielen Darstellungen eine Kirche auf dem Arm. So wie es Pirminius um das Gotteswort und um Jesus Christus ging, so ging es ihm auch um die Kirche Christi, auf die jede Kirche aus Steinen hinweist. Pirminius wusste, dass die Bibel das Buch der Kirche ist. Erst in der gelebten kirchlichen Gemeinschaft können wir das Wort Gottes recht verstehen und für unser eigenes Leben fruchtbar machen. Ebenso wusste Pirminius, dass Jesus Christus in allen Generationen der Geschichte sich die Kirche als seinen Leib schafft und als sein Haus baut. Ihm dabei zu helfen, sah er als seine Lebensberufung und Lebensaufgabe an. Dafür stellte er sich ihm vorbehaltlos zur Verfügung. Bewusst war ihm auch, dass die kirchliche Gemeinschaft bis auf die Apostel zurückgeht, diese mit einschließt und sich auf die Gesamtkirche bezieht. Deshalb ließ er sich nach einer Überlieferung vom Papst in Rom für sein Wirken persönlich bevollmächtigen und gab auch seinem letzten Kloster in Hornbach den heiligen Petrus zum Patron.

Einer Legende nach, die auch bildlich dargestellt wird, steckte Pirminius, als er auf die Reichenau kam, seinen Bischofsstab in die Erde. Dort entsprang eine Quelle, die heute noch sprudelt. Gleichzeitig flüchteten die giftigen Tiere in den See. Viele Pirminius-Bilder zeigen deshalb eine Schlange, die sich um den Stab des Heiligen ringelt. Diese Erzählung hat einen tiefen Sinn. Wohin immer Pirminius kam, er brachte den Menschen Christus. Dieser ist die göttliche Lebensquelle, die uns das wahre Heil schenkt und die bösen Mächte vertreibt. So ist diese Legende auch eine Herausforderung für uns, den Glauben an Christus in unserem Land lebendig zu halten, um so den unheilvollen Entwicklungen mit Glaube, Hoffnung und Liebe entgegenzuwirken.

Eine schöne Darstellung zeigt den heiligen Pirminius, wie er segnend die rechte Hand erhebt. Pirminius war nicht nur für die Menschen seiner Zeit ein Segen. Er ist es auch für uns, denn in der Gemeinschaft der Heiligen in der himmlischen Herrlichkeit ist er

uns nahe. Nicht weniger als er es auf Erden tat, sorgt er sich im Himmel, dass dort, wo er wirkte, Gottesglaube, Christusliebe und kirchliches Leben lebendig bleiben. In diesem Gedenkjahr, 1250 Jahre nach Vollendung seines irdischen Lebens, wollen wir uns von ihm ermutigen und helfen lassen, unseren Teil dazu beizutragen.

Im Pirminius-Land um Hornbach spricht man folgenden Tischsegen: „Damit uns Speis und Trank gedeih, Sankt Pirmins Hand sie benedei!“ In einer kleinen Abwandlung möchte ich bitten: „Damit das Bistum Speyer gedeih, Sankt Pirmins Hand es benedei!“ Mit dem herzlichen Wunsch für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein christlich-frohes Osterfest bin ich mit Gruß und Segen Ihr

Speyer, den 16. März 2003

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 26. Februar 2003

Pirmins Erbe wahren und um geistliche Berufe bitten

Aufruf des Bischofs zum diözesanen Pirminius-Sonntag

Vor 1250 Jahren starb der heilige Pirminius in Hornbach, seiner letzten Klostergründung. Er hat den christlichen Glauben in unsere Region gebracht, gehört also zu den Vätern unseres Glaubens. Wie ich schon in meinem diesjährigen Fastenhirtenbrief dargelegt habe, wollen wir uns deshalb in unserer Diözese in diesem Jahr 2003 in besonderer Weise auf ihn besinnen. Wir danken für sein kostbares Erbe und bedenken die Verpflichtung, die sich heute für uns daraus ergibt.

Ich bin sehr erfreut, dass die Anregung, 2003 als Pirminius-Jahr zu begehen, in vielen Gemeinden aufgegriffen wurde. Die Faltblätter mit dem Pirminius-Gebet und den Pirminius-Liedern wurden in großer Zahl angefordert. Die hervorragenden Unterrichtsentwürfe unserer Schulabteilung werden gerne im Religionsunterricht verwendet. Das ansprechende Pirminius-Heft aus der Reihe der bebilderten Diözesangeschichte findet weite Verbreitung. Viele Pilgergruppen besuchen das Pirminius-Grab in Hornbach, das einzige Heiligengrab in unserem Bistum. Ebenso erfreulich ist, dass unsere evangelischen Mitchristen mit uns Pirminius als gemeinsamen Glaubensapostel ansehen. So können wir erstmals anlässlich eines Pirminius-Jahres am 27. September zu einer ökumenischen Feier in Hornbach einladen. Auch unser Diözesan-Katholikentag in Johanniskreuz wird das Motto des Pirminius-Jahres „Zeit von Gott zu reden“ aufgreifen.

Ein Höhepunkt im Pirminius-Jahr soll für unser Bistum der 28. September werden. An diesem Sonntag wollen wir in allen Gemeinden die heiligen Messen zu Ehren des heiligen Pirminius feiern. Diesem Pirminius-Sonntag soll ebenfalls in allen Gemeinden eine Gebetsnovene vorausgehen. An neun Tagen wollen wir die Weckung, Förderung und Mehrung der Geistlichen Berufe zum besonderen Gebetsanliegen in unserem Bistum machen. Zusammen mit den ehrenamtlichen kirchlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, zusammen auch mit den hauptamtlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern in der Seelsorge brauchen wir vermehrt Priester, Ordensfrauen, Ordensmänner, Missionarinnen und Missionare. Ohne sie kann die Kirche nicht leben. Pirminius mit seinen Gefährten ist dafür ein eindrucksvolles Beispiel. Dass die zu geringe Zahl der Priester- und Ordensberufe das kirchliche Leben bei uns schwer belastet, ist allen bewusst. Umso notwendiger ist eine Initiative wie die geplante Gebetsnovene um Geistliche Berufe.

Ganz herzlich bitte ich alle Priester und Hauptamtlichen in der Seelsorge, aber auch alle, die in Pfarrgemeinderäten, Verbandsgruppen oder Gebetskreisen die Verantwortung für die Seelsorge in unseren Pfarreien mittragen, die Feier des Pirminius-Sonntags mit der vorausgehenden Gebetsnovene zu ihrem Anliegen zu machen. In allen Kirchen sollte an jedem Tag der Novene ein Gebetstreffen sein. Ich kann mir vorstellen, dass hier eine besondere Aufgabe für die Jugendlichen, besonders für die Ministranten, liegt. Ich bitte alle Gläubigen, das Anliegen der Novene auch in ihr persönliches Gebet einzubeziehen. Besonders die Kranken lade ich dazu ein. Ein Gebetsheft, das den Pfarreien zugeht, gibt dazu gute Anleitung.

Die Heiligen sind unsere besten Freunde, die uns auf unserem Lebens- und Glaubensweg zur Seite stehen. Mit ihnen zusammen können wir überzeugend Kirche sein. Der heilige Pirminius wird uns durch sein herausforderndes Vorbild und durch seine Fürsprache bei Gott helfen, dass wir die Kostbarkeit und Notwendigkeit seines Erbes auch in unserer Zeit erkennen, dass wir dieses Erbe pflegen und weitergeben – nicht zuletzt durch junge Frauen und Männer, die sich für einen geistlichen Beruf entscheiden.

Speyer, den 12. Juni 2003

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 7 vom 12. Juni 2003

Geheimnis des Glaubens – die Feier der Eucharistie

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2004

Liebe katholische Mitchristinnen und Mitchristen! Schwestern und Brüder im Glauben! Herzlich grüße ich Sie an diesem zweiten Sonntag in der österlichen Bußzeit. Es ist an diesem Sonntag seit langem Tradition, dass ich mich als Bischof mit einem Wort zu einem Thema des Glaubens oder der Glaubenspraxis an Sie wende. In diesem Jahr möchte ich mich mit der Eucharistie, mit der Feier der heiligen Messe, befassen.

Sie haben sich zur Feier der Sonntagsmesse versammelt. Wie die Christen seit apostolischer Zeit wissen Sie sich verpflichtet, am Herrentag das Herrenmahl zu feiern und so den Sonntag zu heiligen. Vielleicht haben sich einige von Ihnen bereits zuhause im „Pilger“ oder mit dem Sonntagsschott auf die Messfeier vorbereitet.

Beim Eintreten in die Kirche haben Sie sich mit Weihwasser bekreuzigt. Dabei haben Sie sich erinnert, dass Sie getauft und zu einem christlichen Leben berufen sind. Bevor Sie Platz nahmen, haben Sie vor dem Tabernakel das Knie gebeugt und so den im eucharistischen Brot gegenwärtigen Herrn geehrt. Im Bußakt haben Sie Ihr Leben in den Blick genommen und das Herz gereinigt. Als kleine oder größere Gemeinde beten und singen Sie in Gemeinschaft mit der ganzen Kirche. Der Priester steht dieser Feier vor. Gemeinsam beten Sie zu Gott, dem Vater, im Heiligen Geist durch Jesus Christus, unseren Herrn. Er, der Herr, ist in Ihrer Mitte als der Betende. Sie beten mit ihm und durch ihn.

In der Lesung aus dem Brief des Apostels Paulus an seine Lieblingsgemeinde in Philippi in Mazedonien haben Sie sich selbst ansprechen lassen: „[...] Unsere Heimat ist im Himmel [...] Steht fest in der Gemeinschaft mit dem Herrn!“ Sie haben das Evangelium gehört und darauf geantwortet: „Lob sei dir, Christus!“ Jesus Christus, dessen Verklärung auf dem Berg Lukas erzählt, war im Wort des Evangeliums bei Ihnen. Sie konnten erfahren: Die Stimme aus der Wolke, die Stimme Gottes gilt mir: „Das ist mein auserwählter Sohn, auf ihn sollt ihr hören!“ Mehr als Mose und der Prophet Elija gilt jetzt das Wort, die Weisung und die Verheißung Jesu. Denn er und nur er ist der Sohn Gottes.

Im Evangelium, dem ersten Höhepunkt der Messfeier, spricht uns Jesus Christus selbst an. Seine gute Botschaft gibt uns Orientierung, Wegweisung und Hoffnung. Gleich werden Sie das Glaubensbekenntnis sprechen. Es verbindet Sie mit der katholischen Weltkirche und mit der ganzen Christenheit, auch in der Vergangenheit, beginnend mit

den Aposteln und den urkirchlichen Gemeinden. Mit den Fürbitten schließt der sogenannte Wortgottesdienst.

Während dann Brot und Wein zum Altar gebracht werden, geben Sie eine Spende. Sie teilen mit denen, die Hilfe brauchen.

Es folgt das Herzstück der gesamten Feier. Eingeleitet mit der Präfation, die Sie mit dem „dreimal heilig“ beschließen, betet der Priester das Eucharistische Hochgebet. Er ruft den Heiligen Geist auf die Gaben von Brot und Wein herab. Er spricht die Worte, die Jesus beim letzten Abendmahl gesprochen hat. Er lobt und dankt Gott für alle Gaben der Schöpfung und der Erlösung, gipfelnd in Kreuz und Auferstehung Jesu. Im Gebet stellt er die Gemeinde in die Gemeinschaft mit der ganzen Kirche im Himmel und auf Erden, mit dem Papst und den Bischöfen, auch mit den Verstorbenen. Am Schluss steht der Lobpreis: „Durch ihn und mit ihm und in ihm ist dir, Gott, allmächtiger Vater, in der Einheit des Heiligen Geistes alle Herrlichkeit und Ehre jetzt und in Ewigkeit.“ Die Gemeinde bekräftigt diese Preisung mit dem „Amen“. Sie stimmt so ausdrücklich ein in das große Lob- und Dankgebet der Eucharistie, der Danksagung an den Vater.

Das Hochgebet der Messe ist für alle, die nicht nur da sind, sondern auch ganz dabei sind, erhebend und ergreifend. Hier ist Ehrfurcht gefordert. Hier öffnet und ereignet sich Mysterium: Geheimnis des Glaubens. Nur stammelnd kann man davon sprechen. Dennoch dürfen wir nicht darüber schweigen, damit wir es ein Leben lang tiefer begreifen; damit es uns immer mehr ergreift.

Auf zentrale Inhalte des eucharistischen Geheimnisses möchte ich hinweisen. Wenn der Priester im Hochgebet den Abendmahlsbericht vorträgt, handelt er wie bei der ganzen Eucharistiefeier an Christi statt. Christus, der Auferstandene, macht sich in ihm sichtbar. Er macht ihn zu seinem, wenn auch unwürdigen, so doch wirksamen Werkzeug. Das zu sein, dazu wurde er in der Priesterweihe durch Handauflegung und Gebet befähigt und bestellt.

Durch das Segensgebet über Brot und Wein, kraft der Worte, die der Priester spricht und in der Kraft des Heiligen Geistes, verändert Christus die irdischen Gaben von Brot und Wein. Er verwandelt sie. Sie sind nicht mehr das, was sie waren, was wir mit den Augen sehen. Sie sind sein „Fleisch und Blut“, d. h. aber, sie sind Jesus Christus selbst. „Das ist mein Leib – das ist mein Blut“, sagt Christus durch den Priester und meint damit: Das bin ich und das bleibe ich, solange die verwandelten Gaben sichtbare Zeichen meiner Person sind. Wenn wir also in oder außerhalb der Eucharistiefeier das

Knie vor dem „Allerheiligsten“ beugen, dann beten wir nicht das äußerliche „Zeichen“ an, sondern Christus, der in Brot und Wein sakramental gegenwärtig ist.

Jesus sagt durch den Priester über Brot und Wein: „Das ist mein Leib, der für euch hingegeben wird – Das ist mein Blut, das für euch vergossen wird.“ Jesus Christus ist in den eucharistischen Gestalten nicht einfach da; er ist aktiv da; er handelt. In der Feier der Eucharistie wird gegenwärtig und wirksam, was Jesus einst am Kreuz tat, als er seinen gewaltsamen Tod nicht nur erlitt, nicht nur hinnahm, sondern zu einer Tat umwandelte: zur unüberbietbaren Tat der Liebe zu Gott, seinem Vater, und zu allen Menschen aller Zeiten. Er machte seinen Tod zu einem Opfertod. Diese Hingabe seines Lebens bis in den Tod war die höchste Verherrlichung Gottes und die Erlösung der Welt. Diese Hingabe an Gott für die Menschen ist in seiner Auferstehung ewig geworden. Sie wird bei der Eucharistiefeier unter den Gestalten von Brot und Wein gegenwärtig: Christus und sein Opfer, der sich opfernde Christus.

Aber dabei soll es nicht bleiben. Christus, der am Kreuz sein Leben geopfert hat, ist in der Messfeier gegenwärtig, um die Eucharistiegemeinde, die ganze Kirche, die Menschheit und die Welt in seine Hingabe hineinzuziehen. Alle sollen an seinem Opfer teilhaben, mit ihm zu einer Opfergabe werden. Dazu hat er die Eucharistie eingesetzt, seiner Kirche eingestiftet. Die lebendige Mitfeier der Eucharistie fragt deshalb nicht nur: Habe ich mitgebetet, habe ich aufmerksam gehört? Sie fragt auch: Habe ich die Hingabe Jesu mitvollzogen, habe ich mich mit Christus im Heiligen Geist zur Opfergabe an den Vater für meine Mitmenschen gemacht? Wie das konkret aussehen kann, zeigte einmal die selige Mutter Teresa. Sie nahm den Körper eines halbverhungerten Kindes und sagte auf das Kind hindeutend: „Das ist mein Leib.“

Nach dem Hochgebet werden Sie gemeinsam das Vaterunser, das Herrengebet sprechen, um den Frieden beten und im Friedensgruß sich noch einmal mit allen Mitmenschen aussöhnen. Dann folgt die Kommunion, der letzte Höhepunkt der Eucharistiefeier. Die Opferfeier zeigt sich in voller Deutlichkeit als Mahl des Herrn. Wir empfangen den Herrn. In der Brotgestalt gibt er sich selbst uns in die Hand, in den Mund, in das Herz. Es ist die intensivst mögliche Vereinigung mit Christus. Sie ist geistliche Wegzehrung für das christliche Leben. Sie ist, weil personale Vereinigung mit dem Auferstandenen, Verheißung der eigenen Auferstehung. „Ich bin das lebendige Brot, das vom Himmel herabgekommen ist. Wer von diesem Brot isst, wird in Ewigkeit leben“, sagt Jesus. Gleichzeitig lassen wir uns von ihm senden, als Christen zu leben.

Wenn wir über die Eucharistie nachdenken, kann eine Frage nicht außer Acht bleiben, über die heute viel diskutiert wird: die Frage nach den Zulassungsbedingungen zur vollen Teilnahme am eucharistischen Mahl, also zum Empfang der heiligen Kommunion. Wer darf zur heiligen Kommunion gehen? Die katholische Kirche hat immer gelehrt: Um in der rechten Verfassung kommunizieren zu dürfen, muss man frei sein von schwerer Sünde. „Wer unwürdig dieses Brot isst, der isst sich das Gericht“, sagt schon der Apostel Paulus (vgl. 1 Kor 11, 27–29). Wer sich einer schweren Sünde bewusst ist, muss also das Bußsakrament empfangen, bevor er zur Kommunion geht. Eine andere Bedingung zum Kommunionempfang war von Anfang an die volle Glaubensgemeinschaft mit der Kirche. Wenn ich den eucharistischen Leib des Herrn empfangen, dann setze ich ein Zeichen meiner Gemeinschaft mit Christus und seinem Leib, der die Kirche ist. Deshalb wäre es widersprüchlich, wenn jemand, der nicht getauft ist, im Kommunionempfang die Gemeinschaft mit Christus feiern wollte. Es wäre ebenfalls widersprüchlich, wenn Christen anderer Kirchen und kirchlicher Gemeinschaften – von begrenzten Einzelfällen abgesehen – einfachhin oder gar generell in der katholischen Eucharistiefeier zur Kommunion gehen wollten. Denn damit würden sie ein Zeichen der vollen Einheit mit dem katholischen Eucharistieglauben und mit der katholischen Eucharistiegemeinschaft setzen, die aber faktisch noch aussteht.

Gewiss konnten in den ökumenischen Gesprächen der letzten Jahrzehnte grundlegende Verständigungen über den Sinn und die Bedeutung des Herrenmahls erzielt werden. Doch in wesentlichen Punkten gibt es leider immer noch Unterschiede zwischen katholischem Eucharistieglauben und evangelischem Abendmahlsglauben. Sie betreffen das Verständnis und die Praxis des Herrenmahls selbst; damit zusammenhängend sind aber auch das Verständnis vom Amt des Priesters, des Bischofs und des Papstes sowie die Glaubensüberzeugung von der Kirche überhaupt und von der Gestalt ihrer Einheit kirchentrennend.

Gottlob wissen wir, katholische und evangelische Christen, uns in unserem Christsein vor allem durch Gottes Wort in der Heiligen Schrift und durch die Taufe in christlicher Gemeinschaft miteinander verbunden. Diese schon bestehende Gemeinschaft wollen wir in einer guten Ökumene weiterpflegen und weiterentwickeln. Dann dürfen wir zuversichtlich hoffen, dass der gespaltenen Christenheit die volle Einheit in der Glaubens-, Kirchen- und Eucharistiegemeinschaft geschenkt werden wird.

Liebe Schwestern und Brüder! Die Gedanken, die ich Ihnen vorgelegt habe, sind sehr unvollständig. Ich bitte Sie, persönlich und in Ihrer Gemeinde das tiefere Verständnis der heiligen Eucharistie und eine lebendige Eucharistiekultur zu Ihrem Herzensanliegen zu machen. Eine große Hilfe kann die Beschäftigung mit dem Katechismus der Weltkirche, dem deutschen Erwachsenenkatechismus und mit der päpstlichen Enzyklika „Ecclesia de Eucharistia“ – Die Kirche lebt von der Eucharistie – aus dem vergangenen Jahr sein.

In der Verbundenheit des Glaubens und der Eucharistie grüße und segne ich Sie,

Speyer, den 7. März 2004

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 4 vom 17. Februar 2004

Unser Bistum vor schwierigen Herausforderungen und großen pastoralen Chancen

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2005

Liebe Schwestern und Brüder im Bistum Speyer!

Herzlich grüße ich Sie an diesem zweiten Sonntag in der österlichen Bußzeit. Mit meinem diesjährigen Bischofswort möchte ich Ihre Aufmerksamkeit auf wichtige Ereignisse in unserer Diözese in diesem Jahr lenken. Denn vor uns liegen schwierige Herausforderungen, aber auch große pastorale Chancen.

Lassen Sie mich zunächst auf das Thema „Sparmaßnahmen“ eingehen, das in unserem Land zurzeit die innerkirchliche Diskussion stark beherrscht. Wie in allen deutschen Bistümern ist auch bei uns das Geld knapper geworden. Dies hängt zusammen mit der staatlichen Steuerreform, mit der hohen Arbeitslosigkeit und mit der niedrigen Geburtenzahl. Hinzu kommen die Kirchenaustritte. Wir werden weniger: Jedes Jahr verliert das Bistum 5.000 Mitglieder. Wir haben weniger: 2004 hatten wir über 7 Millionen Euro Mindereinnahmen. Deshalb war eine erhebliche Rücklagenentnahme zum Ausgleich des Diözesanhaushaltes notwendig, in diesem Jahr wird sie noch höher ausfallen. 2010 werden wir voraussichtlich 20 Millionen Euro weniger Kirchensteuer zur Verfügung haben. Aber schon 2008 sind unsere Rücklagen längst aufgezehrt, wenn wir nichts unternehmen.

Um uns nicht zu verschulden, müssen wir unsere Ausgaben in erheblichem Ausmaß senken – und zwar schon jetzt. Die Bistumsleitung trägt dafür Verantwortung, dass die Sparmaßnahmen möglichst sozialverträglich und pastoralverträglich sind. Niemandem darf Unrecht geschehen. Die Seelsorge darf nicht Schaden nehmen. Deshalb haben wir mit den Sparmaßnahmen zugleich überlegt, wie das kirchliche Leben neuen Aufschwung nehmen kann, wie Glaubensdienst, Gottesdienst und Caritasdienst im Bistum intensiver und wirksamer werden können. Noch mehr als bisher ist jetzt die Stunde der entschiedenen Christen und die Stunde der aktiven Gemeinden gekommen. Wenn etwas nicht mehr vom Bistum bezahlt werden kann, heißt dies nicht, dass es nicht mehr bestehen oder nicht mehr getan werden kann.

Viel Geld zu haben ist nicht gleichbedeutend mit Glaubenswachstum. Das haben wir in den vergangenen Jahrzehnten erlebt. Und ebenso: Wo es weniger Geld gibt, muss das noch lange nicht bedeuten, dass es weniger lebendigen Glauben gibt. Junge Kirchen in anderen Teilen der Welt, die wachsen, beweisen dies. Heute begreifen wir erst richtig,

was die „Würzburger Synode“ schon vor 30 Jahren sagte: „Die Krise des kirchlichen Lebens beruht letztlich nicht auf Anpassungsschwierigkeiten gegenüber unserem modernen Leben und Lebensgefühl, sondern auf Anpassungsschwierigkeiten gegenüber Jesus Christus mit seiner Botschaft. [...] Vielleicht haben wir uns inzwischen selbst schon zu sehr anpassen lassen, indem wir weitgehend jenen Platz und jene Funktion eingenommen haben, die uns nicht einfach der Wille Gottes, sondern der geheimnislose Selbsterhaltungswille unserer totalen Bedürfnisgesellschaft und das Interesse an ihrem reibungslosen Ablauf zudiktieren haben“ (Unsere Hoffnung III, 1).

Es besteht jedoch keineswegs Grund zu Verzagtheit, Resignation oder Pessimismus. Nach wie vor sind wir als Kirche in vielen Bereichen unserer Gesellschaft präsent. Im Vergleich mit anderen Ortskirchen sind wir sogar noch reich. Unser eigentlicher, einzigartiger Reichtum aber ist Jesus Christus, sein Lebensmodell, seine Verheißung, sein himmlischer Vater, seine Mutter Maria, seine Kirche als sein und unser Lebensraum. Zu diesem Reichtum gibt es keine Alternative. Wenn wir unseren Glauben tiefer entdecken, froher feiern und mutiger bezeugen, dann wird die gegenwärtige Krise des kirchlichen Lebens bei uns zu einer Chance und zu einem missionarischen Aufbruch.

Damit komme ich zu dem zweiten wichtigen Thema, das uns in diesem Jahr beschäftigen wird, dem „Weltjugendtag“. Die Weltjugendtage sind eine ganz persönliche Initiative des jetzigen Papstes. 1984, im außerordentlichen Heiligen Jahr der Erlösung zur Erinnerung an das 1950. Todesjahr Jesu, hatte er die Jugendlichen der Kirche nach Rom eingeladen. Sie kamen in Scharen: 350.000. Als die Vereinten Nationen 1985 zum Jahr der Jugend erklärten, wiederholte der Papst seine Einladung. Wiederum war das Echo überwältigend. Darauf erklärte Johannes Paul II. den Palmsonntag jeden Jahres für die ganze Kirche zum Tag der Jugend. Im Abstand von zwei oder drei Jahren lädt er seitdem zu einem Weltjugendtag an einem zentralen Ort ein. Bisher acht Mal.

Die Weltjugendtage wurden weltkirchliche Ereignisse, eine Erfolgsgeschichte. In Manila 1995 nahmen vier Millionen Menschen teil. Es war die größte religiöse Veranstaltung der Menschheitsgeschichte. In Rom waren es im Jubiläumsjahr 2000 über zwei Millionen.

Vom 16. bis 21. August dieses Jahres wird der 20. Weltjugendtag in Köln stattfinden. Eine Million junge Menschen zwischen 16 und 30 Jahren aus aller Welt werden erwartet. Sie kommen, um einander zu begegnen, um ihre Lebens- und

Glaubenserfahrungen auszutauschen, um den christlichen Glauben mit dem Heiligen Vater, mit 600 Bischöfen und vielen Priestern zu feiern, um im Gebet, im Bußsakrament, in Katechesen und Gesprächen ihre Glaubensfreude zu bestärken. In der Begegnung mit Jesus Christus wollen sie ihren Lebensauftrag neu erkennen.

Der Weltjugendtag in Köln bringt die Weltkirche in unser Land. Es wird erfahrbar werden: Diese Weltkirche, die 1,1 Milliarden Mitglieder hat, ist eine wachsende, eine junge, eine frohe und zukunftsfähige Kirche. Diese Erfahrung wird in unsere Kirche und darüber hinaus in die ganze Gesellschaft ausstrahlen.

Vor Beginn des Weltjugendtages in Köln werden viele Teilnehmer vom 11. bis 15. August in den deutschen Diözesen zu Gast sein. Im Bistum Speyer erwarten wir 10.000 Jugendliche. Ich bin dankbar, dass sich in fast allen Pfarreien bereits viele Familien bereit erklärt haben, diese jungen Menschen aus anderen Ländern und Kontinenten aufzunehmen. Gäste sind ein Segen. Sie werden uns bereichern. Aber auch wir werden sie mit unserem kirchlichen Leben, mit unserer reichen Kultur und Geschichte beschenken. Unser Bischöfliches Jugendamt in Speyer wird Sorge tragen, dass keine Gäste in Massenquartieren untergebracht werden müssen. Bitte helfen Sie dabei mit! Zusammen mit unseren jungen Gästen werden sicher auch viele Jugendliche unserer Diözese nach Köln ziehen und mit unvergesslichen Glaubenserlebnissen zurückkommen.

Ein wichtiges Ereignis im Hinblick auf den Weltjugendtag in Köln wartet bereits in den kommenden Wochen auf uns: 12 Tage lang, vom 7. bis 19. März, wird das Weltjugendtagskreuz mit einer Marienikone durch alle zehn Dekanate unseres Bistums getragen. Dieses Ereignis soll unsere ganze Diözese für den Weltjugendtag gleichsam mobilisieren.

Das Weltjugendtagskreuz ist zum Markenzeichen der Weltjugendtage geworden. Seit 1984 sind die beiden einfachen Holzbalken auf Welttournee: 3,8 Meter hoch, 1,75 Meter breit, 31 Kilo schwer. Alle Kontinente hat es gesehen. Es hat Station gemacht u. a. in Argentinien, in den USA und auf den Philippinen, in Frankreich und in Polen. Es war im norwegischen Eis auf Hundeschlitten unterwegs und unter der Sonne Spaniens. Es flog an Hubschraubern befestigt durch die Luft und war in einem Bergwerk über 1.100 Meter unter der Erde. Es war Gast in Schulen, Krankenhäusern und Gefängnissen. Den Ground Zero in New York hat es ebenso gesehen wie armselige Slums. Es war am Brandenburger Tor und im Bundestag in Berlin, beim Katholikentag in Ulm und in Altötting.

Es ist unvorstellbar, durch wie viele Hände dieses Kreuz gegangen ist, bei strömendem Regen und in liturgischen Nächten. Vor diesem Kreuz haben Millionen vor allem junge Menschen gebetet, sie haben es berührt und geküsst, sich zu Christus bekannt, ihre Sünden bereut und sich bekehrt, für ihre Erlösung gedankt, geweint, ihre Not vor Jesus, den Erlöser, getragen. Nach einem langen Pilgerweg durch mehrere europäische Länder kam es am Palmsonntag letzten Jahres aus Sarajewo nach Berlin. Von dort reiste es durch die deutschen Diözesen.

Am 7. März werden wir es für unser Bistum in Worms in Empfang nehmen und am 19. März nach einer liturgischen Nacht im Dom per Schiff nach Köln bringen. Wo immer es in der Zwischenzeit in unserer Diözese Halt macht, soll es die Menschen der näheren und weiteren Umgebung um sich sammeln. Jede Station des Weltjugendtagskreuzes soll zum Ort einer großen Gebets- und Glaubenskundgebung werden. Das Kreuz soll sich nicht nur durch unsere Diözese bewegen. Es soll unsere Diözese in Bewegung setzen – auf Jesus Christus hin. Es soll uns neu öffnen für die Weltkirche und für die Menschheit zu Beginn des dritten christlichen Jahrtausends.

Das Motto des Weltjugendtages in Köln lautet: „Wir sind gekommen, um ihn anzubeten“. So sprachen die Weisen aus dem Morgenland, die in Jerusalem nach dem neugeborenen König der Juden fragten. Als sie nach Betlehem kamen, fanden sie das Jesuskind mit seiner Mutter und beteten es an.

Auf jedem Weltjugendtag haben neben der Beichte die Feier der Eucharistie und die eucharistische Anbetung eine herausragende Bedeutung. Damit bin ich beim dritten Stichwort, das dieses Jahr kennzeichnen soll, dem „Jahr der Eucharistie“.

Der Heilige Vater hat in jüngster Zeit verstärkt die Bedeutung des Eucharistiegläubens, der Eucharistiefeier und der Eucharistiefrömmigkeit für der Kirche in Erinnerung gerufen. Unermüdlich weist er darauf hin, dass Eucharistie und Kirche zusammengehören, dass die Kirche von der Eucharistie lebt. Die Eucharistiefeier braucht, um lebendig zu bleiben, als Umfeld eine Eucharistiekultur in Form einer vielfältigen Eucharistieverehrung, vor allem die eucharistische Anbetung. Der Papst hat deshalb die Monate Oktober 2004 bis Oktober 2005 zum eucharistischen Jahr erklärt. Er sieht auch den Weltjugendtag in Köln als einen besonderen Akzent in diesem Jahr der Eucharistie. Wir wollen uns das Anliegen des Heiligen Vaters zu eigen machen.

Die Vorbereitung und Feier des Weltjugendtages in Köln soll Hand in Hand gehen mit einer Verlebendigung des eucharistischen Glaubens und der eucharistischen Frömmigkeit in unserem persönlichen Leben und in unseren Gemeinden. Wir werden

dann doppelt Beschenkte sein. Hören wir dazu den Heiligen Vater: „Wenn die Frucht dieses Jahres auch nur in der Verlebendigung der Feier der Sonntagsmesse und in der Förderung der eucharistischen Anbetung in allen christlichen Gemeinden bestünde, hätte dieses Gnadenjahr ein bedeutsames Ergebnis erreicht. Es ist gut, nach hohen Zielen zu streben und sich nicht mit dem Mittelmaß zufrieden zu geben“ (Mane nobiscum Domine Nr. 29).

Mit allen guten Wünschen für eine gesegnete österliche Bußzeit und für ein glaubensfrohes Osterfest grüße und segne ich Sie alle, besonders die Kinder und die Kranken.

Speyer, 20. Februar 2005

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 2. Februar 2005

Wir trauern um einen großen Papst

Brief des Bischofs zum Tod von Papst Johannes Paul II.

Liebe Mitbrüder, liebe Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der Seelsorge, sehr geehrte Damen und Herren!

Am Samstagabend, um 21:37 Uhr, hat unser Heiliger Vater, Papst Johannes Paul II. im 84. Lebensjahr und im 27. Jahr seines Pontifikates sein Leben in Gottes Hand zurückgegeben. Mit der ganzen Kirche trauern auch wir im Bistum Speyer um diesen großen Papst, der die Kirche ins dritte Jahrtausend geführt hat. Über 26 Jahre hat er mit außerordentlicher Ausstrahlungskraft die katholische Weltkirche geleitet und mit seinen pastoralen Initiativen sowie seinem unermüdlichen Einsatz für Frieden und Gerechtigkeit der Botschaft des Evangeliums in Kirche und Welt neues Gewicht verschafft.

Unauslöschlich in Erinnerung bleiben wird für uns sein Besuch in Speyer am 4. Mai 1987. Seine Predigt wurde – zweieinhalb Jahre vor dem Fall der Mauer – zu einem eindringlichen Appell, in Verantwortung vor Gott und unter Achtung aller Grundwerte und Grundrechte ein geeintes Europa vom Atlantik bis zum Ural zu schaffen. Die getrennten Kirchen bat der Papst, den mühsamen Weg zur Einheit weiterzugehen und alles zu vermeiden, was Gräben erneut vertiefen könnte. Im Hinblick auf die drei Tage zuvor selig gesprochene Edith Stein mahnte er die Gläubigen der Diözese Speyer: „Seid treue Hüter ihrer Botschaft und ihres Lebenszeugnisses!“

Wir wollen im Bistum unsere Trauer und zugleich unsere Dankbarkeit heute um 12 Uhr mit einem viertelstündigen Trauergeläut nach dem Angelus-Läuten öffentlich zum Ausdruck bringen. Ich bitte Sie herzlich, dafür in Ihrer Pfarrei Sorge zu tragen.

In allen Pfarreien bzw. Pfarreien-Gemeinschaften ist zudem in den nächsten Tagen ein feierliches Requiem für den Heiligen Vater zu halten. Außerdem soll bis zum Tag der Beisetzung des Papstes in allen Messfeiern in den Fürbitten und im Hochgebet des Verstorbenen gedacht werden.

Bis zum Tag der Beisetzung zeigen die Kirchen und Dienstgebäude die päpstliche Flagge oder die Bistumsflagge mit Trauerflor. Im Kanon der heiligen Messe unterbleibt die Nennung des Papstnamens bis zum Tag der Neuwahl. Vom Tag der Beisetzung des Papstes an bis zur Beendigung der Papstwahl soll beim „Gebet der Gläubigen“ eine Fürbitte um die Wahl eines guten Papstes eingefügt werden. Im Speyerer Dom werden wir für Papst Johannes Paul II. ebenfalls ein Requiem feiern (Tag und Zeit werden noch

in den Medien veröffentlicht). Ich bitte Sie, auch dazu die Gläubigen in Ihrer Gemeinde einzuladen.

Danken wir dem Herrn, dass er seiner Kirche Papst Johannes Paul II. geschenkt hat. Und bitten wir ihn, dass er den Verstorbenen in sein österliches Licht aufnehme!

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 4 vom 14. April 2005

Freude und Stolz über den Papst aus Deutschland

Wort des Bischofs zur Wahl von Papst Benedikt XVI.

Nach siebzehn Tagen der Sedisvakanz, in denen die katholische Weltkirche auf bewegende Weise Abschied von dem verstorbenen Heiligen Vater Johannes Paul II. nahm, haben wir wieder einen Papst: Benedikt XVI., der bisherige Präfekt der Glaubenskongregation, Joseph Kardinal Ratzinger, ist am 19. April vom Kollegium der Kardinäle zum Nachfolger des heiligen Petrus und Bischof von Rom gewählt worden.

Im Bistum Speyer freuen wir uns mit der ganzen Kirche über die Wahl unseres neuen Heiligen Vaters. Wir sind Benedikt XVI. dankbar, dass er bereit war, dieses schwere Amt zu übernehmen, und erbitten ihm Gottes Hilfe und Segen. Unsere Freude und unser Stolz über den ersten deutschen Papst seit fast fünfhundert Jahren sind umso größer, als der neue Papst an Pfingsten 1990 im Speyerer Dom anlässlich des 2000-jährigen Stadtjubiläums einen Vortrag zum Thema Europa hielt und einen Gottesdienst mit 17 Bischöfen aus West- und Osteuropa feierte, der weltweite Aufmerksamkeit fand.

Es wird dem neu gewählten Inhaber des Petrusamtes nun zukommen, gemäß dem Evangelium und entsprechend dem Auftrag des Zweiten Vatikanischen Konzils den Dienst an der Einheit der katholischen Weltkirche in einer konfliktgeladenen und ungleichzeitigen Welt wahrzunehmen. Obwohl er den unterschiedlichen Entwicklungen, Fragen und Lebensprozessen der Kirchen vor Ort Rechnung tragen muss, bleibt es seine ebenso schwere wie wichtige Aufgabe, in enger Gemeinschaft mit dem Kollegium der Bischöfe die Einheit der universalen Kirche zu bewahren und zu fördern. In gleicher Weise steht der neue Papst vor der Herausforderung, den ökumenischen Prozess mit den nichtkatholischen Kirchen und kirchlichen Gemeinschaften in Ost und West zielbewusst weiterzuführen. Ebenso gilt es, den Dialog mit den nichtchristlichen Religionen und dem nichtreligiösen Denken weiter zu gestalten. Dem Dialog mit dem Islam kommt dabei in weltpolitischer und interkultureller Hinsicht eine besondere Dringlichkeit zu.

In erster Linie hat der Nachfolger des Apostels Petrus für die Bewahrung des christlichen Glaubens und die Identität der Kirche Sorge zu tragen. Das ist in unserer modernen Welt, wo der Widerstreit der Meinungen, wo Liberalismus und Relativismus Leben und Denken bestimmen, kein leichter Auftrag. Doch ist wohl niemand besser geeignet für diese Aufgabe als der neue Papst. In der Auseinandersetzung und im Dialog mit den geistigen und kulturellen Strömungen sowie mit den politischen und

ökonomischen Kräften in einer globalisierten Welt gilt es, das Evangelium von Jesus Christus als befreiende und heilende Botschaft glaubwürdig zu bezeugen. Insbesondere im Eintreten für die Menschenwürde und das Lebensrecht vom Anfang bis zum Tod, für Ehe und Familie, aber auch im Einsatz für Frieden, Gerechtigkeit und Solidarität unter den Völkern ist der Papst die unüberhörbare und unverwechselbare Stimme der Kirche.

Der Heilige Vater ist bei der Wahrnehmung dieses Dienstes auf die Mithilfe der ganzen Kirche angewiesen. Wir wollen im Bistum Speyer das Unsere tun, dass er seiner großen Verantwortung im Petrusamt gerecht werden kann. Wir machen uns das Anliegen der Karfreitags-Fürbitte für den Papst zu eigen: „Der allmächtige Gott, der ihn zum Bischofsamt erwählt hat, erhalte ihn seiner Kirche und gebe ihm Kraft, das heilige Volk Gottes zu leiten. [...] Bewahre in deiner Güte unseren Papst Benedikt XVI. Leite durch ihn deine Kirche und gib, dass sie wachse im Glauben und in der Liebe.“

Dr. Anton Schlembach

Bischof von Speyer

OVB Nr. 5 vom 20. April 2005

Vom frohmachenden Wert des christlichen Glaubens heute

Bischofswort zur österlichen Bußzeit 2006

Liebe Katholiken im Bistum Speyer, liebe Schwestern und Brüder im Glauben!

Zu Beginn der österlichen Bußzeit möchte ich mich wieder mit einem brieflichen Gruß an Sie wenden. Ich denke dabei an Sie, die Gottesdienstbesucher, denen mein Brief vorgetragen wird. Ich denke darüber hinaus an alle Gläubigen in unseren 346 Pfarreien: die Frauen und Männer, die Jugendlichen und Kinder, die Älteren und Kranken; diejenigen, die ein geordnetes, zufriedenes Leben führen können; aber auch diejenigen, die es schwer haben, die von Sorgen und Problemen bedrückt sind. Mit allen weiß ich mich stets verbunden, vor allem im Gebet und in der Feier der Eucharistie.

In diesem Bischofswort möchte ich mit Ihnen über die Situation nachdenken, in der wir in dieser geschichtlichen Stunde unseren christlichen Glauben und unsere kirchliche Gemeinschaft zu leben haben. Wir haben sie uns nicht ausgesucht. Sie ist uns vorgegeben. Aber wir haben sie zu bestehen, uns in ihr zu bewähren und sie auf je eigene Weise mitzugestalten.

Seit einiger Zeit spricht und schreibt man immer öfter von der „Rückkehr der Religion“, von einer „Renaissance des Religiösen“, von einem „Comeback des Christentums“. Vieles deutet tatsächlich darauf hin, dass hier ein „Zeichen der Zeit“ angesprochen wird. Lange wurde mit wissenschaftlichem Anspruch behauptet: Die Religion wird absterben. Sie wird sich immer mehr als überflüssig erweisen. Der Mensch ist in der Lage, sein Leben allein zu bestreiten. Mit Wissenschaft und Technik werden alle Probleme gelöst werden. Nicht einmal die Frage nach Gott wird sich noch stellen. Der sogenannte Säkularisierungsprozess der letzten Jahrzehnte bei uns schien dieser Meinung Recht zu geben. Das Religiöse wurde immer stärker aus dem gesellschaftlichen Leben verdrängt. Es bestimmte auch immer weniger die Familie und die persönliche Lebensgestaltung. Gott war wie ausgebürgert und wurde nicht vermisst.

Inzwischen scheint sich hier eine Wende anzubahnen. Man erkennt, dass der Säkularismus kein globales Phänomen ist. In Asien, Afrika, Amerika einschließlich der USA ist Religion weithin ein bestimmendes Lebenselement geblieben. Auch im säkularistischen Westeuropa, wo Religion tatsächlich beachtlich an Bedeutung verloren hat, ist eine starke religiöse Substanz vorhanden. Es gibt sogar erstaunliche

religiöse Aufbrüche, so zum Beispiel in neuen Geistlichen Bewegungen. Sie sind, wie die Weltjugendtage zeigen, ein belebendes Element in der Kirche. Es verbreitet sich auch die Erkenntnis, dass Religion dem Wesen und der Natur des Menschen gemäß ist. Das Wissen um Gott und der Urtrieb, mit Gott in Kontakt zu stehen, sind dem Menschen gleichsam angeboren. Religion ist deshalb unausrottbar.

Mit einem gewissen Erschrecken erkennen immer mehr Zeitgenossen, wohin es führt, wenn Gott ausgeklammert oder gar geleugnet wird: nämlich in die Unmenschlichkeit. Nationalsozialismus und Kommunismus brachten ans Licht, wie sehr ein konsequenter Atheismus die Humanität zerstören, den Menschen und die Gesellschaft unmenschlich machen kann. Auch ein friedlicher Atheismus, so wird vielen neu bewusst, bringt keinen Mehrwert. Im Gegenteil. Ohne Gott und Religion wird das Leben banal, ja zutiefst hoffnungslos. Ohne Gott und die religiöse Tradition ist es kaum möglich, die wahren Werte zu bestimmen. Vor allem kann man ihre Allgemeingültigkeit und ihre verpflichtende Kraft nicht mehr begründen.

Die ausgesprochen gottlosen, bisweilen sogar militant gottfeindlichen Ideologien haben bei uns kaum noch Einfluss. Deswegen sind aber Gott und Gottesglaube noch nicht bedeutsam geworden. In der sogenannten Postmoderne – wie man unsere Epoche meist kennzeichnet – ist Freiheit das große Stichwort, jedoch in einem ganz bestimmten Verständnis. Freiheit bedeutet hier ausschließlich Befreiung, Emanzipation, Sich-frei-machen möglichst von allem. Autonomie, Autarkie, Unabhängigkeit, Ungebundenheit sind angesagt. Ich muss von möglichst vielem frei werden. Umso mehr kann ich Mensch sein, desto besser kann ich mich selbstverwirklichen.

Dieses Freiheitsverständnis ist verführerisch. Es verspricht Bindungslosigkeit und Beliebigkeit, Grenzenlosigkeit und uneingeschränkte Selbstbestimmung. Auf diesem Weg meint man, endlich eine Welt der wahrhaft freien Menschen und eine wahrhaft freie Gesellschaft schaffen zu können. Niemand schreibt dann mehr vor, was wahr und falsch, gut und böse, gerecht und ungerecht, menschlich und unmenschlich, glückbringend oder glückzerstörend ist. Das kann, das darf, das muss jeder und jede selbst entscheiden und festlegen. Konsequentermaßen führt dieses Freiheitsideal zur Ablehnung aller Institutionen und Traditionen, aller Normen und Verbindlichkeiten. Ehe, Familie, Kirche, Gott werden als repressive Wirklichkeiten abgelehnt: Sie unterdrücken den Menschen und verhindern seine Selbstverwirklichung. Sie sind

fortschrittshemmend, deshalb ist ihre Abschaffung anzustreben – bis in die Gesetzgebung hinein.

Der rein emanzipatorische Freiheitsbegriff hat schwerwiegende Folgen: Zum Beispiel im Hinblick auf die Menschenwürde, die undefiniert und „abgestuft“ wird. Sie gilt nicht mehr für alle und sie ist nicht mehr unantastbar. Auch der Toleranzbegriff wird neu definiert. Toleranz meint nicht mehr den Respekt vor einer anderen Überzeugung. Sie wird zu einem Tarnwort für die eigene Standpunktlosigkeit, die man dann auch von anderen einfordert. Dies führt mit innerer Logik zur Intoleranz. Es entsteht eine „Diktatur des Relativismus“, von der Papst Benedikt XVI. spricht.

In letzter Konsequenz ist dieses Menschen- und Freiheitsverständnis gar nicht lebbar. Aber tendenziell hat es einen starken Einfluss auf die Lebensweise bis weit in die Kirche hinein. Die Folgen: Viele geben das Beten auf, besuchen keine Gottesdienste oder treten sogar aus der Kirche aus. Die religiöse Erziehung, überhaupt die Werteerziehung der Kinder fällt aus. Ein Verzicht auf verbindliche Moral führt notwendig zum Verzicht auf Erziehung überhaupt. Es macht sich eine religiöse und moralische Gleichgültigkeit breit. Man bemüht sich nicht um eine fundierte Position in Glaubens- und Moralfragen und lässt möglichst alles gelten – vom Christentum bis zur Esoterik, von der Abtreibung, von der Tötung embryonaler Menschen bis zur sogenannten Euthanasie. Besonders im Bereich der Geschlechtlichkeit wird jede normierende Vorgabe abgelehnt. Dass Sexualität wesentlich zusammenhängt mit Verantwortung, Triebbeherrschung, Ehe, Treue, Familie, Vaterschaft, Mutterschaft und Kindern, will man nicht wahrnehmen und wahrhaben.

Wie der Atheismus, der Säkularismus, so ist auch die Postmoderne weithin fragwürdig geworden. Freiheit als „Freiheit von“ ist nur die halbe Wahrheit, eine amputierte Freiheit. Die menschliche Freiheit ist ganz wesentlich auch eine „Freiheit zu“. Sie ist die Fähigkeit des Menschen, aufgrund eigener Einsicht und eigener Entscheidung mit gutem Gewissen das wahrhaft Gute zu verwirklichen und so selbst gut zu werden. Vor allem in der jungen Generation wird erkannt: Der Mensch ist auf Beziehungen angelegt. Er wird nur dann reif und erwachsen, wenn er diese verantwortlich lebt: die Beziehung zu dem Mitmenschen, die Beziehung zur Schöpfung, die Beziehung zu Gott. Nur wenn die „Freiheit von“ nicht auf Kosten der „Freiheit zu“ geht, macht sie wahrhaft frei und glücklich.

Immer mehr jungen Menschen wird klar: Absolute Beliebigkeit und Bindungslosigkeit sind zerstörerisch. Sie machen alles kaputt: den Menschen, die Gesellschaft, die Kultur,

die Schöpfung. Normlosigkeit, Verpflichtungslosigkeit, Verantwortungslosigkeit programmieren die Katastrophe. So muss es nicht erstaunen, dass junge Menschen wieder den frohmachenden Wert des Gottesglaubens, des Gebetes, der Anbetung, des gemeinsamen Gottesdienstes erkennen. Der Papstwechsel in Rom und der Weltjugendtag in Köln im vergangenen Jahr haben dies vor Augen geführt.

Ebenso wenig muss es erstaunen, dass nicht wenige junge Menschen eine neue Sicht der Geschlechtlichkeit haben. Sie betrachten diese nicht isoliert, sondern zusammen mit der menschlichen Person, mit der auf Lebensdauer und auf Kinder angelegten Ehe. Das ist für sie der Weg zu Lebenserfüllung, Lebensfreude und Glück. Und das entspricht auch genau der katholischen Sexualmoral. Würden sich alle an diese halten, gäbe es viel menschliches Unheil in der Welt überhaupt nicht, dann hätten wir eine glückliche Sexualkultur.

Liebe Mitchristen! Stehen wir an einer Wende? Vieles spricht dafür, dass sich Atheismus, Säkularismus und Postmoderne totlaufen. Diese Entwicklung ist für uns Christen eine Bestätigung. Aber auch eine Ermutigung. Entscheiden wir uns immer neu für Gott, für das tägliche Gebet, für den sonntäglichen Gottesdienst, für die religiöse Erziehung, für das christliche Glaubenszeugnis auch in der Öffentlichkeit. Versuchen wir, die Freiheit des Evangeliums, wie das kirchliche Lehramt, besonders das Petrusamt sie darlegt, immer tiefer zu verstehen und immer überzeugter zu leben. Beherzigen wir jeden Tag neu den Ruf, den Gott im heutigen Evangelium im Blick auf Jesus Christus an uns ergehen lässt: „Auf ihn sollt ihr hören!“

So grüße und segne ich Sie!

Speyer, 12. März 2006

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 2 vom 10. Februar 2006

Ein geduldiger Hüter der Grundfesten des christlichen Glaubens

Predigt von Bischof Dr. Anton Schlembach zum Papstsonntag am 30.

April 2006

Seit einem Jahr haben wir einen neuen Papst. Benedikt XVI. Zunächst muss man mit Überraschung feststellen: der alte Papst Johannes Paul II. ist zwar gestorben, aber lebendig wie eh und je. Leben wir nicht tatsächlich unter zwei Päpsten? Bis zu 20.000 Menschen besuchen täglich sein Grab. Oft müssen sie sich lange anstellen. Sooft sein Nachfolger ihn erwähnt – und er tut es in vielen Reden – brandet Beifall auf. Man spricht nicht nur vom großen Papst Johannes Paul II., sondern von Papst Johannes Paul dem Großen – wie man von Papst Leo dem Großen oder Gregor dem Großen spricht. Zwei Filme über ihn gab es in den letzten Wochen allein im Deutschen Fernsehen. Die Stadt Aachen, die ihm 2004 den außerordentlichen Karlspreis verliehen hatte, benannte eine Straße nach ihm als Vorbild geistiger Orientierung. Polen bringt eine Banknote, einen Geldschein von 50 Zloty (13 Euro) mit seinem Bild heraus. Sein Seligsprechungsprozess ist eingeleitet. Zahlreiche Gebetserhörungen aus aller Welt werden gemeldet. Es gibt die Generation „JP2“ – Johannes Paul II. Der bekannte Journalist und Nachrichtenredakteur für ZDF und Phönix, Stephan Kulle, bekennt: „Ich rechne mich gern dieser Generation zu“.

Der verstorbene Papst Johannes Paul II. lebt, und sein Nachfolger Benedikt XVI. regiert. Seit einem Jahr. Und er regiert wirklich. Auf seine Art. Auf eine Art, die zunächst die Kritiker verstummen, zumindest sehr kleinlaut werden lässt. Vor einem Jahr war Joseph Ratzinger noch der Hardliner, der Großinquisitor, der Rottweiler Gottes, der Inbegriff des Reaktionären. „Oh mein Gott“ – titelte bei seiner Wahl eine Zeitung in Deutschland (taz). Ein durchaus kritischer deutscher Theologieprofessor stellt fest: „Es gibt heute doch, soweit ich das übersehen kann, keine ernsthaften Kritiker des Papstes“. Welch erfreulicher Lernprozess! „Negatives habe ich über ihn noch nicht gehört“, berichtet fast ein wenig enttäuscht ein Rom-Korrespondent. Im Spiegel liest man: „Die Kirche hat ihren Beckenbauer gefunden.“ Benedikt XVI. bekommt ganz unerwartete, höchste Prädikate: Thomas von Aquin unserer Zeit. Mozart unter den Theologen. Benedikt öffnet die Herzen. Er hat einen Draht zu jungen Menschen. Wahrer Intellektueller mit aristokratischen Zügen. Benedikt ist beides geblieben: Kind seines Glaubens und Kind seiner Zeit.

Man macht einen „Benedikt-Effekt“, einen „Benedikt-Faktor“ aus. 55 Prozent der Deutschen meinen: Die Kirche hat durch den deutschen Papst an Bedeutung gewonnen. Der Papst macht den Vornamen Benedikt beliebt. Seine Enzyklika „Deus caritas est“ ist in Italien Bestseller, gefragter als Harry Potter. Ähnliches wird aus Russland berichtet. Das New York-Magazin Time nennt ihn den „Europäischen Nachrichtenmacher 2006“. Am meisten überraschen die Massen, die ihm zuströmen. Mehr als zu seinem Vorgänger. In seinem ersten Amtsjahr hat Benedikt XVI. zu fast vier Millionen Menschen gesprochen: zu mehr als einer Million bei Sonderaudienzen und Papstmessen, zu einer Million bei den Generalaudienzen, zu fast zwei Millionen bei den Angelusgebeten; allein im kalten Dezember 350.000.

Der neue Papst regiert auf seine Weise. Aber er regiert entsprechend seinem Auftrag. Ein neuer Papst soll und darf nicht eine neue Kirche gründen. Er soll die alte Kirche, die auf die Apostel und auf Jesus zurückgeht, weiterführen. So weiterführen, dass sie dieselbe bleibt: einig, heilig, katholisch und apostolisch. In diesem Sinn muss er konservativ sein. Er muss die Kirche zukunftsfähig machen, ohne dass sie ihre Identität verliert. Er muss die einzigartigen Möglichkeiten ausschöpfen, die das einzigartige Petrusamt enthält, um die Kirche in der Gleichzeitigkeit mit Jesus zu erhalten und um sie ebenso gleichzeitig mit dem Heute und für das Heute effizient zu machen.

Das Papsttum ist 2000 Jahre alt und hat seine 2000 Jahre alte Aufgabe auch im 21. Jahrhundert und für das 21. Jahrhundert zu erfüllen: geduldiger Hüter der Grundfesten des christlichen Glaubens zu sein. Beispielhaft zeigte dies Benedikt XVI. am Ostersonntag. Kraftvoll verkündete er, wie einst die Apostel, die Auferstehung Jesu. Zugleich schickte er seine Osterwünsche in 62 Sprachen in die Welt. Ohne Verklausulierungen wies er auf alle akuten Weltprobleme hin: Krisen in Afrika (Darfur, Gebiet der Großen Seen), Gewalt im Irak, Atomstreit im Iran, Konflikte im Heiligen Land, Nöte in Lateinamerika, Bedrohung durch den Weltterrorismus.

Die petrinischen Aufgaben der obersten Kirchenleitung sind eine breite Palette von Herausforderungen. Kein Papst kann sie alle umfassend oder gar gleichzeitig bewältigen. Er muss Schwerpunkte setzen. Welche es bei Benedikt XVI. sein werden, wird man sehen. Sicher ist, dass er – wieder auf seine Weise – zwei Schwerpunkte seines Vorgängers sich zu Eigen machen wird: Evangelisierung und Kultur des Lebens. Es war schon immer die Leidenschaft von Joseph Ratzinger, in scharfsichtiger intellektueller Auseinandersetzung überzeugend und verständlich darzustellen: Der christliche Glaube ist, gerade auch für die Moderne und für den modernen und

postmodernen Menschen vernünftig, schön und befreiend, vorausgesetzt natürlich, man lässt sich auf die Vernunft und auf den Glauben ein, was durchaus auch Anstrengung fordert. Niemand, der die Schriften von Joseph Ratzinger kennt, kann sich der Faszination entziehen, mit der er die Defizite der modernen Ideologien entlarvt und den reflektierten, gründlich durchdachten christlichen Glauben als die plausible, weil humane Antwort auf die Anfragen der Moderne aufzeigt. So wird Benedikt XVI. zwar nicht Professor sein, aber den lehrenden Jesus heute präsent machen. Schon jetzt zitiert man im Blick auf ihn das Wort der Zuhörer Jesu: „Er lehrt wie einer, der Macht hat; er lehrt mit Vollmacht und nicht wie die Schriftgelehrten.“

Ein zweiter Schwerpunkt des Pontifikats von Benedikt XVI. wird der Lebensschutz sein. Er hat ihn bereits als „die neue soziale Frage des 21. Jahrhunderts“ bezeichnet. Man sollte sich diese Formulierung gut merken. Die Bedrohung des Lebens ist eine Gefährdung der Menschheit von heute. Als Umweltzerstörung und Artenvernichtung ist sie bereits in das allgemeine Bewusstsein eingegangen. Nicht weniger lebensfeindlich und damit menschenfeindlich sind aber auch Missachtung der Menschenwürde, Blindheit für Ehe und Familie, für den Reichtum der Kinder, für verantwortliche Elternschaft, für Mutterschaft und Vaterschaft, für die personale Würde der menschlichen Geschlechtlichkeit. Lebenzerstörend ist die Abstufung des Lebensrechtes, sind Abtreibung, Euthanasie, ist nicht zuletzt der ethische Relativismus und die Ausblendung von Gott und Religion.

Gottlob wird das päpstliche Bemühen um den Aufbau einer Kultur des Lebens von den Christen in Deutschland eindrucksvoll unterstützt. 1991 richteten die Deutsche Bischofskonferenz und das Zentralkomitee der deutschen Katholiken die jährliche „Woche für das Leben“ ein. 1994 schloss sich die evangelische Kirche dieser Initiative an. Für dieses Jahr hat sie gestern begonnen, dauert bis zum nächsten Sonntag und steht unter dem Motto „Von Anfang an uns anvertraut. Menschsein beginnt vor der Geburt“.

Thematisiert wird also der Schutz der ungeborenen Menschen. Diese sind in unserem Staat weithin rechtlos gemacht. Dass Abtreibung rechtswidrig ist, dass es bei der Abtreibung um die Tötung eines Menschen geht, ist kaum noch bewusst. Dass der Augenblick der Empfängnis der Anfang eines neuen, einzigartigen Menschen ist, wird nicht ernst genommen. Viele betrachten Abtreibung als ein persönliches Recht mit Anspruch auf Beihilfe. „Der gefährlichste Ort – der Mutterleib“ oder „Todesfalle Mutterleib“: Das sind leider nicht nur Sprachfloskeln. Jährlich werden rund 42

Millionen Euro aus den Haushalten der Bundesländer, also von unseren Steuern, den Krankenkassen für Abtreibungen erstattet – als ob Schwangerschaften Krankheiten wären.

Die wirklichen Zahlen sind höher, wahrscheinlich wesentlich höher: Aber jedes Jahr werden bei uns rund 130.000 Abtreibungen gemeldet und statistisch erfasst. Das sind bei einer Klassenfrequenz von dreißig Kindern 4.133 Schulklassen oder 11.273 Fußballmannschaften. Das ist seit zehn Jahren die Einwohnerzahl von München. Es ist eine schwere, beunruhigende moralische Hypothek, die auf unserem Land, die irgendwie auf uns allen, auch auf mir als Bischof, liegt, dass diese Tatsachen eher tabuisiert werden. Kaum Protest, kaum laute Forderung nach Diagnose, Analyse und Änderung dieses unmenschlichen Befundes. Wegsehen, Schweigespirale. Trotz demographischer Sorge. Trotz Müttern in Not nach erfolgter Abtreibung, von denen kaum jemand spricht.

Die Päpste sind in einer unüberbietbaren Eindeutigkeit Anwalt des menschlichen Lebens. Am 27. Februar sagte Papst Benedikt XVI. vor der Päpstlichen Akademie für das Leben: „In jedem Menschen, in jedem Abschnitt und in jedem Zustand seines Lebens erstrahlt ein Widerschein der göttlichen Wirklichkeit. Daher hat das Lehramt der Kirche stets die Heiligkeit und die Unverletzlichkeit jedes menschlichen Lebens von seiner Empfängnis bis zu seinem natürlichen Tod (Evangelium vitae, 57) verkündet. Dieses moralische Urteil gilt bereits zu Beginn des Lebens eines Embryos, noch vor seiner Einnistung im mütterlichen Schoß, in dem er neun Monate lang bis zu seiner Geburt behütet und ernährt werden wird. Das menschliche Leben ist in jedem Augenblick seiner Existenz, auch in seinem Anfangsstadium, das der Geburt vorausgeht, heilig und unantastbar“ (Evangelium vitae, 61).

Trotz der unguten Großwetterlage bin ich dankbar, ja auch stolz, dass es in unserem Bistum eine unübersehbare Bewegung für das Leben gibt. Ich danke besonders unserem Diözesancaritasverband mit seinen Schwangerschaftsberatungsstellen und den vielfältigen einschlägigen Aktivitäten. Ich danke auch sehr herzlich dem Beirat der von mir eingerichteten Bischöflichen Stiftung für Mutter und Kind. Sein Engagement ist beispielhaft, gerade auch bei seinen öffentlichen Stellungnahmen gegen Spätabtreibungen, gegen Bestrebungen, das Embryonenschutz- und Stammzellengesetz zu lockern. Ich danke nicht zuletzt unserem Diözesanverband des Kolpingwerkes, der in diesem Bereich stets aktiv und auch öffentlichkeitswirksam war, immer uneingeschränkt auf der kirchlichen Linie.

Ich danke allen, die sich für das Leben einsetzen und bitte herzlich, die angelaufene Woche für das Leben zu nutzen: zur Information, zur Reflexion und Besinnung – zum verstärkten Einsatz für das Leben, für das menschliche Leben vor und nach der Geburt. Das wäre auch das schönste Geschenk für Papst Benedikt XVI. zum ersten Jahrestag seiner Amtseinführung.

Speyer, 30. April 2006

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVb Nr. 4 vom 23. Mai 2006

Der selige Paul Josef Nardini – Geschenk und Leitbild für unser Bistum

Bischofswort zur Seligsprechung von Paul Josef Nardini

Liebe Katholiken im Bistum Speyer, liebe Schwestern und Brüder!

Unmittelbar nach einer Papstwahl gibt ein Kardinal auf der Loggia des Petersdoms den Namen des Neugewählten bekannt. Er ruft der gespannt wartenden Menschenmenge auf dem Petersplatz zu: „Annuntio vobis gaudium magnum. Habemus papam: Ich verkünde euch eine große Freude. Wir haben einen Papst.“ Heute rufe ich Ihnen und dem ganzen Bistum Speyer zu: „Ich verkünde euch eine große Freude. Wir haben einen Seligen! Dr. Paul Josef Nardini, der 1821 in Germersheim geboren wurde und 1862 als Pfarrer von Pirmasens starb, wird selig gesprochen, zur Ehre der Altäre erhoben.“

1990 haben wir in unserer Diözese damit begonnen, das Leben und Wirken dieses Priesters, Sozialreformers und Ordensgründers auf das Genaueste zu erforschen, zu dokumentieren und zu untersuchen. Seit 1999 wurde der Seligsprechungsprozess in Rom weitergeführt. Nach allen vorgesehenen Prüfungen hat nun Papst Benedikt XVI. das Verfahren für positiv abgeschlossen erklärt.

Durch die Seligsprechung wird mit päpstlicher Autorität festgestellt: Paul Josef Nardini war im Leben und im Sterben ein vorbildlicher Christ. Er hat heiligmäßig gelebt und ist heiligmäßig gestorben. Die rasche und medizinisch nicht erklärbare Genesung einer Schwester seines Ordens von einer tödlichen Krankheit im Jahre 1953 wird als Heilungswunder anerkannt, das Gott auf die Fürsprache Nardinis hin gewirkt hat.

Nardini hat seine ewige Vollendung bei Gott in der Gemeinschaft der Heiligen gefunden. Er kann deshalb auch öffentlich verehrt und angerufen werden. Die Feier der Seligsprechung Nardinis wird am Sonntag, den 22. Oktober 2006 um 14.30 Uhr in unserem Kaiser- und Mariendom in Speyer stattfinden. Mit Bedacht wurde sie auf den Nachmittag gelegt. Auf diese Weise können auch die Priester, die am Vormittag in den Pfarreien gebunden sind, teilnehmen.

Unser Dom, der für das zweite christliche Jahrtausend steht, hat schon unendlich viel erlebt. Aber eine Seligsprechung in seinen Mauern ist erstmalig.

Erstmalig ist weiterhin, dass ein Sohn der Pfalz und ein Priester unseres Bistums Speyer kirchenamtlich zum Seligen erklärt wird.

Erstmalig ist auch, dass eine Seligsprechung durch einen vom Papst persönlich beauftragten Kardinal nicht in der Peterskirche in Rom, sondern in Deutschland stattfindet.

Dieser vom Heiligen Vater zur Seligsprechung Nardinis bestellte Kardinal ist unser und des neuen Seligen Landsmann, Friedrich Kardinal Wetter. Wie Nardini war Kardinal Wetter Priester unseres Bistums. Fünfzehn Jahre leitete er als Bischof die Diözese Speyer, der auch Nardini diente. Als Erzbischof von München und Freising ist er jetzt auch Metropolit für das Bistum Regensburg, wo sich in Mallersdorf das Mutterhaus der von Nardini gegründeten Schwesterngemeinschaft befindet. Kardinal Wetter ist deshalb für die Feier der Seligsprechung Nardinis im Speyerer Dom, wo dieser gefirmt und zum Priester geweiht wurde, geradezu prädestiniert.

Die Seligsprechung Nardinis in Speyer wird ein Ereignis ganz eigener Art sein. Der Papstbesuch in Speyer am 4. Mai 1987 war gewiss ein Jahrtausendereignis. Aber der Papst kam und ging. Das Weltjugendtagskreuz kam im letzten Jahr in unsere Diözese, machte an 90 Orten Station. Aber sein Weg führte dann weiter nach Köln. Bei der Seligsprechung kommt Paul Josef Nardini als Seliger zu uns – und er bleibt! Für immer. Er wird uns und den kommenden Generationen von Gott durch die Kirche gleichsam zum Geschenk gemacht.

Als Freund Gottes will er unser Freund werden. Mit seinem vorbildlichen Leben, Wirken und Sterben will er uns inspirieren, den persönlichen Willen Gottes in unserem Leben zu erkennen und den Weg des Heils zu gehen. Im Himmel vollendet, will er durch seine Fürsprache bei Gott auch uns helfen, die himmlische Vollendung zu finden. Als unser Bruder, der an das selige Ziel gelangt ist, will er eine Wirkungsgeschichte auslösen: bei uns persönlich, in unseren Pfarreien, in unserem Bistum. Er will den Grundvollzügen des christlichen Lebens, dem Glauben, der Hoffnung und der Liebe neuen Anstoß und neue Schubkraft geben. Dies kann aber nur geschehen, wenn wir uns intensiv auf die Seligsprechung Nardinis vorbereiten, wenn wir dankbar seine Seligsprechung feiern und wenn wir uns um ihre Nachhaltigkeit mühen.

Die Vorbereitung der Seligsprechung hat schon lange begonnen. Bereits 1995 habe ich mit einem Hirtenbrief auf die Bedeutung Nardinis hingewiesen. Beim diesjährigen Begegnungstag der emeritierten Priester, bei den Frühschichten der Jugend in der Fastenzeit, beim großen Wallfahrtstag in Maria Rosenberg in der Pfingstwoche, auf unserem Diözesankatholikentag in Johanniskreuz, bei der Priesterweihe, in der Aussendungsfeier der Gemeinde- und Pastoralreferenten, bei den Annaberg-Wallfahrten an den neun Diensten in der Sommerzeit, bei der Tagung des Klerusverbandes, bei Studientagen in Pirmasens und in Maria Rosenberg – immer war Nardini Thema.

Alle Priester, Diakone, hauptamtlichen Laienmitarbeiterinnen und Laienmitarbeiter haben von mir einen persönlichen Brief zur Seligsprechung erhalten. Umfangreiches Informationsmaterial zum Leben und zur Bedeutung Nardinis wurde bereits an jede Pfarrei gesandt und kann von dort nachbestellt werden. Bei den Firmungen bekommen die neu gefirmten Jugendlichen ein Nardini-Bildchen. Unsere Bistumszeitung „der pilger“ bringt seit längerer Zeit jede Woche eine ganzseitige Nardini-Information. Nardini-Lieder wurden getextet. Ein Nardini-Film wurde hergestellt. Sogar ein Nardini-Musical ist entstanden. Viele sind von der Nardini-Ausstellung in unserem Dom beeindruckt und waren es auf dem Deutschen Katholikentag in Saarbrücken.

Ab heute beginnt nun die letzte Vorbereitungsphase der Seligsprechung. Flächendeckend soll in unserem Bistum ein ausgeprägtes Nardini-Bewusstsein entstehen. Seine schwierige, geradezu aussichtslose Kindheit, seine Schulzeit in Germersheim und Speyer, sein Studium mit Promotion in München, seine priesterliche Tätigkeit in Frankenthal, im bischöflichen Konvikt in Speyer, in Geinsheim und vor allem in Pirmasens, die Gründung und Geschichte seines Schwesternordens sollten möglichst bald überall bekannt sein. Heute Nachmittag werden am Grab Nardinis in Pirmasens die zehn Dekane unserer Diözese je einen Erinnerungsgegenstand an Nardini, unter anderem sein Messbuch, seinen Kelch und sein Brevier, entgegennehmen. In den folgenden Wochen schließen sich zentrale Veranstaltungen in den Dekanaten an, in denen die Bedeutung dieser Symbole für das Leben Nardinis und für die Kirche von heute erschlossen wird. Aber auch die einzelnen Pfarreien, die Gremien, Gruppen und Schulklassen in unseren Gemeinden erhalten Arbeitshilfen, um sich mit der Gestalt Nardinis zu befassen.

Sein Gedenkbildchen mit den Lebensdaten und Gebeten sollte in keinem Gotteslob fehlen. Unmittelbar vor der Seligsprechungsfeier wird in allen Gemeinden an neun Tagen eine tägliche Gebetszeit, eine Novene, gehalten.

Zur Seligsprechungsfeier selbst am 22. Oktober im Speyerer Dom sind alle Gläubigen unserer Diözese eingeladen. Jede Pfarrei sollte vertreten sein. Auch wenn nicht alle Teilnehmer im Dom Platz finden, können sie die Feier auf Großleinwänden im Domgarten miterleben und mitvollziehen. Im Anschluss daran wird, wie es die Tradition gebietet, auf dem Domplatz aus dem gefüllten Domnapf Wein kredenzt. Am darauffolgenden Sonntag, den 29. Oktober, wird dann in allen Pfarreien zum ersten Mal die heilige Messe zu Ehren des seligen Paul Josef Nardini gefeiert. Sein Bild wird

an diesem Tag jede Kirche unseres Bistums schmücken. Sein jährlicher Gedenktag wird der 27. Januar, sein Todestag, sein Geburtstag für den Himmel, sein.

Die Seligsprechung Nardinis darf aber kein Ereignis werden, das danach der Vergangenheit angehört. Sie muss ein Anfang sein. Unser neuer Seliger muss für uns immer mehr ein spirituelles und pastorales Leitbild werden. Wir können ihn nicht kopieren und brauchen es auch nicht. Aber je mehr wir uns auf ihn einlassen, umso mehr wird er uns die Augen öffnen für die heutigen Herausforderungen des kirchlichen und gesellschaftlichen Lebens. Er zeigt uns die Notwendigkeit und Würde des Priesters. Von ihm, dem Pfarrer und Dekan, lernen wir, dass die Pfarrei der Ernstfall von Kirche ist, dass ihre wesentlichen Lebensvollzüge der Glaubensdienst, der Gottesdienst mit der Feier der Sakramente und der Heiligenverehrung sowie der Caritasdienst sind. Am Wirken Nardinis können wir ablesen, wie aus einer Pfarrei, in der es um Gläubigkeit und religiöse Praxis schlecht bestellt war, eine lebendige Gemeinde wird.

Dies ereignet sich, wenn Predigt, Eucharistie und Bußsakrament im Mittelpunkt stehen. Wenn mit dem Priester auch die Laien das kirchliche Leben mittragen. Wenn Ordensfrauen sich in der Pfarrei und für die Pfarrei einsetzen. Wenn der Pfarrer mit dem Bischof und mit den anderen Priestern kooperativ zusammenarbeitet. Wenn auch das gesellschaftliche Leben im Licht des christlichen Glaubens gesehen und gestaltet wird. Wenn gute Beziehungen zu den nichtkatholischen Christen aufgebaut werden.

Vor allem aber ist der selige Nardini ein Augenöffner dafür, dass christliche Seelsorge auch Leibsorge, auch soziales Engagement bedeutet. Mit Recht nennt man ihn Sozialapostel. Gerade weil ihm das seelische Heil seiner Gläubigen am Herzen lag, verzehrte er sich auch in der Sorge für die vernachlässigten Kinder, für die alleingelassenen Alten, Kranken und Sterbenden, für den Aufbau gesunder Familien. Diese Sorge führte ihn 1855 zur Gründung eines sozialapostolischen Frauenordens. Bis heute hatte er 8.000 Mitglieder. Er leistete und leistet Großartiges in Deutschland, in Rumänien, in Südafrika.

Seine Devise lautete: „Man muss die leiblichen Werke der Barmherzigkeit mit den geistigen Werken der Barmherzigkeit verbinden. Wir wollen vor allem denen helfen, die sich noch nicht und die sich nicht mehr helfen können.“ Welcher Anruf heute an uns! Die Notwendigkeit der Verlebendigung unserer Pfarreien, die mangelnde moralische, kulturelle, religiöse und kirchliche Sozialisation vieler Kinder, die Zerrüttung zahlreicher Ehen und Familien, die Isolierung und Vereinsamung vieler

Mitmenschen, die Problemfelder Abtreibung und Euthanasie rufen nach dem Vorbild und nach der Fürbitte Nardinis bei Gott.

Liebe Schwestern und Brüder, wir wollen den seligen Paul Josef Nardini zu unserem Seligen machen! Er soll für alle Zukunft unsere altehrwürdige Diözese prägen und ihr geistliches Leben mitbestimmen. Wer an das Bistum Speyer denkt, soll nicht nur an den Dom, nicht nur an eine fast zweitausendjährige christliche Glaubensgeschichte, nicht nur an Pirminius und Edith Stein, sondern künftig auch an Paul Josef Nardini denken.

Zuerst und zuletzt aber wollen wir Gott danken. Sein Ruhm ist die Schar der Heiligen. Er hat unserer Diözese Nardini als exemplarischen Priester und Seelsorger, als Sozialreformer und Ordensgründer geschenkt. Er schenkt ihn uns jetzt als Seligen. Er hat Paul Josef Nardini gesegnet. Er segnet uns jetzt mit ihm. Ihm, dem dreieinigen Gott, sei Dank, Ehre und Lobpreis jetzt und in Ewigkeit.

Sein Segen begleite Sie alle Zeit!

In herzlicher Verbundenheit des Glaubens und des Gebetes.

Speyer, 15. August 2006, Fest der Aufnahme Marias in den Himmel, Patroziniumsfest unseres Domes

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 6 vom 23. August 2006

Die Sendung der Kirche erfordert die Zusammenarbeit aller

Vorwort des Bischofs zur Fortschreibung des Pastoralplanes

Der von mir am 28. Juni 1993 in Kraft gesetzte Pastoralplan wurde nach einer mehr als 10-jährigen Erprobungszeit sowohl in der Abteilung für Gemeindeseelsorge im Bischöflichen Ordinariat als auch in verschiedenen Projektgruppen des diözesanen Entwicklungsprozesses „Aufbruch“ in den Jahren 2003 und 2004 intensiv überdacht und von einer eigens dazu eingesetzten Arbeitsgruppe in den Jahren 2005 und 2006 redigiert.

Prägend auch für die Gestalt des vorliegenden Textes waren die seitherigen Erfahrungen u.a. bei der Gewinnung und dem Einsatz ehrenamtlicher Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter im Bereich der drei Grunddienste und die Erfolge, die bei der Schulung dieser Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter gemacht wurden, die Erfahrungen bei der Bildung und Begleitung von Pfarreiengemeinschaften und dem damit verbundenen Einsatz von Pastoralteamleiterinnen bzw. Pastoralteamleitern sowie die Praxis sonntäglicher Wortgottesdienste, wo keine Eucharistiefeier mehr möglich war.

Darüber hinaus haben wir seit 1993 in unserer Diözese und in der ganzen Weltkirche große und bewegende Ereignisse miterleben dürfen, wie z.B. die Vorbereitung auf das große Jubiläumsjahr mit der Lourdes-Wallfahrt und dem ökumenischen Höhepunkt am Pfingstfest 2000 in Speyer, ein neues Hören der Jugend auf den Papst, das sich vor allem an der großen Begeisterung bei den Weltjugendtagen zeigt, und schließlich den Tod von Papst Johannes Paul II. und die Wahl seines Nachfolgers Benedikt XVI., der in seinen Ansprachen die Herzen vieler Menschen erreicht. Außerdem lässt sich eine Veränderung in vordringlichen theologischen Fragestellungen feststellen, in deren Folge neben nachkonziliaren Fragen, wie z. B. nach der Zulassung zum geweihten Amt, andere Themen in den Vordergrund treten, wie der Schutz des menschlichen Lebens an seinem Anfang und an seinem Ende und der Dialog zwischen den Kulturen und Religionen.

Schließlich prägen uns auch nachhaltig jene Entwicklungen, die Deutschland, Europa und die ganze Welt bewegen, nämlich der in den vergangenen Jahren immer bewusster werdende Bevölkerungsrückgang in Mitteleuropa, die Bildung einer immer mehr durch viele Kulturen geprägten Gesellschaft und die zunehmenden finanziellen Nöte im öffentlichen Bereich, die auch eine Finanzkrise innerhalb der Kirche in Deutschland und auch innerhalb unseres Bistums bewirkten.

Wie bereits 1993 gilt auch heute meine Einladung an alle Verantwortlichen zu einer neuen und verstärkten Kooperation von Priestern, Diakonen, hauptamtlichen Seelsorgerinnen und Seelsorgern und von ehrenamtlichen Mitarbeitern und Mitarbeiterinnen. Was Johannes Paul II. den deutschen Bischöfen beim Ad-limina-Besuch im Dezember 1992 sagte, möchte ich deshalb an dieser Stelle wieder ins Gedächtnis rufen:

„Die Anwesenheit der Priester ist an vielen Orten notwendig. Dennoch verlangt die pastorale Situation, dass die hauptberuflichen Mitarbeiter in den Pfarrgemeinden sich ihrer Verantwortung noch mehr bewusst werden [...] Die Sendung der Kirche erfordert eine bewusste Zusammenarbeit aller, die in der Seelsorge unter der Verantwortung der Bischöfe stehen [...] Eine fruchtbare Zusammenarbeit aller wird bei jedem Christen das Bewusstsein vermitteln, dass die Kirche, die Diözese und die Pfarrei seine eigene Sache ist und dass in der Tat sein Heil auf dem Spiel steht. Jeder Getaufte hat in der Kirche seinen Platz, denn Christus erwartet ihn dort.

Dementsprechend gilt es, Mitverantwortung zu fördern, Schwerpunkte zu bilden, die gemeinsame Arbeit abzusprechen und aufzuteilen und einzelne Aufgaben und Verantwortungen sinnvoll zu delegieren [...] Auf die territoriale Pfarrgemeinde kann nicht verzichtet werden [...] Achtet darauf, dass die Pfarrgemeinde lebendig bleibt und einen festen Ansprechpartner für die Gläubigen hat. Trotz der Probleme, die sich aus dem Priestermangel ergeben, sollten gewachsene Strukturen möglichst nicht zerstört werden und kleinere Gemeinden nicht durch Zentralisierung geistlich ausgehungert werden“ (Verlautbarungen des Apostolischen Stuhles, 108, S. 30 u. 41).

Die gesamte Pastoral wird auch weiter unter dem epochalen Imperativ einer Neuevangelisierung stehen, d. h. der Erkundung und Wahrnehmung aller Möglichkeiten, den Glauben der katholischen Kirche ebenso unverkürzt wie zeitnah zur Sprache zu bringen und zu vermitteln. Dabei bleibt es mir ein Herzensanliegen, dass die gesamte Seelsorge inhaltlich gekennzeichnet ist durch:

- eine Berufungspastoral, d. h. die Befähigung aller, für Gott und sein persönliches Wort sensibel und hörfähig zu sein;
- eine Gebetspastoral, d. h. die Einübung des Dialogs mit Gott in der Gebetstradition der Kirche;
- eine Eucharistiepastoral, d. h. der Aufbau einer eucharistischen Kultur bei den Einzelnen und in der Gemeinde, wozu auch eine Wiederentdeckung des Bußsakramentes gehört;

– eine Ehe- und Familienpastoral, weil die christliche Familie, die eine christliche Ehe zum bleibenden Fundament hat, die erste und wichtigste Lebenszelle der Kirche ist. Zum Abschluss meiner Amtszeit als Bischof von Speyer habe ich auf diesem Hintergrund die Fortschreibung des Pastoralplanes gefördert und setze seine überarbeitete Fassung hiermit in Kraft.

Ich verbinde damit den Wunsch, dass unsere Diözese immer mehr dem Beispiel der Urgemeinde nacheifert, die an der Lehre der Apostel festhielt und an der Gemeinschaft, am Brechen des Brotes und an den Gebeten, so dass der Herr unserer Gemeinschaft täglich diejenigen hinzufügt, die gerettet werden sollen (vgl. Apg 2, 42.47).

Speyer, 2. Februar 2007, dem Fest der Darstellung des Herrn

Dr. Anton Schlembach
Bischof von Speyer

OVB Nr. 5 vom 13. März 2007

Bischöfe kommen und gehen, der Herr der Kirche aber bleibt

Wort zur Beendigung des Dienstes als Diözesanbischof

Liebe Mitchristen, Schwestern und Brüder im Bistum Speyer!

Die kirchliche Ordnung sieht vor, dass ein Diözesanbischof mit 75 Jahren den Papst um Entpflichtung von seinem Amt bittet. Ich habe dies getan, und der Heilige Vater hat meinem Antrag entsprochen. Seine Entscheidung war eine gute Entscheidung. Nach über 23 Dienstjahren und in Anbetracht meiner altersbedingt nachlassenden Kräfte tut es dem Bistum und mir gut, wenn die Leitung der Diözese in jüngere Hände gelegt wird. Gestern habe ich mich mit einem festlichen Pontifikalamt im Dom vom Amt des Diözesanbischofs von Speyer verabschiedet. Mit diesem Brief möchte ich mich noch einmal mit einem Abschiedswort an Sie alle wenden.

Vieles macht mich sehr dankbar

Der selige Paul Josef Nardini schrieb als Zwanzigjähriger in sein Tagebuch: „Es ist Pflicht für jeden Menschen, am Ende eines jeden Tages, einer Woche oder eines bestimmten Zeitabschnittes innezuhalten und zurückzublicken. Diese Pflicht ist umso größer, je umfassender, je wichtiger und je ernsthafter der Zeitabschnitt ist.“ Im Rückblick auf meine Amtszeit als Bischof, der naturgemäß nur sehr begrenzt und subjektiv sein kann, kommt vieles in den Blick, das mich zunächst sehr, sehr dankbar macht.

Gott hat mir Kraft, Durchhaltevermögen und viel Freude geschenkt

Sie, liebe Schwestern und Brüder, haben in großer Zahl, unübersehbar und oft sehr eindrucksvoll den katholischen Glauben gelebt und bezeugt: in der Familie, im Beruf, in den kirchlichen Verbänden und Gremien, in zahllosen Diensten von der christlichen Erziehung bis zur christlichen Sterbebegleitung, in der Wahrnehmung der vielen, oft kaum beachteten Aufgaben des Pfarreilebens, nicht zuletzt mit Ihrer vorbildlichen Spendenbereitschaft. Der Einsatz unserer Caritas, unsere Bistumszeitung „der pilger“, die Aktivität meiner „Bischöflichen Stiftung für Mutter und Kind“ machen mich stolz. Nicht zuletzt bin ich auch denen dankbar, die in ihrem christlichen Sterben ein Glaubenszeugnis abgelegt haben.

Immer wieder werde ich an das Wort meines Vorgängers und Landsmanns Michael Faulhaber erinnert: „O Pfälzer Dom, wie gewaltig bist du! O Pfälzer Land, wie schön bist du! O Pfälzer Volk – die Saarpfälzer natürlich mit eingeschlossen – wie treu bist

du!“ Besonderen Dank schulde ich meinen engsten Mitarbeitern: den Weihbischöfen und Generalvikaren, den Mitgliedern des Allgemeinen Geistlichen Rates, den Priestern, den Diakonen, den Ordensleuten, den Religionslehrerinnen und Religionslehrern, den hauptamtlichen pastoralen Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern.

Wie viel großartiges kirchliches Engagement es in unseren Pfarreien gibt, wurde mir Jahr für Jahr bei der Verleihung der Pirminius-Plakette bewusst; oder wenn ich bei meinen Besuchen in den Pfarreien beispielsweise die Ministrantengruppen und Kirchenchöre erleben konnte.

Zeugnis kirchlicher Lebendigkeit sind auch die großen, sich wiederholenden Feiern auf Diözesanebene: die Diözesankatholikentage, die Sternsinger Gottesdienste und die Chrisammessen im Dom, die Behindertengottesdienste und Diözesanmusiktage, die Wallfahrten in Maria Rosenberg und auf dem Annaberg oder die Priesterweihen, um auch hier nur einige Beispiele zu nennen.

Die Glaubenskraft unserer Diözese zeigte sich darüber hinaus in einmaligen Großereignissen, die meine Amtszeit prägten. Zu ihnen gehörten die herzliche Aufnahme bei meiner Bischofsweihe, der Papstbesuch 1987, der Jubiläumsgottesdienst 1990 zur Zweitausendjahrfeier der Stadt Speyer mit Kardinal Ratzinger, dem heutigen Papst Benedikt XVI., das Triduum bei der Selig- und Heiligsprechung von Edith Stein, die diözesane Heilig-Rock-Wallfahrt 1996, die dreijährige Vorbereitung und die Feier des Großen Jubiläums 2000 mit der diözesanen Lourdes-Wallfahrt 1998, mit der Erneuerung der Weihe des Bistums an Maria und mit dem ökumenisch geprägten Christfest, das Pirminius-Jahr 2003, schließlich die Seligsprechungsfeier unseres Diözesanpriesters Paul Josef Nardini. Hier liegen geistliche und pastorale Ressourcen, aus denen das Bistum auch in Zukunft schöpfen kann.

Sehr dankbar bin ich für das gute ökumenische Miteinander mit der Evangelischen Kirche der Pfalz auf allen Ebenen des kirchlichen Lebens. Nicht weniger hoch zu schätzen sind die partnerschaftlichen Beziehungen zu allen staatlichen Behörden von den Kommunen bis zu den Landesregierungen. Diese gewachsene Dialog- und Verhandlungskultur ist ein Kapital, das sich als Segen für alle Menschen in unserer Region erweist. Sie gehört zum Kitt, der die Gesellschaft zusammenhält.

Trotz schmerzlicher Entwicklungen ist Resignation nicht angesagt

Beim Rückblick auf meine Amtszeit dürfen aber auch besorgniserregende und schmerzliche Entwicklungen nicht übersehen werden. Die Bilanz ist nicht nur positiv. Leider schreiben wir auch rote Zahlen.

Die Zahl der Katholiken ist um rund 100.000 auf etwas über 600.000 zurückgegangen. Die Teilnahme am Sonntagsgottesdienst hat pro Jahr durchschnittlich um ein halbes Prozent abgenommen und liegt zurzeit unter 13 Prozent. In vielen Gottesdiensten fehlen die Kinder und Jugendlichen. Eine größere Zahl von Jugendlichen lässt sich nicht firmen. Das Bußsakrament ist weithin vergessen.

Das Glaubenswissen vieler ist der Auseinandersetzung mit einem unchristlichen Denken kaum gewachsen. Der Einsatz für eine Neuevangelisierung und für eine Kultur des Lebens von der natürlichen Empfängnis bis zum natürlichen Sterben – auch in der Gesetzgebung – ist oft viel zu schwach. Auffassungen über die menschliche Geschlechtlichkeit, über Ehe und Familie, die im Widerspruch zur Schöpfungsordnung stehen und deshalb gegen das Wohl des Menschen und des menschlichen Zusammenlebens stehen, werden kaum durchschaut. Sie werden von vielen Christen hingenommen und sogar übernommen.

All dies macht deutlich: Es gibt nicht nur Positives im kirchlichen Leben, es gibt auch einen Mangel an Glauben, Glaubensüberzeugung und Glaubensfreude. Die Kirche, auch unser Bistum Speyer, lebt aber von Menschen, die ihren Glauben entschieden leben und weitergeben, die sich in ihren Gemeinden engagieren und die sich für den Priester-, Ordens- oder Missionsberuf entscheiden.

Angesichts einer realistischen Bestandsaufnahme des kirchlichen Lebens in unserem Bistum kann es eigentlich nicht überraschen, dass manches aufgegeben werden muss und Sparmaßnahmen notwendig sind, dass Pfarreien zu kooperierenden Pfarreien-Gemeinschaften zusammengeschlossen werden und die seelsorglichen Schwerpunktsetzungen neu überdacht werden müssen.

Das ist schwierig, aber kein Grund zur Resignation oder gar zum Pessimismus. Im Gegenteil! Wir dürfen die bereits genannten Zeichen kirchlicher Lebendigkeit nicht aus dem Blick verlieren. An sie müssen wir anknüpfen. Sie gilt es weiterzuentwickeln. An nicht wenigen Stellen zeigt sich eine Wende zu stärkerer Gläubigkeit und Kirchlichkeit. Die eucharistische Anbetung wird wieder gepflegt. Gerade auch Jugendliche treffen sich regelmäßig in Gebetsgruppen. Viele machen Exerzitien im Alltag. Die Hospizbewegung hat überall Fuß gefasst. Die Ministranten und Ministrantinnen sind

Hoffnungsträger. Die Kirchenkritik, vor allem die Papstkritik ist leise geworden oder ganz verstummt. Angesichts der vielen Probleme in unserem Land, in Europa und in der Menschheit ist Religion neu gefragt, findet die Stimme des kirchlichen Lehramtes, wie lange nicht mehr, aufmerksames Gehör.

Wir haben in unserem Bistum die neu entstandenen Probleme nicht verharmlost oder gar übersehen. Wir haben uns den spirituellen und pastoralen, den personellen und strukturellen Herausforderungen gestellt. Wir werden auch die augenblicklichen finanziellen Schwierigkeiten bewältigen.

Schon 1993 haben wir den diözesanen Pastoralplan erarbeitet. Er zielte auf die Aktivierung unserer Pfarreien unter den neuen Rahmenbedingungen. Seine Grundanweisungen zu einem lebendigeren Glaubens-, Gottes- und Caritasdienst sind auch weiterhin Hilfen, nicht nur für das Überleben, sondern für einen echten neuen Aufbruch unserer Pfarreien. Letztlich geht es immer um ganz einfache Grundsätze, die sich schon in den früheren Generationen bewährt haben: kein Tag ohne Gebet – keine Woche ohne Gottesdienst – kein Jahr ohne Kirchenjahr. Wir sind auf Erden, um Gott zu erkennen, ihn zu lieben, ihm und allen Mitmenschen zu dienen und dadurch in den Himmel zu kommen. Verbundenheit mit Pfarrei, Bistum und Weltkirche, ebenso Marienverehrung, Treue zum Petrusamt und apostolische Weltverantwortung: das sind Kennzeichen der katholischen Christen.

Paul Josef Nardini wurde uns auch deshalb in dieser Zeit als Seliger geschenkt, damit wir an ihm ablesen, was Pfarrei und Pfarrer, was Pfarreierneuerung und rechte Wege der Seelsorge sind. Wenn wir uns an ihn als ein Vorbild halten, werden wir ihn auch als Fürsprecher bei Gott erfahren.

Mit Ihnen bete ich um einen guten Nachfolger

Zu Beginn dieses Hirtenbriefes habe ich aus gutem Grund gedankt. Zum Schluss drängt es mich, um Nachsicht und Vergebung zu bitten. Vielen bin ich vieles schuldig geblieben. Denen ich weh getan und die ich verletzt habe, sie mögen mir verzeihen. Zu denen ich anmaßend und lieblos war, sie mögen mir verzeihen. Wo ich zu nachgiebig, zu unentschlossen war, wo ich geschwiegen habe, aber hätte reden und handeln müssen, wo ich geredet habe, besser aber hätte schweigen sollen, bitte ich um Verzeihung. Alle mögen mit mir und für mich die Barmherzigkeit Gottes erbitten. Sollte es von meiner Seite aus irgendetwas zu verzeihen geben, so ist es längst geschehen.

Den Bischofsstab habe ich gestern aus der Hand gegeben. Den Bischofsring werde ich weiter tragen. Er wird Ausdruck meiner Gebetsverbundenheit mit meinem geliebten Bistum Speyer bleiben.

Auch wenn ich nicht mehr amtierender Diözesanbischof von Speyer bin, bleibe ich Bischof – so wie ein emeritierter Pfarrer Priester bleibt. Auch wenn mein Name nicht mehr im Hochgebet der Eucharistiefeier genannt wird, so bitte ich Sie, dort bei der Erwähnung aller Bischöfe auch meiner zu gedenken und mich weiterhin in Ihr persönliches Gebet einzuschließen.

Die Bischöfe kommen und gehen. Der Herr der Kirche, der zum Bischofsamt in der Nachfolge der Apostel beruft, bleibt derselbe.

Christus, den Petrus den „Erzhirten“ und „Bischof der Seelen“ nennt (1 Petr 2,25; 5,4), wird Speyer nicht ohne bischöflichen Hirten lassen. Nach mir, dem 95. Bischof von Speyer, wird es auch den 96. geben. Herzlich bitte ich Sie, diesen gut aufzunehmen, treu zu ihm zu stehen und mit ihm den Glauben und das kirchliche Leben im dritten christlichen Jahrtausend weiterzutragen. Schon der Apostelschüler Ignatius schreibt: „Wo der Bischof ist, da ist die Kirche. Haltet zum Bischof, auf dass auch Gott zu euch halte“ (ad Smyrn, VIII, ad Polye, VI).

Mit Ihnen bete ich um einen guten, um einen besseren Nachfolger

Für alles Vergangene „Vergelt's Gott!“. Für alles Kommende: „Segne es Gott!“.

Wie bisher – aber zum ersten Mal als Ihr ehemaliger Diözesanbischof – spreche ich Ihnen jetzt zu:

Auf die Fürsprache der allerseligsten Jungfrau Maria, der Patrona Spirensis, auf die Fürsprache des heiligen Pirminius, der heiligen Edith Stein, des seligen Paul Josef Nardini und aller Heiligen segne, behüte und begleite Euch der dreieine Gott, der Vater und der Sohn und der Heilige Geist!

27. Januar 2007, am Gedenktag des seligen Paul Josef Nardini.

Dr. Anton Schlembach
Emeritierter Bischof von Speyer

OVB Nr. 3 vom 10. Februar 2007